

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik und Wirtschaft



**spw - 16**



**Wirtschaftspolitik  
und Arbeiterbewegung in Westeuropa**

ISSN 0170-4613

9,80 DM

5. Jahrgang — September 1982

**Herausgeber:** Detlev Albers (Bremen), Heinz Albrecht (Berlin-West), Erhard Eichert (Herford), Josef Hindels (Wien), Klaus Peter Kisker (Berlin-West), Heinrich Lienker (Bielefeld), Werner Loe-we (Hamburg), Klaus Thüsing (Paderborn), Klaus-Peter Wolf (Berlin-West).

**Ständige Mitarbeiter:**

Burchard Bösche (Frankfurt), Arno Brandt (Hannover), Walter Fabian (Köln), Rainer Frank (Konstanz), Alfred G. Frei (Konstanz), Herbert Grimberg (Bremen), Joachim Günther (Berlin-West), Michael Häupl (Wien), Mechtild Jansen (Köln), Mathias Kohler (Mannheim), Monica Lochner (München), Traute Müller (Hamburg), Dieter Muth (Hamburg), Kurt Neumann (Berlin-West), Norman Paech (Hamburg), Arno Pasternak (Emden), Peter Pelinka (Wien), Ludger Ro-sengarten (Münster), Ulrich Schöler (Bonn), Martin Wilke (Ochtrup), Jochen Zimmer (Duisburg), Burkhard Zimmermann (Berlin-West), Heinz Zoller (Karlsruhe).

**Redaktion:** Karin Gauer-Krusewitz, Frank Heidenreich, Knut Krusewitz, Gerald Mackenthun, Hans Raßmes, Christiane Rix-Mackenthun, Dieter Scholz, Andreas Westphal.

**Sekretariat:** Dieter Klumpp und Joachim Pieczkowski

**Verlag, Redaktion und Auslieferung:** Libellenstraße 6a, D-1000 Berlin 38, Tel.: (030) 8033429

**Anzeigen:** Andreas Runze, Leonhardtstr. 8/9, D-1000 Berlin 19, Tel.: 030/3237461

**Verlag:** spw-Verlag/Redaktion GmbH, Berlin/West, HRB 13699  
Geschäftsführer: Frank Heidenreich, Hans Raßmes, Dieter Scholz

Copyright © spw-Verlag/Redaktion GmbH 1982.  
Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten.

Satz: Barbara Steinhardt, Berlin-Zehlendorf. — Herstellung: Oktoberdruck, Berlin-Kreuzberg.  
Umschlaggestaltung: Jürgen Holtfreter. Auflage: 1.-3. Tausend September 1982

Die spw erscheint 1982 in 4 Heften mit einem Jahresumfang von 516 S. Die Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. Der Buchhandelspreis beträgt 9,80 DM, in der Republik Österreich 75,— ÖS, in der Schweiz 9,— sfr. Im Abonnement kostet das Heft 7,— DM zuzügl. Versand, im Einzelverkauf über sozialdemo-kratische Organisationen 7,— DM (50,— ÖS)

Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit, übernimmt jedoch keine Haftung für unverlangt ein-gesandte Beiträge. Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinschrift einseitig be-schrieben und mit einem Rand von 30 Anschlägen versehen sein. Aufsatzbeiträge sollen nicht mehr als 17 Manuskriptseiten umfassen.

Konten: Bank für Gemeinwirtschaft (BfG) Berlin 1115028300 (BLZ 100 101 11)  
Postcheckamt Berlin West 109974 - 105 (BLZ 100 100 10)

**Beilagenhinweis:** Dieses Heft enthält eine Beilage

Wir lassen die ersten drei Jahrgänge (1978 bis 1980) auslaufen. Sie werden nicht neu aufgelegt.



3,— DM

## SONDERVERKAUF

spw 1 bis 9  
SH 1 bis 3

## PREISHERABSETZUNGEN BIS ZU 45%!

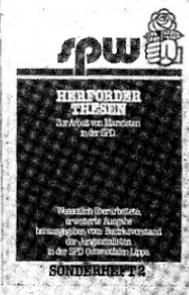
Das Angebot gilt vom 1. September bis zum 15. Dezember 1982.

Ab 15.12.82 gelten wieder die alten Preise. Wenn der Bestand eines Heftes auf 40 Exemplare gesunken ist, können Archivexemplare später, solange der Vorrat reicht, zum vollen Preis bezogen werden.

### Sonderpreise:

Das Einzelheft kostet im Rahmen dieser Aktion nur 3,50 DM (spw 1 bis 5) bzw. 4,— DM (spw 6 bis 9), die Sonderhefte 3,— DM (SH 1), 5,— DM (SH 2) bzw. 7,50 DM (SH 3).

Um den Vertriebsaufwand tragbar zu machen, muß Ihre Bestellung mindestens einen Rechnungsbetrag von 8,— DM ergeben. Hinzu kommen 2,— DM für den Versand (unabhängig von der Zahl der Hefte). Der Mindestbetrag, mit dem Sie an der Aktion teilnehmen können, beträgt also 10,— DM (z.B. für SH 1 und 2 oder spw 6 und 8 oder für je 1 spw 1,3 und 4). **Bei Bestellungen zu 25,— DM und darüber (z.B. spw 1 bis 5 und SH 3) entfallen die Versandkosten.**



5,— DM

**Wichtig:** Genaue Inhaltsangaben der Hefte und der SH-Bände 1 und 3 finden Sie im Register der ersten vier Jahrgänge in spw 14 auf den Seiten IVff.

### Und so wird es gemacht:

Sie füllen auf der Rückseite der anhängenden Zahlkarte die Bestellung sorgfältig aus. Den von Ihnen errechneten Betrag können Sie entweder bei der Post einzahlen oder von Ihrem Postscheckkonto überweisen. Beides geht mit der vorgedruckten Zahlkarte. Wenn Sie für 25,— DM oder mehr Hefte bestellen, streichen Sie die Versandkosten einfach durch. Vergessen Sie nicht, **Ihren Namen und die vollständige Adresse in Druckbuchstaben** zu schreiben, damit unsere Sendung Sie zuverlässig erreicht.



7,50 DM





4,- DM



4,- DM



4,- DM

<p>Postcheckkonto Nr. des Absenders</p> <p><b>Empfängerabschnitt</b></p> <p>DM   Pf</p> <p>für Postcheckkonto Nr.</p> <p><b>109974 — 105</b></p> <p>Absender (mit Postleitzahl) der Zahlkarte bzw. Postüberweisung</p>	<p>Absender der Zahlkarte</p> <p>DM   Pf</p> <p>für Postcheckkonto Nr.</p> <p><b>109974 — 105</b></p> <p>Postkarte/Postüberweisung</p> <p>Die stark umrandeten Felder sind nur auszufüllen, wenn ein Postcheckkontoinhaber das Formblatt als Postüberweisung verwendet (Erläuterung siehe Rückseite)</p> <p>DM   Pf</p> <p>(DM-Betrag in Buchstaben wiederholen)</p>	<p>Für Vermerke des Absenders</p> <p>Postcheckkonto Nr. des Absenders</p> <p><b>Einlieferungsschein/Lastschriftzettel</b></p> <p>DM   Pf</p> <p>für Postcheckkonto Nr.</p> <p><b>109974 — 105</b> Bln W</p> <p>Postvermerk</p> <p>spw-Verlag/Redaktion Libellenstr. 6a in 1000 Berlin 38</p>
<p>Verwendungszweck</p> <p>spw-Sonderverkauf 1982</p> <p>Bestellung siehe Rückseite</p>	<p>Ausstellungsdatum</p> <p>Unterschrift</p> <p>Postcheckkonto Nr.</p> <p><b>109974 — 105</b></p> <p>Postcheckkonto</p> <p><b>Berlin West</b></p> <p>spw Verlag/Redaktion Libellenstr. 6a in 1000 Berlin 38</p>	<p>Postcheckteilnehmer</p> <p>Postcheckkonto Nr.</p> <p><b>109974 — 105</b></p> <p>Postcheckkonto</p> <p><b>Berlin West</b></p>

**Einlieferungsschein / Laetschriftzettel**  
(nicht zu Mittellungen an den Empfänger benutzen)

Gebühr für die Zahlkarte  
(wird bei der Einlieferung bar erhoben)

bis 10 DM ..... 70 Pf  
über 10 DM (unbeschränkt) 1,20 DM  
Bei Verwendung als Postüberweisung  
gebührenfrei

Bedienen Sie sich  
der Vortelle eines  
eigenen Postscheckkontos  
Auskunft hierüber erteilt jedes Postamt

**Hinweis für Postscheckkontoinhaber:**

Dieses Formblatt können Sie auch als Postüberweisung benutzen, wenn Sie die stark umrandeten Felder zusätzlich ausfüllen. Die Wiederholung des Betrages in Buchstaben ist dann nicht erforderlich. Ihren Absender (mit Postleitzahl) brauchen Sie nur auf dem linken Abschnitt anzugeben.

1. Abkürzung für den Namen Ihres Postscheckamts (PSchA) s. unten
2. Im Feld „Postscheckkontoinhaber“ genügt Ihre Namensangabe
3. Die Unterschrift muß mit der beim Postscheckamt hinterlegten Unterschriftsprobe übereinstimmen
4. Bei Einsendung an das Postscheckamt bitte den Laetschriftzettel nach hinten umschlagen

**Abkürzungen für die Ortsnamen der PSchA:**

- |                     |                      |
|---------------------|----------------------|
| Bin W = Berlin West | Kln = Köln           |
| Dimd = Dortmund     | Lshfn = Ludwigshafen |
| Ess = Essen         | am Rhein             |
| Fim = Frankfurt     | Mchn = München       |
| am Main             | Nbg = Nürnberg       |
| Hmb = Hamburg       | Sbr = Saarbrücken    |
| Han = Hannover      | Sgt = Stuttgart      |
| Kirh = Karlsruhe    |                      |

Bitte senden Sie mir folgende Hefte		Priels
Anzahl	Heft-Nr.	
	spw 1	
	spw 2	
	spw 3	
	spw 4	
	spw 5	
	spw 6	
	spw 7	
	spw 8	
	spw 9	
	SH 1	
	SH 2	
	SH 3	
	Europalink	21,50
	Hindels	7,00
	Rechnungsbetrag	
	Ver sandkosten*	2,— DM
	Gesamtbetrag	

\* Dieferschrift ist umseitig anzugeben

\* Versandkosten nur bei einem Rechnungsbetrag unter 25,— DM addieren

**Post-Bankservice:  
Damit Sie  
Geld und Wege  
sparen -  
Postscheckkonto.**

Post - damit Sie mehr vom Geld haben

Feld  
für  
postdienstliche  
Zwecke

# Inhalt

---

Verlagsmitteilungen.....	233
Editorial.....	235

## Aktuelle Kommentare

<i>Klaus Peter Wolf</i> Völkermord im Libanon.....	237
<i>Knut Krusewitz</i> Friedensbewegung nach Bonn: Vorwärts, aber nicht vergessen!.....	239
<i>Egon Lutz</i> Operation 83: Kein tragfähiger Kompromiß.....	243
<b>Walter Fabian zum 80. Geburtstag</b> <i>Franz Walter</i> Das Wirken von Walter Fabian in der jungsozialistischen Bewegung der Weimarer Republik.....	246

## Diskussionsschwerpunkt:

### Wirtschaftspolitik und Arbeiterbewegung in Westeuropa

<i>Peter Jansen</i> Gesellschaft mit beschränkter Handlungsfähigkeit Französische Wirtschaftspolitik mit dem Rücken an der Wand.....	255
<i>Thomas Schlüter</i> Kontrastprogramme gegen die Krise: Monetarismus und alternative Wirtschaftsstrategie in Großbritannien.....	262
<i>Thomas Bieling</i> Italien: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in den 70er Jahren.....	273
<i>Jörg Goldberg</i> Wirtschaftskrisen — Ursachen und aktuelle Perspektiven.....	281

### Außerhalb des Schwerpunktes

<i>Günter Beling/Olaf Scholz/Hannes Schulze</i> Die Hamburg-Wahl und die Grün-Alternativen — ein Signal für die Sozialdemokratie.....	289
<i>Christoph Butterwege</i> Demokratische Sozialisten — Partei ohne Perspektive?.....	295
<i>Uli Schöler und Burkhard Zimmermann</i> Endlich Schluß damit — Für ein baldiges Ende dieser Koalition in Bonn.....	298
<i>Andreas Ruck</i> Neue Rüstungseskalation durch chemische Waffen.....	303
<i>Albers/Lienker/Westphal</i> Kriegsrecht in Polen: Ende der »Nationalen Verständigung«?.....	307

*Jochen Zimmer*

»Aus grauer Städte Mauern ...« — Zur Entstehung der sozialdemokratischen Jugendpflege aus der proletarischen Jugendbewegung.....	317
--	-----

**Archiv**

<i>Franz Lepinski</i> : Den Jungen. Zur Geschichte der jungsozialistischen Bewegung....	327
---	-----

**Berichte**

<i>Frank Heidenreich</i> : »50 Jahre danach — Der Preußenschlag vom 20. Juli 1932«..	331
<i>Scholz/Wasem/Wolf</i> : Auf dem Weg zum parteifrommen Jugendverband? Einschätzung des Juso-Bundeskongresses 1982.....	335
<i>Wolfgang Friedrich</i> : Die Chance der Arbeiterbewegung liegt in der Bewegung der Arbeiter« — Bericht vom 12. DGB-Bundeskongreß.....	341

**Dokumentation**

12. Ordentlicher DGB-Bundeskongreß in Berlin (Anträge).....	344
---	-----

**Besprechungen**

Bruno Trentin: Die andere Gewerkschaft ( <i>Karin Tondorf-Spieß</i> ).....	349
Volker Gransow und Michael Krätke (Hrsg.): Viktor Agartz. Wirtschaft, Lohn, Gewerkschaft ( <i>Hans-Willi Weitzen</i> ).....	351
Detlev Albers u.a.: (Hrsg.): Perspektiven der Eurolinken ( <i>Michael Krätke</i> ).....	353

**Was unterscheidet die AEG von spw?**

Die Auflage der Betriebszeitung von AEG ist höher und wird von der Firmenleitung finanziert!

Außerdem:

Die AEG ist ein Monopol!

Daher haben wir — der spw-Verlag — im Kampf mit der Krise auch keinen gräflichen Beistand aus dem Wirtschaftsministerium.

Wir bitten daher unsere Leser und Unterstützer um Förder-Abos für spw über jeweils 100,— DM!

Wir danken im voraus allen Spendern!

**Bank f. Gemeinwirtschaft Berlin, Kto: 111 502 83 00 (BLZ: 100 101 11)  
Postscheckkonto Berlin West, Kto: 109 974 — 105 (BLZ 100 100 10)**

## Verlagsmitteilungen

### 1. Alte Hefte und die SH-Bände bis zu 40% billiger!

Um unsere Lagerbestände zu räumen, starten wir hiermit eine *Sonderverkaufsaktion*. Sie gilt für die drei ersten Jahrgänge der Zeitschrift (Hefte 1 bis 9), die Sonderhefte SH 1 bis 3 und läuft bis zum 15.12.1982. Genauere Informationen enthält die vor dem Inhaltsverzeichnis dieses Heftes eingebundene Beilage.

### 2. Sammelband:

#### **Kapitalistische Krise und Strategien der Eurolinken (erscheint Oktober 82)**

Strategische Probleme linker Politik in Westeuropa standen im Mittelpunkt des diesjährigen Wiener Otto-Bauer-Symposiums (vgl. auch Bericht in *spw* 15, S. 201ff.). Die wichtigsten Beiträge erscheinen nun in deutscher Sprache im *spw*-Verlag, zusammengestellt unter dem Titel **Kapitalistische Krise und Strategien der Eurolinken** und herausgegeben von Detlev Albers, Josef Cap (SJO), Jean-Pierre Chevènement (PSF) und Pietro Ingrao (KPI). Sozialdemokraten aus Großbritannien, Frankreich, Schweden, Österreich und der



BRD diskutieren mit linken Gewerkschaftern, marxistischen Theoretikern und Eurokommunisten den Krisenzusammenhang von Kapital und Sozialstaat, die Wege zu einer neuen — sozialistischen — Logik von Produktion und gesellschaftlicher Entwicklung sowie die Beziehungen zwischen neuen sozialen Bewegungen und Eurolinken.

Der Band umfaßt 159 Seiten und kostet im Buchhandel 21,50 DM, in Österreich 150,— ÖS. Er ist ferner erhältlich bei den *spw*-Vertriebsagenten zum Organisationspreis von 15,— DM (100,— ÖS). Für Einzelbestellungen bitte die Zahlkarte der Beilage *Sonderverkauf* in diesem Heft benutzen, auf ihrer Rückseite den Bestellabschnitt ausfüllen und *incl. Versand* 21,50 DM überweisen. Der Zahlungseingang gilt als Bestellung.

**Achtung: Vorzugspreis für *spw*-Abonnenten: 12,— DM (incl. Versand)**

### 3. Wir liefern aus:

#### **Josef Hindels, Marxismus und Gegenwart, Wien 1982**

Die jüngste Veröffentlichung des *spw*-Mitherausgebers *Josef Hindels* behandelt Grundfragen der marxistischen Theorie (materialistische Geschichtsauffassung, Klassenbegriff, Entfremdung, Reform und Revolution) in ihrem Zusammenhang mit aktuellen Problemen linker Politik (ökologische Krise, Atomkriegsgefahr, Massenhunger in der Dritten Welt).

Die Broschüre umfaßt 143 Seiten und kostet im Buchhandel 8,80 DM. Sie ist ferner erhältlich bei den *spw*-Vertriebsagenten zum Organisationspreis von 6,— DM. Für feste Bestellungen bitte die Zahlkarte der Beilage *Sonderverkauf* benutzen, auf ihrer Rückseite die gewünschte Stückzahl eintragen und pro Exemplar 6,— DM zzgl. 1,— DM Versand überweisen. Zahlungseingang gilt als Bestellung.

**JOSEF HINDELS**

**MARXISMUS  
UND  
GEGENWART**

Herausgegeben vom Wiener Bildungsausschuß der SPÖ

Prof. Josef Hindels, einer der engagiertesten Vertreter der Weiterentwicklung austromarxistischer Vorstellungen in der Gegenwart und Mitherausgeber der *spw*, befaßt sich in dieser Broschüre aus der Sicht des unorthodoxen Marxismus mit Problemen, die in der Gesellschaft von heute große ideologische Auseinandersetzungen auslösen: Die atomare Bedrohung und der Hunger in der Dritten Welt sowie der Zusammenhang zwischen Ökonomie und Ökologie unter spätkapitalistischen Produktionsverhältnissen. Mit der Bearbeitung von Grundfragen der gesellschaftlichen Entwicklung verbunden ist eine Einführung in marxistische Denkweisen.

**Auslieferung für die BRD  
durch den *spw*-Vertrieb  
Libellenstr. 6a,  
1000 Berlin 38  
Telefon: 030/8033429**

## Editorial

### 1. Fragen der Leser und Leser-Umfrage

Gelegentlich fragten Leser/innen, warum wir keine Leser-Zuschriften in der Zeitschrift abdrucken. Unsere Antwort ist schlagend und symptomatisch, weil sie ein ernstes Problem anzeigt: Wir erhalten bislang (fast) keine Leser-Briefe; einer, der eine »unmögliche Sprache« beklagte, erschien in *spw* 7 (vgl. S.62). Andere, die hart die Redaktion kritisierten, trugen den ausdrücklichen Vermerk, daß ihr Inhalt nicht zur Veröffentlichung bestimmt sei. Ab Heft 17 richten wir eine Rubrik *Briefe an Redaktion und Autoren* ein. Wir rufen daher auf, Kritik und Ideen für die weitere Arbeit der Zeitschrift in Zuschriften an die Redaktionsanschrift zu richten. Soweit Fragen der redaktionellen Arbeit oder der Konzeption der *spw* angesprochen werden, wird in der Regel die Redaktion dazu Stellung nehmen.

Was bedeutet das Schweigen der Leser/innen vom Standpunkt der Redaktion? Sie bleibt im Unklaren über die Interessen derjenigen, für die sie arbeitet, und gerät in die Gefahr, sich in grundlosen Spekulationen über *den* *spw*-Leser zu verlieren. Wissen über den Leserkreis aber ist für Herausgeber und Redaktion eine der Bedingungen, um Fragen des Konzepts einer Zeitschrift entscheiden zu können, die theoretisches Instrument ihrer Leser/innen sein und zugleich politisch gezielt eingreifen will. Die Verbesserung der Kommunikation zwischen Lesern und Redaktion wird zu einem dringenden Erfordernis, allen muß — so denken wir — daran gelegen sein, Urteile mit praktischen Vorschlägen zu verbinden. In einer anonymen *Leser-Umfrage* sehen wir ein weiteres geeignetes Mittel, Informationen zu organisieren. Wir richten hiermit eine Reihe von Fragen an *jeden* Leser.

Wir bitten, die vierseitige Beilage zu diesem Heft als Antwortformular zu verwenden. Um zu repräsentativen, d.h. verallgemeinerungsfähigen Orientierungen zu gelangen, bedarf es einer Antwort-Quote von mindestens 10% bei den Abonnenten *in allen Bezirken*. Dieses Ziel liegt weit über den Erfahrungen anderer Zeitschriften, auf jede Zuschrift kommt es uns daher an! Die Leser können dies zur Artikulation ihrer Interessen und zur Einflußnahme auf die Inhalte der Zeitschrift nutzen. Und je schneller uns die erforderliche Zahl an Antworten erreicht (möglichst bis zum 15.10.82), desto eher wird uns die Auswertung der Umfrage möglich. Eine Zusammenstellung der Ergebnisse werden wir im Editorial eines der beiden nächsten Hefte veröffentlichen.

Frank Heidenreich

### 2. Zum vorliegenden Heft

Spätestens Ende der sechziger Jahre feierte die keynesianische Theorie des Staatsinterventionismus in der BRD ihren Sieg über den Neo-Liberalismus. Keynesianischen Beratern wurden die Tore zum Geschäft der Wirtschaftspolitik geöffnet. Der Keynesianismus wurde zum Bestandteil sozialdemokratischer Politik und erhielt damit zwei Dimensionen: Die erste Dimension ist das auf der von Keynes 1936 veröffentlichten »Theory of Employment, Interest and Money« basierende theoretische Konzept, bei dem die Annahme im Mittelpunkt steht, daß ein privatwirtschaftliches System nicht aus seiner eigenen Dynamik heraus einen gewünschten Beschäftigungsstand erreichen kann. Stagnationsphasen werden aus der mangelnden Investitionsbereitschaft der Unternehmer erklärt, die sich aus negativen Absatzerwartungen ergibt. Der Staat müsse daher defizitfinanzierte Ausgabenprogramme zum Ausgleich dieser Nachfragerücklagen auflegen. Die zweite Dimension des Keynesianismus ist eine bestimmte Politikform, eine zwischen Staat, Massengewerkschaft und Unternehmerverbänden organisierte Form des Klassenkompromisses, der alle Institutio-

nen des Sozialstaates mitumfaßt. Der Sozialdemokratie, die auf der politischen Ebene als Hauptorganisatorin dieses Klassenkompromisses auftritt, gelang es sowohl, einige Forderungen der Arbeiterklasse, als auch eine ungeheure Modernisierung der Produktivkräfte auf diesem Wege durchzusetzen. Gleichzeitig erzwang diese auf den Staat als Zentrum der Kompromißbildung ausgerichtete Politikform ein »Verbot« der Massenmobilisierung zur Durchsetzung politischer Ziele.

Die ökonomische Krise der siebziger Jahre zerstörte die Hoffnungen des keynesianischen Krisenmanagements, z.B. die, daß der Sozialstaat als materielle Grundlage der *sozialen Demokratie* und damit auch als Festung der Sozialdemokratie, die Stagnation der Akkumulationsbewegung unbeschadet überstehen könnte. Hier machte sich das Dilemma der Form des Steuerstaates geltend: Gerade wenn der Staat hohe Einnahmen zur Finanzierung von Investitionsprogrammen benötigt, sinken durch die Stagnation die Steuereinnahmen. So mußte zu einer konsequenten keynesianischen Politik die Form des Steuerstaates durch eine sehr weitreichende Defizitfinanzierung oder die Erwirtschaftung von Gewinnen aus einer größeren Zahl von Staatsbetrieben durchbrochen werden. Doch als zum Beginn der Krise 1973/74 die Notwendigkeit einer konsequent keynesianistischen Politik immer größer wurde, hat sich unter dem Druck der Rechtskräfte die SPD den Weg dazu immer mehr verbaut, was bis zur Übernahme der Parole der »Notwendigkeit des Abbaus des gefährlichen Haushaltsdefizites« Ende der siebziger Jahre reichte. So hat es denn in der Bundesrepublik Deutschland unter Schiller die Schaffung eines keynesianischen Instrumentariums, nie aber den konsequenten Einsatz desselben gegeben.

Die von der US-Regierung favorisierte Angebotspolitik und der den Thatcherismus prägende Monetarismus ernten die Früchte der Empörung über den mit der Stagnation in die Krise geratenen »ineffizienten, kostspieligen und die Steuern in die Höhe treibenden Sozialstaat«. Während der britische Monetarismus die Inflation mit fiskalischer und monetärer Restriktionspolitik bekämpfen will, worauf sich eine neue Wachstumsphase entwickeln soll, versucht die Angebotspolitik durch die Senkung der betrieblichen Kosten einen enormen Wachstumsschub zu initiieren, welcher dann die Inflation zum Stoppen bringen soll. Beiden Strategien gemeinsam ist jedoch die Annahme einer *prinzipiellen Stabilität des privaten Sektors*, woraus die Notwendigkeit der Entpolitisierung der Ökonomie abgeleitet wird. Nur durch den Abbau staatlicher Eingriffe können der Wettbewerb der Wirtschaftssubjekte ungehindert stattfinden, notwendige Anpassungsprozesse auf den Märkten vollzogen werden, wobei die Anpassung des Lohnniveaus zentral ist.

Immer evidenter sind in der internationalen ökonomischen Diskussion die Mängel der theoretischen Konstruktionen von Monetarismus und Angebotspolitik aufgewiesen worden. Ferner hat sich in den USA bzw. Großbritannien die mangelnde politische, vor allem aber auch ökonomische Realisierbarkeit dieser Konzepte gezeigt. Vor diesem Hintergrund schlägt W. Leontief vor, die Frage in den Mittelpunkt zu stellen: »Was muß getan werden, wenn es zum sich abzeichnenden Abbruch dieses Experimentes kommt?« Zur Beantwortung dieser Frage ist eine Auswertung der Erfahrungen aus anderen Ländern dringend notwendig. Der Schwerpunkt dieses Heftes versucht, hierzu einen Beitrag zu leisten. Dabei muß zweifellos das Studium des großen historischen Experimentes in Frankreich zentral sein. Aber auch die »Alternative Economic Strategy« der Labour-Party, die an dem mit Hilfe des Thatcherismus erreichten Tiefpunkt der englischen Ökonomie ansetzen muß, kann wichtige Anstöße für die bundesdeutsche Diskussion geben.

Andreas B. Westphal.

## Aktuelle Kommentare

Klaus-Peter Wolf

### Völkermord im Libanon

Das entscheidende Hindernis für eine Friedensregelung im Nahen Osten — dies wird im jüngsten Libanonkonflikt überdeutlich — ist die im Staat Israel wirkungsvoll agierende zionistische Bewegung. Diejenigen, die sich stets auf den deutschen Holocaust berufen, betreiben nun selbst die physische Vernichtung bzw. Verdrängung eines Volkes und organisieren im Libanon Völkermord. Diese menschenverachtende Politik Israels steht in der Tradition der rund 100jährigen zionistischen Bewegung, an deren Grundsätzen Israel heute noch festhält. Diese zionistische Bewegung, die bereits 1870 südlich von Tel Aviv die Kolonie »Mekwah Israek« gründete, konnte sich im Schutze der jeweiligen Kolonialmacht ausbreiten. Gestützt anfangs auf Deutschland, nach dem 1. Weltkrieg England und seit Ende der dreißiger Jahre die USA, entwickelte sie einen Siedlerkolonialismus auf dem Boden Palästinas.

Die Existenz des palästinensischen Volkes wurde zunächst schlicht geleugnet. An Unmenschlichkeit und rassistischer Offenheit läßt ein Satz des zionistischen Funktionärs Israel Zangwill nichts zu wünschen übrig: »Gebt das Land ohne Volk einem Volk ohne Land.« 1920 korrigierte er sich: »Palästina hat bereits seine Einwohner. (...) Deshalb müssen wir uns darauf vorbereiten, die eingeborenen Stämme entweder mit dem Schwert zu verjagen, wie es unsere Vorfahren getan haben, oder mit dem widerwärtigen Problem konfrontiert zu sein, das eine große fremde Bevölkerung darstellt.«

Das Ziel der zionistischen Kolonisation lautete von Beginn an: Palästina soll palästinenserfrei gemacht werden. Die Palästinenser wurden zu Vertriebenen und Gefangenen auf ihrem eigenen Boden.

Der Begründer des Zionismus, Theodor Herzl, benannte bereits 1896 in seinem programmatischen Buch »Der Judenstaat« eine außenpolitische Komponente: »Für Europa wurden wir da unten ein Stück des Schutzwalles gegen Asien formen, wir wären der Vorposten der Zivilisation gegen die Barbarei.«

Am Zusammenspiel von Zionismus und Imperialismus hat sich bis heute nichts geändert. Der zionistische Staat Israel ist vor allem von den USA zu einer Aggressionsbasis gegen die nationalen Befreiungsbewegungen — anfangs der arabischen, später der afrikanischen und lateinamerikanischen Völker ausgebaut worden. So unterstützt Israel auf internationaler Ebene gleichermaßen reaktionäre, faschistische und rassistische Staaten in Mittel- und Lateinamerika sowie im südlichen Afrika (Argentinien, El Salvador, Südafrika), liefert Waffen und entsendet Militärberater. Die Hauptrolle Israels bleibt nach wie vor die Verteidigung der Interessen imperialistischer Monopole gegen die Freiheitsbewegungen der arabischen Völker.

Das Camp-David-Abkommen stellt den weitergehenden Versuch dar, ein imperialistisches Bündnis zwischen Zionismus und arabischer Reaktion zu zimmern. Dieses Separat-Abkommen, von den beteiligten Staatsmännern als »Friedensregelung« angepriesen, bedeutet für die arabischen Völker eine zusätzliche Knebelung. In den Stellungen der israelischen Besatzungstruppen haben sich nun US-Soldaten eingerichtet. Und seit dem Camp-David-Abkommen hat Israel seine Aggressivität vor allem gegen das palästinensische Volk verstärkt.

Der Völkermord im Libanon verfolgt mehrere Ziele, die selbst in bürgerlichen Blättern wie der FAZ (am 26. Juli 1982) auf den Punkt gebracht werden: »Sinnvoll erscheint der Feldzug eigentlich nur, wenn man als Ziel die Ausschaltung der Palästinenser als eines politischen Faktors annimmt.«

Das erste Ziel also: die Vernichtung der PLO und die endgültige Annexion besetzter Gebiete im Westjordanland, um die Errichtung eines unabhängigen und souveränen palästinensischen Staates unmöglich zu machen.

Zweitens konzentriert sich Israel darauf, die national-progressiven Kräfte im Libanon auszuschalten, um einen israelfreundlichen Falangisten-Staat zu schaffen.

Diesen Zielen ist das zionistisch-imperialistische Bündnis mit dem Krieg im Libanon nähergekommen. Israel und die USA können dafür einem weiteren »Bündnisgenossen« danken: der arabischen Reaktion. Schon 1970 (Jordanien) und 1975/76 (Libanon) wurden die Palästinenser in folgenschwere kriegerische Auseinandersetzungen mit den bürgerlichen Kräften verstrickt. Die arabische Reaktion ist heute mehr denn je zum eigenen Machterhalt darauf angewiesen, daß den sozial-revolutionären Kräften in der PLO und den nationalen Bewegungen in den arabischen Staaten Einhalt geboten wird. Hierzu gehört auch ihr objektives Interesse, einen volksdemokratischen Staat der Palästinenser nicht zuzulassen. Auch deshalb blieb jede Unterstützung für die PLO-Kämpfer im Libanon aus, die — wie keine andere Armee im arabischen Raum — über einen nicht erwarteten Zeitraum den Israelis Widerstand geleistet haben.

Der jetzt zur Diskussion stehende Abzug der kämpfenden PLO-Verbände aus West-Beirut und ihre wahrscheinliche Internierung in benachbarten arabischen Staaten stellt für die PLO einen schweren Rückschlag dar, der sicherlich eine 5 bis 10jährige Rekonstruktionsphase erfordert und innerhalb der Befreiungsbewegung nicht unumstritten sein dürfte. Diese zu erwartenden internen politischen Spannungen und die sich zuspitzenden Auseinandersetzungen zwischen der PLO und den bürgerlichen Kräften im arabischen Lager stellen die Befreiungsbewegung erneut vor schwierige Aufgaben.

Die mangelnde Unterstützung des palästinensischen Befreiungskampfes in Westeuropa hängt vor allem mit zwei Faktoren zusammen:

Insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland ist die Ansicht verbreitet, aufgrund der faschistischen Vergangenheit des Landes zur Politik Israels schweigen zu müssen. Die zionistische Propaganda verstärkt dieses »Schuldbekenntnis« tagtäglich. Selbst die Linke fühlt sich getroffen. Die SPD und weltweit Sozialdemokraten und Sozialisten reagieren — bis auf wenige Ausnahmen — zurückhaltend. Sie unternehmen auch keine ernsthaften Anstrengungen, die israelische Arbeiterpartei aus der Sozialistischen Internationale auszuschließen. Schließlich ist ein ganz entscheidendes Problem, daß in Westeuropa keine relevante antiimperialistische Bewegung existiert. Sie könnte die rassistische Politik Israels und das zionistisch-imperialistische Bündnis angreifen sowie die Einstellung jeder Militärhilfe für Israel fordern. Diese Bewegung müßte auf die ständigen Verstöße Israels gegen UNO-Beschlüsse — angefangen mit dem UNO-Teilungsplan von 1947 — und gegen Menschen- und Völkerrechte aufmerksam machen. Sie müßte von Israel verlangen, endlich Grenzen für sein Staatsgebiet und — als gleichberechtigte Verhandlungspartnerin die PLO als einzige legitime Vertreterin des palästinensischen Volkes anzuerkennen.

Dennoch bleibt zweifelhaft, ob es im Nahen Osten jemals zu einem dauerhaften Frieden kommen kann, solange die zionistische Bewegung einen so starken Rückhalt in Israel und bei den Bündnispartnern hat.

Einen dauerhaften Frieden wird es im Nahen Osten nicht geben können, bis das arabi-

sche, palästinensische Volk sein Recht auf Selbstbestimmung und auf Gründung eines unabhängigen Staates — in Übereinstimmung mit seinen Willen — unter Führung der PLO und ohne Einmischung von außen durchgesetzt hat.

Diese legitimen Interessen des palästinensischen Volkes könnten von der Bundesregierung durch eine offizielle Anerkennung der PLO und mit diplomatischen Beziehungen auf Botschafterebene unterstützt werden. Für die demokratischen Jugendverbände wäre ein wichtiges Ziel, die staatliche Förderung eines institutionalisierten Jugendaustausches mit der PLO zu erstreiten.

Der Nahe Osten ist kein regionaler Kriegsherd. In der gegenwärtigen labilen Weltlage, in der die Politik der friedlichen Koexistenz der Konfrontationspolitik der USA gewichen ist, können politische Spannungen in diesem Krisengebiet auch den Frieden in Europa gefährden. Diese Gefahr würde sich in einem ungeahnten Maße verstärken, wenn die neuen amerikanischen Mittelstreckenraketen und Marschflugkörper stationiert sind. Mit ihrem Einsatz könnten die USA dann drohen, wenn sie befürchten müßten, daß durch eine Unterstützung der Befreiungsbewegungen im Nahen Osten durch die UdSSR ihre Vorherrschaft in dieser Region gefährdet wird.

Knut Krusewitz

## **Friedensbewegung nach Bonn: Vorwärts, aber nicht vergessen!**

Am 10. Juni 1982 demonstrierten eine halbe Million Menschen in Bonn und in Westberlin dafür, daß von deutschem Boden endlich dauerhafter Friede ausgehe und kein NATO-»Friede«. Mit der größten Friedensdemonstration der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte hat die Friedensbewegung auch ihre Friedensfähigkeit bewiesen: Den Kalten Kriegern in unseren Reihen wurde eine friedenspolitische Lektion erteilt. Trotz unserer Erfolge zwischen dem 10. Oktober 1981 und dem 10. Juni 1982 dürfen wir nicht vergessen, daß der Konsens stiftende Zusammenhalt der Friedensbewegung zerbrechlich ist und ständig von innen und außen gefährdet bleibt. Anlaß genug zur Zwischenbilanz und zur Frage nach den weiteren notwendigen Arbeitsschritten der Friedensbewegung.

1. Die Friedensbewegung hat bereits wichtige Erfolge erzielt. Sie hat dazu beigetragen, daß die Genfer Verhandlungen über strategische Atomwaffen in Europa überhaupt begonnen wurden. Sie hat die Reagan-Administration und die NATO zu propagandistischen Abwehrmanövern veranlaßt. Sie konnte von Europa aus wichtige Impulse für eine breite Massenbewegung gegen die Hochrüstungspolitik der Reagan-Administration in den USA selber geben. Ihr bislang wichtigstes Verdienst aber wird man in dem Tatbestand sehen dürfen, daß sie das politische Bewußtsein der europäischen Öffentlichkeit über die unabwiesbaren Gefahren eines unbegrenzten militärischen Konflikts in Europa (»Euroshima«) entscheidend geschärft hat. Dies Bewußtsein entspricht in der Tat der gefährlichen Zuspitzung, Militarisierung der internationalen Beziehungen.

Seit der Bonner Oktober-Friedensdemonstration geriet die Bewegung aber selber in Konflikte, die erörtert und ausgeräumt werden müssen. Die entstandenen Schwierigkeiten

dürfen gleichwohl die vielfältigen Erfolge der Friedensbewegung nicht vergessen machen. Die gebotene Problemdiskussion muß vielmehr von ihnen ausgehen.

2. Das Hauptziel der Friedensbewegung bestand und besteht darin, die Regierungen der NATO-Mitgliedstaaten zu zwingen, den Beschluß über die Stationierung zusätzlicher und qualitativ neuer Atomwaffen in Europa zu verhindern. Dies Ziel ist noch nicht erreicht. Wir haben uns deshalb wieder stärker zu vergegenwärtigen, wie hochexplosiv die Situation in Europa (und anderswo) in zwei bis drei Jahren werden wird, wenn wir dies Hauptziel nicht erreichen! — Die Realisierung der NATO-Atomwaffenplanung, des Nachrüstungssteils des sogenannten Doppelbeschlusses, wird einen Atomkrieg wahrscheinlicher, weil »planbarer« machen, wenn nicht sogar unausweichlich. Diese Einsicht war das Startkapital der Friedensbewegung. Wir werden nicht zulassen, daß es bewußt oder unbewußt zu Ablenkungs- und Spaltungszwecken mißbraucht wird. Dieser Hinweis erinnert an die zahlreichen Versuche in der Planungsphase der Bonner Friedensdemonstration im Juni, ihre Verwirklichung zu behindern (Grüne und Teile der Jusos). Eine kontrovers geführte Diskussion über methodische, inhaltliche und organisatorische Fragen nach der weiteren Entwicklung der Friedensbewegung darf niemals ihr *Hauptziel* vergessen machen.

Die Vielfalt der sozialen und politischen Kräfte und ideologischen Auffassungen in der europäischen Friedensbewegung war und ist ein bedeutendes Moment ihrer Stärke. Das gilt in noch vielfältigeren Dimensionen für die US-Friedensbewegung. Wenn der friedenspolitische Konsens über das Hauptziel in den nächsten Jahren erhalten werden soll, verbieten sich bestimmte Aktivitäten, die wir in den letzten Monaten zur Kenntnis nehmen mußten. Ich meine den Versuch einzelner Gruppierungen in der Friedensbewegung, ihre Grundauffassungen und Ausgangspositionen sowie die entsprechenden Meinungsunterschiede in politischen Einzelfragen zur dominierenden Argumentationslinie oder gar zum Ziel unserer Friedensarbeit zu machen.

Das ist genau die Gefahr, in der sich die Friedensbewegung augenblicklich befindet.

3. In der europäischen Friedensbewegung hat die Frage nach der politischen und moralischen Glaubwürdigkeit der Weltmächte zunehmende Bedeutung erlangt. Sie ist durchaus berechtigt. Darauf sollten wir aber auch politisch rationale und moralisch fundierte Antworten zu geben versuchen.

Die am häufigsten gelieferte ist so schlicht wie unhistorisch: Der Hinweis auf das sowjetische Rüstungs- und Bedrohungspotential. Ich halte diesen Einwand gegen die sowjetische Glaubwürdigkeit solange für unglaublich, wie die Geschichte der sowjetischen Rüstung und der Streitkräfte nicht historisch eingeordnet, begründet und kritisiert wird in genauerer Kenntnis des europäischen Faschismus und des Kalten Krieges. Ohne die Kenntnis solcher Zusammenhänge ist eine rationale politische Diskussion über die Rolle des Militärs im Sozialismus nicht zu führen. Gerade in der Bundesrepublik nicht. Höchstens in der HIAG oder der Ostpreußischen Landsmannschaft. Innerhalb der Friedensbewegung nicht. Und zur Moral: Wer entwickelte eigentlich die Militärdoktrin, derzufolge der Gegner durch Hochrüstungsprogramme binnenwirtschaftlich und innenpolitisch in die Knie gezwungen werden soll?

Ist es denn wirklich nur im Pentagon und im Foreign Office möglich, ganz unbefangen darüber zu reden, daß hinter den Entspannungs- und Abrüstungsinteressen der Sowjetunion handfeste ökonomische Eigeninteressen stehen?!

Die Friedensbewegung sollte sich allmählich an den Gedanken gewöhnen können, daß dies Eigeninteresse als überprüfbarer Faktor sowjetischer Berechenbarkeit — und damit auch — Glaubwürdigkeit zum Abbau eigener, irrationaler Ängste taugt.

4. Die Argumente und Forderungen innerhalb der Friedensbewegung nach einer atomwaffenfreien Zone in Europa, der Reduzierung immer vernichtungsintensiverer konventioneller Rüstung, dem Verbot biologischer und chemischer Waffensysteme und nicht zuletzt dem Abbau der strategischen Atomwaffen beider Weltmächte sind durchaus wichtig, ja überlebensnotwendig. Und sie sind es nicht erst seit heute.

Gleichwohl darf bei der Durchsetzung dieses Forderungskatalogs nicht der dritte und vierte Schritt vor dem ersten gemacht werden.

Kann die europäische Friedensbewegung ihr Hauptziel, den ersten Schritt, nicht verwirklichen, besteht die unübersehbar konsequenzenreiche Gefahr, daß die genannten Probleme, Argumente und Forderungen bedeutungslos werden. Wenn die USA (die NATO) die geplanten eurostrategischen Atomwaffensysteme tatsächlich stationieren sollten, werden die sozialistischen Länder einen Teufel tun, aber nicht über die Reduzierung von SS 20 oder gar MIG-Düsenjägern verhandeln.

Umgekehrt wird ein Schuh draus: Erst wenn wir die NATO-Planung für die Stationierung der Pershing II und Cruise Missiles verhindert haben, wird die politische Lage in Europa wieder etwas sicherer, kann die KSZE-Nachfolgepolitik aktiviert werden. Dann, und nur dann, hat der friedenspolitische Kampf um Maximalforderungen einen Sinn, hat er die Chance, realisierbare Positionen zu erstreiten.

5. In den kommenden Wochen und Monaten bieten sich eine Reihe von öffentlichkeitswirksamen Aktionsmöglichkeiten, mit denen die Friedensbewegung ihre (Haupt-)Zielpläne schrittweise konkretisieren und verwirklichen kann.

Für uns Sozialdemokraten bieten sich bis zum Sonderparteitag der SPD im Herbst 1983 zahlreiche Aktivitätsanlässe und Kooperationsbereiche in der Friedensarbeit:

- + Verbreiterung und Vertiefung der friedens- und abrüstungspolitischen Zusammenarbeit mit der Gewerkschaftsbewegung.
- + Intensivere Mitarbeit in friedensökologischen Basisgruppen (Friedenscamps, Blockaden von Militäranlagen, Einmischung in Herbstmanöver, regionale Friedensmärsche u.a.).
- + Teilnahme an der Großveranstaltung des Krefelder Appells in Dortmund (11. September).
- + Mitarbeit bei der Vorbereitung und Gestaltung der bundesweiten Friedenswochen (November).
- + Aktionen zum Jahrestag des NATO-Raketenbeschlusses (12. Dezember).
- + Ostermärsche (1983) und Evangelischer Kirchentag (Juni 1983).
- + Schließlich: Am 9.-10. Oktober dieses Jahres soll eine zweite Aktionskonferenz der Friedensgruppen und -initiativen stattfinden.

Die sozialdemokratische Linke sollte mit einem Konzept vertreten sein, das vorwärts weist: zur Hauptaufgabe der Friedensbewegung.

# Sozialismus

## 4-82

Marxistische Zeitschrift  
Juni/Juli 1982



105 Seiten, Einzelpreis DM 8,--; das Jahresabonnement (6 Hefte) für nur 42,-- DM + Porto

### Aus dem Inhalt:

Prinzipielle Antistaatlichkeit? - Neue Arbeitszeitpolitik - Hamburger Kurs der GAL - Die Umfaller-Partei: F.D.P. - Arbeitslose Frauen: Kampf

Die Debatte: SU: Super- oder Schutzmacht?

Theorie: Die Linke und der Sozialstaat

Gewerkschaften: DGB: Das letzte Aufgebot/IG-Chemie-Politik

Erhältlich im Buchhandel oder direkt bei:  
VSA-Verlag, Pf. 50 15 71, 2000 Hamburg 50

Egon Lutz

## Operation 83: Kein tragfähiger Kompromiß

Das Bundeskabinett hat am 7.7.1982 die sog. »Eckwerte zum Bundeshaushalt 1983 und zum Finanzplan des Bundes 1982/86« beschlossen. Besser bekannt ist dies als Sparoperation 83.

Für viele Beobachter kam dieser Beschluß überraschend. Zu offensichtlich waren die vorhergehenden Versuche einiger FDP-Spitzenpolitiker, an dieser Frage die Koalition platzen zu lassen und den Schwenk zur CDU/CSU zu vollziehen.

Nun haben wir ihn doch, den Kompromiß. Für Helmut Schmidt Anlaß, uns Sozialdemokraten dazu aufzufordern, beim Krötenschlucken ein fröhliches Gesicht zu machen. Das fällt nicht leicht. Aber schauen wir uns diesen Kompromiß einmal näher an.

Es gibt zunächst sogar einiges Positives festzustellen:

1. Die Angriffe der FDP auf das Schüler-BAFÖG konnten abgewehrt werden.
2. Auslandsverlustabschreibungen werden künftig eingeschränkt. Die im Ausland erwirtschafteten Verluste sollen nicht mehr mit den Einkünften im Inland verrechnet werden und damit die Steuerleistung vermindern können bei
  - a) Verlusten aus Land- und Forstwirtschaft im Ausland,
  - b) Verlusten aus Vermietung und Verpachtung ausländischen Grundbesitzes und
  - c) Verlusten aus ausländischer gewerblicher Tätigkeit (Verluste aus Touristik-Unternehmen ausgenommen).
3. Um sicherzustellen, daß die in der BRD erzielten Gewinne von multinationalen Unternehmen auch hier versteuert werden, soll eine Verwaltungsanweisung die Grundsätze für die Überprüfung konzerninterner Verrechnungspreise zusammenfassen und vereinheitlichen.
4. Die Vorteile aus dem sog. Ehegattensplitting werden begrenzt. Die bisherige Milderung bei der Steuerprogression soll künftig auf 10.000 statt bisher 14.000 DM festgeschrieben werden. Die Folge ist: steuerliche Mehrbelastung für Familieneinkommen über 95.000 DM im Jahr. Betroffen würden davon ca. 150.000 Höchstverdiener.
5. Der private Nutzungsanteil an Betriebs-PKW bei der Einkommensteuer wird von bisher 20-25% auf 40-50% angehoben.
6. 1,3 Mrd. DM sollen für beschäftigungswirksame Maßnahmen ausgegeben werden (u.a. für Kohle und Stahl und Arbeitsplätze für Jugendliche).

Allerdings muß schon bei diesen Maßnahmen vor zu großer Zuversicht gewarnt werden. Bei der Besteuerung der Multis bleibt die Wirksamkeit der geplanten Verwaltungsanweisung abzuwarten. Für die Veränderungen beim Ehegattensplitting und beim Betriebs-PKW ist die Zustimmung des Bundesrats erforderlich. Schließlich verzichtet man bei der Bereitstellung der 1,3 Mrd. DM — nach jetzigem Erkenntnisstand — wiederum auf jegliches Instrumentarium, durch Auflagen die reale Schaffung von Arbeitsplätzen durchzusetzen.

Kommen wir zum Negativsaldo dieser Sparoperation. Der DGB hat ihn dahingehend zusammengefaßt: von den rund 95 Mrd. DM, die zur Einsparung anstehen, werden ca. 8 Mrd. DM zu Lasten von Arbeitslosen, Rentnern, Schwerbeschädigten, Kranken und den übrigen Arbeitnehmern gehen. Forderungen nach einer Arbeitsmarkt- bzw. Ergänzungsabgabe für höhere Einkommen blieben von vornherein ohne Berücksichtigung. Die Kostendämpfung im Gesundheitswesen geht zu Lasten der Kranken, während die dicken

Brieftaschen der Ärzte, Zahnärzte und Apotheker unangetastet bleiben. Wer es da wagt, von Ausgewogenheit zu sprechen, kann wohl nur noch zynisch genannt werden. Nicht umsonst erwartet Finanzminister Lahnstein heftige Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit, weil gleichzeitig der Verteidigungsetat um 4,1% angehoben, der Sozialetat dagegen um fast 10% gesenkt wird.

Schauen wir uns einige der Neuregelungen exemplarisch etwas genauer an:

1. In der Rentenversicherung werden für alle Neurenten ab 1983 beitragsfreie Zeiten, das sind die Zeiten der Arbeitslosigkeit, Krankheit, Ausbildung und die ersten 5 Versicherungspflichtjahre, neu berechnet, und zwar mit 70% des Bruttoarbeitsentgelts. Das bedeutet eine Minderung der Monatsrente pro beitragsfreiem Jahr im Durchschnitt von 9 DM. Das heißt konkret, daß alle Neurenten um mindestens 45 bis 100 DM absinken. Die bereits vorhandene Schlechterstellung vor allem von Arbeitslosen wird damit auch noch in ihre Rentenzeit hineinprojiziert. Auch wenn die Auswirkungen dieser Maßnahmen erst im nächsten Jahrtausend voll greifen, sind sie eine »bedenkliche Verböserung«.
2. Alle Arbeitnehmer (und Arbeitgeber) werden mit einer Erhöhung des Beitrags zur Arbeitslosenversicherung von 4 auf 4,5% belastet.
3. Die Rentner werden ab 1983 erstmalig mit einem stufenweise steigenden Beitrag zur Krankenversicherung herangezogen. Ein an sich unvermeidbarer Schritt, der zur de facto Netto-Anpassung der Renten führt, wird als Konsolidierungsmaßnahme des Bundeshaushalts gefahren; das ist mehr als nur ärgerlich.
4. Die Beiträge, die die Bundesanstalt für Arbeit an die Rentenversicherung zu zahlen hat, sollen ab 1983 auf der Basis von 70 statt bisher 100% des Brutto-Arbeitsentgelts berechnet werden. Damit bringt man die Rentenversicherung 1984 an den Rand der Zahlungsunfähigkeit.
5. Schließlich — und dies ist die wohl gravierendste Neuerung — werden Versicherte und ihre Familienangehörigen ab 1983 in den ersten 7 Tagen des Krankenhausaufenthalts mit 5 DM pro Tag zur Kasse gebeten (ähnlich bei Kuren). Damit ist der erste Schritt zur Selbstbeteiligung im Gesundheitswesen getan. Frohlockend fordern FDP-Politiker und Arbeitgeberverbände bereits die Ausweitung dieses Einstiegs. — Zum Verständnis: diese Maßnahme bringt haushaltspolitisch überhaupt nichts. Die Mehreinnahmen kommen ausschließlich den Kassen zugute. Allerdings wird damit gerechnet, daß diese durch den erhöhten Verwaltungsaufwand wieder aufgefressen werden. Sprecher der AOKs haben die Regelung deswegen schon abgelehnt. Einziger Grund für das Beharren der FDP auf dieser Regelung war der damit erfolgte Einstieg in die Selbstbeteiligung, in die Privatisierung des Lebensrisikos Krankheit.

Doch es ist nicht nur Kritik an der fehlenden Ausgewogenheit bzw. an den sozialpolitischen Auswirkungen einzelner Neuregelungen angebracht. Wichtige Aspekte seien im folgenden noch schlagwortartig genannt:

Auf den Arbeitsmarkt strahlen vom Haushalt 83 keine positiven Wirkungen aus — im Gegenteil: durch die Sparmaßnahmen des Haushalts gehen die öffentlichen Investitionen weiter zurück, die Zahl der Arbeitslosen wird steigen. Selbst wenn die 1,3 Mrd. DM für beschäftigungswirksame Maßnahmen als voll wirksam gegengerechnet werden, ergibt sich ein Negativ-Saldo von zusätzlich 50.000 Arbeitslosen.

Vom Bundeshaushalt werden in den nächsten drei Jahren keine konjunkturbelebenden Impulse ausgehen. Das Gegenteil ist der Fall, weil der Haushalt geringer steigt als das jeweilige Bruttosozialprodukt.

Zusätzlich bietet das gesamte Zahlenwerk noch beträchtliche Risiken. So ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zahl der Arbeitslosen 1983 und 1984 höher als veranschlagt sein wird, es ist keineswegs sicher, daß die Wachstumsprognose von 3% stimmt, und auch die Entwicklung der Einkommen weist noch beträchtliche Unsicherheitsfaktoren auf. Erweisen sich diese Befürchtungen als realistisch, wird ein Nachtragshaushalt 1983 nötig und eine neuerliche Spar-Runde für 1984 ausgelöst. Daß dies nicht bloße Unkenrufe sind, hat der für das Zahlenwerk verantwortliche Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff schon kurz nach der Verabschiedung der »Eckwerte« bestätigt. In der ihm eigenen gräflichen Frivolität verkündet er, daß die Wirtschaftsdaten zu optimistisch angesetzt seien. Man müsse — vor allem bei den Rentnern, Kranken und Arbeitslosen — noch mehr kürzen und sparen.

Fazit: Schon in diesem Herbst wird neu gerechnet werden müssen. Da der Koalitionspartner selbst tragende Elemente des Kompromisses wie den Finanzausgleich der Kassen in Zweifel gezogen hat, da weitere Milliardenopfer unausweichlich werden, da der Haushalt 83 durch die CDU/CSU im Bundesrat noch schiefelastiger gestaltet werden dürfte, wird sich kein Sozialdemokrat, der dem Kompromiß seine Zustimmung gibt, darauf berufen können, 1980 bei der Bundestagswahl dafür das Mandat vom Wähler bekommen zu haben. Hier geht es nicht mehr nur um eine Spar-Runde, hier geht es um die Glaubwürdigkeit sozialdemokratischer Politik, um die Notwendigkeit, Konzeptionen zurückzugewinnen, die über den Tag hinaus reichen. Kompromisse zu Lasten unserer Wähler, die den nächsten Schritt in eine verhängnisvolle Richtung geradezu notwendig machen, sind kein Ersatz für Politik.

## Walter Fabian zum 80. Geburtstag

Die *spw* war ein Jahr alt, als ein Redaktionsmitglied Walter Fabian in seiner Kölner Wohnung besuchte; uns lag viel an seiner politisch-ideellen Unterstützung für das *spw*-Projekt. Zusammen sprachen wir über den Sinn und die Aussichten, innerhalb der zersplitterten Linken der bundesdeutschen Sozialdemokratie heute eine von Marxisten getragene theoretische Zeitschrift herauszubringen. Die Grundidee von *spw* traf bei Walter Fabian auf zustimmendes Interesse. Sein Name in der Zeitschrift, den das Impressum seit Heft 6 (März 1980) aufführt, half beim Aufbau dieses Diskussionsforums, er unterstreicht das Angebot an parteiunabhängige Sozialisten, mitzuarbeiten und für *spw* zu schreiben.

Die Aneignung von Grundlagen der marxistischen Theorie zu organisieren, war das Programm des Linkssozialisten Walter Fabian. Ende der 20er Jahre war er bei den Dresdener Jungsozialisten tätig (vgl. den Beitrag von Franz Walter in diesem Heft) und lernte, welche Bedeutung die theoretische Schulung für politische Bewußtseinsbildung hat und was eine Zeitschrift bei dieser Arbeit nützt. Wie die linkssozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kurt Rosenfeld und Max Seydewitz, die Mitherausgeber des vom SPD-Parteivorstand als fraktionelles Organ angegriffenen »Klassenkampf« waren, wurde Fabian 1931 aus der SPD ausgeschlossen, als er sich weigerte, der ultimativen Forderung der Parteiführung nach Einstellung seiner Zeitschrift »Sozialistische Information« nachzukommen. Er wurde Mitbegründer der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP), der auch Willi Brandt beitrug, redigierte ihr Zentralorgan und war für Ostachsen Mitglied des Parteivorstands. 1933 in die Illegalität gezwungen, organisierte er von August 1933 bis Anfang 1935 als Chef der Inlandsleitung den antifaschistischen Widerstand der SAP-Kader in Deutschland. Obwohl Walter Fabian nach seiner Rückkehr aus der Emigration nicht, wie andere ehemalige SAPler, der wiedergegründeten SPD beitrug, sondern sich auf journalistische Tätigkeit und Erwachsenenbildung in den DGB-Gewerkschaften konzentrierte — 1957 bis 1970 war er Chefredakteur der »Gewerkschaftlichen Monatshefte« (vgl. den Beitrag von Jörg Wollenberg in diesem Heft) —, betonte er doch, daß die westdeutsche Linke nicht um die Frage des politischen Bewußtseins der sozialdemokratischen Mitglieder und Wähler herumkomme. Er beobachtete daher mit Sympathie die Ansätze einer neuen sozialistischen Linken in der der SPD, wie sie seit den 60er Jahren geschaffen wurde.

Für die nächsten Jahre wünschen wir Walter Fabian gute Gesundheit. Unsere herzliche Gratulation verbinden wir mit der Hoffnung, auch künftig auf seine Erfahrungen zählen zu können.

Herausgeber und Redaktion der *spw*

Franz Walter

### **Das Wirken von Walter Fabian in der jungsozialistischen Bewegung der Weimarer Republik\***

Walter Fabian war bereits 26 Jahre alt und somit knapp über das eigentliche »Jungsozialisten-Alter« (18-25 Jahre) hinaus, als er 1928 in Dresden begann, engste Verbindungen zur sozialistischen Jugendbewegung Ostachsens zu knüpfen, um fortan einer ihrer wesent-

\* Zahlreiche Auskünfte haben hierzu mit viel Geduld der ehemalige Vorsitzende der Dresdener Jungsozialisten Walter Pöppel und die früheren Jusos Martel und Alfred Rudolph gegeben.

lichsten Aktivisten und politischen Erzieher zu werden. Er hatte sich erst spät zum Eintritt in die Sozialdemokratische Partei entschließen können, da ihm die Partei, die am 4. August 1914 den Kriegskrediten zugestimmt und damit den Prinzipien des Internationalismus zuwidergehandelt hatte, lange Zeit kaum der richtige Ort für seine pazifistischen Bestrebungen zu sein schien. Da aber die von ihm geschätzte USPD nicht mehr existierte und die KPD durch ihre chaotisch-sektiererische Politik wenig attraktiv war, entschied sich Fabian bei aller Skepsis 1924 für die politische Arbeit in der Sozialdemokratie, um an ihrem linken Flügel für die Verbreiterung der sozialistischen und friedenspolitischen Ideen zu kämpfen. Er hatte nach seiner Promotion 1925 zunächst in seiner Tätigkeit als Lehrer am *Arbeiterbildungsinstitut (ABI)* in Leipzig mit der politischen Erziehung und Bildung erwachsener Proletarier zu tun, ohne aber die Gelegenheit auszulassen, auch in den Kreisen der Jungsozialisten vereinzelt Referate und Kurse zu halten.

### **Herkunft und Charakter der jungsozialistischen Bewegung**

Die jungsozialistische Bewegung der Weimarer Republik war zumindest in ihren Anfängen ein typisches Produkt der Kriegs- und Nachkriegsentwicklung Deutschlands. Während bis 1914 die junge Generation der Sozialdemokratie nahezu naturwüchsig in das Leben der Arbeiterorganisationen übernommen und eingegliedert wurde, war dafür die Generation, die sich nach 1918 bei den Jungsozialisten sammelte, nicht das Selbstverständnis der differenzierten sozialdemokratischen Subkultur, sondern das Erlebnis des Schützengrabens die entscheidende Sozialisationserfahrung. Die dynamische Veränderung gesellschaftlicher Prozesse nach 1918 verstärkte den Zustand geistiger Desorganisiertheit, aber auch das unbedingte Verlangen nach orientierendem Wissen bei dieser kleinen — nie mehr als 3000 bis 4000 Mitglieder umfassenden — Schar hochsensibilisierter junger Sozialdemokraten. Sie organisierten sich in den lebensgemeinschaftlich verfaßten Zirkeln der Jungsozialisten-Gruppen, um in ihrem Bedürfnis nach Klärung des eigenen Standortes an einem »erneuerten theoretischen Sozialismusverständnis« und einer im Alltag praktizierten Vorwegnahme alternativer Lebensformen zu arbeiten. Dieser noch diffus wirkende Wunsch nach einem »erneuerten Sozialismus« speiste sich aus der verständlichen Kritik an der bürokratischen Erstarrung des Parteiapparats und der als »spießig-bourgeois«, ja als »materialistisch« abgewerteten Moralvorstellungen vieler Funktionäre der Arbeiterbewegung. Erst durch eine jahrelange intensive theoretische Kommunikation und durch nachhaltig prägende Erfahrungen — z.B. den Einsatz der Reichswehr gegen die Einheitsfrontregierungen in Sachsen/Thüringen<sup>1</sup> — entwickelte sich die jungsozialistische Bewegung nach einigen Umwegen zu einer linkssozialistischen Organisation. Ihre theoretische Selbstverständigung und differenzierte Diskussion vielfältiger linkssozialistischer Analysen und Strategieentwürfe (z.B. Max Adlers, Otto Bauers, Fritz Sternbergs, Karl Schröders u.a.) und ihre versuchte Vorwegnahme nicht-bürgerlicher Verkehrsformen sind wohl beispiellos in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie.

Trotz der in inhaltlichen Fragen ausgewiesenen Linkswendung der jungsozialistischen Bewegung Mitte der 20er Jahre war eine Gefahr, mit der alle lebensgemeinschaftlich und intensiv theoretisch reflektierenden Zirkel ständig zu tun haben, noch keinesfalls gebannt: die Gefahr der sektiererisch-elitären Abkapselung und der Überhöhung emotional durchtränkter lebensreformerischer Prinzipien. Nur wenige junge Sozialisten waren sich der Gefahren einer solchen Fehlentwicklung so bewußt wie Walter Fabian. Als er, inzwischen schon Redakteur an der »Chemnitzer Volksstimme«, am Karfreitag 1926 einen Kurs der Jungsozialisten im Bezirk Hannover leitete, wies er zwar auf die außerordentliche Bedeu-

tung der »Beispielgebung neuen Gemeinschaftslebens«<sup>2</sup> hin, ohne aber die Reichweite eines solchen jugendbewegten *Lebensstils* zu überschätzen. Die von jungen Sozialisten damals in antiautoritärer und provokativer Absicht getragenen »Jesuslatschen«, kurze Hosen, Wanderkutte und lange Haare konnten sicherlich eine nicht belanglose Reform der Kleidung und Lebenshaltung zum Ausdruck bringen, mußten aber nach Auffassung Fabians bei Einzelheiten steckenbleiben, ohne den Kern gesellschaftlicher Widersprüche zu erfassen. Es war charakteristisch für das Wirken Walter Fabians in der sozialistischen Jugendbewegung, daß er die jungen Sozialisten nachdrücklich ermahnte, nicht bei einer rein gefühlsmäßigen Einstellung zu verharren, sondern stets zu versuchen, »sich wissenschaftlich mit den Dingen ihrer Zeit auseinanderzusetzen, zu den großen Fragen des sozialen Zusammenlebens der Menschen Stellung zu nehmen ... und darum in jeder Weise Glied und Mitarbeiter der Partei zu sein.«<sup>3</sup>

### Walter Fabian und die Dresdner Jungsozialisten

Zu einer engeren, zum Teil fast täglichen Zusammenarbeit mit den Jungsozialisten kam es aber erst, als Walter Fabian im Frühjahr 1928 nach Dresden zog und schon nach einer kurzen Phase des gegenseitigen »Beschnuppens« zum beliebtesten Referenten auf Veranstaltungen der Jungsozialisten avancierte.<sup>4</sup> Nicht zuletzt war es ihm zu verdanken, daß die Dresdner Jungsozialisten anders als viele andere großstädtische Juso-Gruppen die Grenzen sektiererischer Borniertheit und introvertierter Eigenbrötelei überschritten, um als vorzüglich ausgebildete und theoretisch versierte »Kader« den politischen Bewußtseinsprozeß zahlreicher Funktionäre in der eigentlichen Massenorganisation der Jugend, der SAJ, aber auch in der Partei und ihren Gliederungen voranzutreiben. Die Dresdener SPD, die wie die gesamte sächsische Parteiorganisation auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie stand, hatte dabei zunächst keinerlei Einwände gegen die von Walter Fabian und den Jungsozialisten unermüdlich und erfolgreich organisierte marxistische Bildungsarbeit, zumal die politischen Bestrebungen der Jungsozialisten mit denen der ostsächsischen Partei ja durchaus zu harmonieren schienen. Zudem ging es Walter Fabian in diesem Stadium der Bildungsarbeit um die Verankerung *grundsätzlicher marxistischer Erkenntnisse*, die er vor allem an Hand der historischen Schriften von Marx und Engels zu vertiefen suchte, und weniger um eine systematische Aufklärung zur unmittelbaren Intervention in die innerparteiliche Meinungsbildung über aktuell-politische Fragen.

Diese Voraussetzungen, die zwischenzeitlich ein einträchtiges Zusammenwirken von (halb)linker Partei und linkssozialistischen Jungsozialisten zu gewährleisten schienen, sollten sich allerdings mit der Veränderung der politisch-sozialen Konstellationen Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre rasch und gründlich ändern. Die innerparteiliche Differenzierung, die dann letztendlich 1931 in den Akt offener Repression gegen die Linksopposition kulminierte, begann 1928 nach der Bildung der sozialdemokratisch geführten »Großen Koalition« und deren erstem Kabinettsbeschluß von weitreichender Bedeutung: dem Bau des »Panzerkreuzers A«. Als im August bekannt wurde, daß die sozialdemokratischen Kabinettsmitglieder der Aufrüstungsmaßnahme, die sie im Wahlkampf noch zusammen mit der Partei unter Zuhilfenahme der zugkräftigen Parole »Kinderspeisung statt Panzerkreuzer« zu bekämpfen bereit waren, mit den Repräsentanten der bürgerlichen Parteien zugestimmt hatten, war die Empörung der sozialdemokratischen Jugend groß. Umso verständnisloser mußten die Dresdener Jungsozialisten reagieren, als sich die ostsächsische Partei, die sich bis dahin viel auf ihre linkssozialdemokratische Haltung zugute hielt, im Sommer 1928 nur zu einem schwachen Protest gegen die Politik der Reichsregierung

durchringen konnte. Es war insofern keineswegs überraschend, daß dann Ende August der erste offene Konflikt zwischen der Dresdener Parteileitung und den Jungsozialisten ausbrach. Der Dresdener SPD-Vorstand, der durchaus um die aufgebrachte Stimmung der Basis wußte, holte zu einer Parteiveranstaltung, die einen Beschluß zum Panzerkreuzerbau herbeizubringen hatte, den eher »halblinks« orientierten Gewerkschafter und Reichstagsabgeordneten *Siegfried Aufhäuser*, der durch eine »gemäßigt radikale« Rede und eine eher besänftigende, im übrigen politisch folgenlose Protestresolution den Unmut der sozialdemokratischen Mitgliedschaft dämpfen sollte. Als dann Walter Fabian unter dem donnernden Applaus der überfüllten Parteiversammlung eine emphatische Gegenrede zu den Ausführungen Aufhäusers hielt, indem er den sofortigen Austritt der SPD aus der Koalitionsregierung und die Einberufung eines außerordentlichen Parteitages forderte, zeigte sich schnell, daß die Rechnung der Dresdener Parteispitze nicht aufging. Die von Fabian zur Abstimmung vorgelegte Resolution wurde von der großen Mehrheit der Anwesenden unterstützt.

### Linksentwicklung der Jungsozialisten

Diese Erfahrungen des Sommers 1928 motivierten die Dresdener Jungsozialisten zu einer entscheidenden Umorientierung ihrer bisherigen Praxis. Die linkssozialistischen Jugendlichen erkannten, daß es angesichts der politischen Zuspitzungen in der Republik und der defensiv-immobilen Taktik der Partei nicht mehr ausreichte, nur in kleinen verstreuten Arbeitsgemeinschaften wochenlang über allgemeine Grundzüge des historischen Materialismus, der Werttheorie oder über Sexualfragen (»Bub und Mädels«) zu debattieren und darüber die Einflußnahme auf die politische Willensbildung der Partei zu vergessen. Die Dresdener Jungsozialisten gründeten daher Ende 1928 eine »Zentrale Arbeitsgemeinschaft«, um die Aktivisten der einzelnen Jungsozialisten-Gruppen fraktionell zu erfassen und sich durch die zweimal im Monat stattfindenden Treffen bestens auf eine einheitliche Strategie und einen inhaltlichen Konsens für das kollektive Auftreten in Funktionärs- und Mitgliederversammlungen zu verständigen. Auch hier agierte Walter Fabian als einer der hauptsächlichen Referenten.

Aber nicht nur dieser für die Weimarer Jungsozialisten ungewöhnlich offensive Schritt zur organisatorisch-fraktionellen Bindung jugendlich-oppositioneller Kräfte dokumentierte das Mißtrauen der Jungsozialisten gegen einen Teil der parlamentarisch und innerparteilich verankerten Parteiopposition, zu der sich die Dresdner SPD ja offiziell weiterhin zählte. Noch deutlicher sichtbar wurde die Skepsis der linkssozialistischen Jugend gegen die von *Max Seydewitz* und *Kurt Rosenfeld* im Reichsmaßstab repräsentierte linke Parteiopposition an der Initiative Walter Fabians, eine eigene Zeitung herauszugeben, die links von der durch Seydewitz/Rosenfeld geführten Zeitschrift »Der Klassenkampf« stehen sollte. Diese etwa 8 Seiten umfassende, in der Form des früheren »Berliner Extra-Dienst« erscheinende »Sozialistische Information« kritisierte die erschreckenden theoretischen Unzulänglichkeiten der »Seydewitz-Opposition« und deren Unvermögen, die isolierten örtlichen Oppositionskerne organisatorisch zu einer schlagkräftigen politischen Formation zusammenzufassen. Es war nun die Absicht der von Walter Fabian herausgegebenen »Sozialistischen Information«, den örtlichen Referenten der jungsozialistischen Bewegung im Reich Argumentationsmaterialien an die Hand zu geben und sie durch die Dokumentation fortschrittlicher Beschlüsse lokaler Parteiorganisationen zu ermutigen und moralisch zu unterstützen.

Die gut geschulten Jungsozialisten Dresdens artikulierten sich nun auch verstärkt im

zentralen Organ der jungsozialistischen Bewegung und bewiesen durch ihre scharfsinnige Polemik vor allem gegen die Koalitionspolitik der SPD im Reich, zu welch weitreichenden Erkenntnissen sie dank ihrer intensiven theoretischen Arbeit gelangen konnten. Hier zeichnete sich neben Walter Fabian der 1928 erst 24jährige arbeitslose Mechaniker *Helmut Wagner* aus, dessen analytische Brillanz und bestechende Formulierungskraft die Fähigkeiten selbst erfahrener und bewährter Führer der Linksopposition weit übertrafen. Als 1928 das sozialdemokratische Zentrum noch festen Glaubens war, daß die Partei durch die Besetzung des Innen-, Finanz- und Sozialressorts im Kabinett Hermann Müller über die konstitutiven Machtpositionen für den sukzessiven Ausbau »sozialer Errungenschaften« verfügte, ließen demgegenüber die Dresdner Jungsozialisten keinen Zweifel daran, daß der Einfluß parlamentarischer Gruppen nicht von der Stimmzahl, sondern von der hinter ihnen stehenden realen ökonomischen und sozialen Macht abhängig ist. Aus dieser Einsicht heraus gelang den ostsächsischen Jusos bereits im Oktober 1928 eine eindrucksvolle Antizipation der künftigen Entwicklung:

»So ist der Einfluß des 'geschlagenen' Bürgerblocks in Deutschland weit stärker, als es seine Sitze im Parlament vermuten lassen. Er ist ökonomisch wirkungsvoller organisiert und kann wirtschaftlich nach wie vor den unverhüllten Angriff auf die Arbeiterschaft fortsetzen.«<sup>5</sup>

Die dann Ende 1928 erfolgende Offensive der nordwestdeutschen Schwerindustrie gegen das sozialpolitische Tarifvertragswesen der Republik im sogenannten »Ruhreisenstreit« sollte die Richtigkeit der jungsozialistischen Prognose belegen. Walter Fabian faßte seine Bilanz sozialdemokratischer Koalitionspolitik so zusammen: »Es ist eben nicht möglich, über den Abgrund des Klassengegensatzes hinweg gemeinsame Werke zu schaffen.«<sup>6</sup>

Die Verbitterung über die sozialdemokratische Politik beschleunigte den Radikalisierungsprozeß der ostsächsischen Jungsozialisten, der verständlicherweise in den nächsten Jahren auch Züge eines ungeduldigen Voluntarismus entwickelte. Als Walter Fabian am 19. Mai 1929 als Delegierter an der Jungsozialisten-Reichskonferenz in Hannover teilnahm, kehrte er mit sichtlicher Enttäuschung über das Hauptreferat des schon zu Lebzeiten legendären Sekretärs der Sozialistischen Internationale, *Friedrich Adler*, nach Dresden zurück. Friedrich Adler wie auch der theoretisch und praktisch überragende *Otto Bauer* genossen bei den Jungsozialisten, so auch bei Walter Fabian, völlig zu Recht eine außerordentliche Popularität. Die Interpretationen von Friedrich Adler auf der Reichskonferenz der Jusos in Hannover — immerhin die erste öffentliche Stellungnahme des Sekretärs der Internationale nach dem schwierigen Wiederaufbau dieses Gremiums — riefen allerdings bei Walter Fabian eine kritische Replik zur Diskussion des Referats hervor. Auf Adlers historisch angelegte und verständlicherweise behutsam formulierte Gegenüberstellung, daß revolutionäre Sozialisten vielfach ihre Hoffnung auf einen künftigen Krieg setzen, während die Reformisten für die Friedenserhaltung als notwendige Voraussetzung ihrer sozialreformerischen Praxis eintreten würden, antwortete Walter Fabian mit einer Schärfe der Kritik am Reformismus, die bislang selbst in Kreisen linkssozialistischer Jungsozialisten unbekannt war:

»Gewiß haben die Reformisten, die in den Sozialismus hineinwachsen möchten, alles Interesse an der Friedenserhaltung. Andererseits sind diese aber eben durch ihren Reformismus so fest mit der heutigen kapitalistischen Gesellschaft verbunden und leider in sie so hineingewachsen, daß sie zum größeren Teil unbewußt, zum kleinen sogar bewußt Befürworter und Förderer der imperialistischen Tendenzen dieser kapitalistischen Staaten werden und damit nicht der Friedenserhaltung, sondern der materiellen und noch mehr der geistigen Kriegsvorbereitung

dienen. Es kann auf dieses Treiben, das nach meiner Meinung von ungeheurer Tragweite ist, hier nicht näher eingegangen werden, aber es wird notwendig sein, daß wir uns in Zukunft viel gründlicher als bisher mit dieser gefährlichen Funktion des Reformismus und speziell der Koalitionspolitik auseinandersetzen.«<sup>7</sup>

Eine solche Aufforderung war natürlich eine ungeheure Provokation für die Instanzen der Sozialdemokratischen Partei und auch für den Hauptvorstand der Sozialistischen Arbeiterjugend (SJA), der in beträchtlicher Sorge um die politische Einstellung der ostsächsischen Jugend seinen Vorsitzenden *Erich Ollenhauer* Anfang 1930 zu einer groß angekündigten Veranstaltung nach Dresden sandte. In der stürmisch verlaufenen Diskussion, in deren Mittelpunkt die von ständigem Beifall unterbrochenen Redebeiträge von Walter Fabian und Helmut Wagner standen, geriet Ollenhauer aber in eine so arge Defensive, daß er in seinem Schlußwort den etwa 1000 anwesenden Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterjugend Dresdens völlig entnervt zurief: »Jetzt fahre ich nach Braunschweig, und da bin ich morgen wieder bei einer richtigen SAJ.« Sollte heißen: einer vorstandstreuen, »politisch korrekten« Arbeiterjugendorganisation.<sup>8</sup>

Aber nicht nur die zentralen Gremien in Berlin, sondern auch die innerparteilich ja eher links stehende Dresdener Parteispitze betrachtete mit zunehmendem Argwohn das erfolgreiche »Treiben« der Jungsozialisten. Als im Sommer 1930 die Parteikonferenz des Unterbezirks Dresden Walter Fabian für eine Kandidatur zum Reichstag vorschlug und er bei der Nominierung mehr Stimmen als die bisherigen Abgeordneten auf sich vereinen konnte, erkannte die Dresdener Parteiführung, daß aus den früher als »Theoretisierer« und »Eigenbrötler« abqualifizierten Jungsozialisten eine Organisation geworden war, deren Aktivisten mit dem Instrumentarium linkssozialistischer Analyse und Strategie Antworten auf die vielfältigen Fragen und Probleme der zunehmend desorientierten sozialdemokratischen Basis zu geben und damit innerparteilichen Einfluß zu erringen vermochten. Nachdem es dem aufgeschreckten Parteiapparat in den nächsten Wochen gelang, die Option des Unterbezirks Dresden für eine Kandidatur Fabians durch die letztlich verbindliche Entscheidung der Bezirkskonferenz Ost Sachsens zu korrigieren und Walter Fabian auf einen aussichtslosen Listenplatz zu verweisen, griff die Partei ab Ende 1930 selbst zu Mitteln offener innerparteilicher Repression.

### Repression und Ausgrenzung

Die SPD hatte bei den Reichstagswahlen im September 1930 erhebliche Einbußen erlitten, während die bis dahin ignorierte NSDAP von 2,6% auf 18,3% der Stimmen kam. Der Druck der Wirtschaftskrise und die plötzlich manifeste faschistische Gefahr verstärkte überall in Deutschland die linksoppositionellen Strömungen in der sozialistischen Jugend, die emphatisch und sehr zum Unwillen des Parteiapparats eine offensive Strategie des außerparlamentarischen Kampfes forderten. Es waren nun ausgerechnet die eher »halb-links« orientierten Bezirke (Berlin; Dresden, z.T. Leipzig), die den Anfang in der Kampagne zur Unterdrückung der entschiedenen innerparteilichen Linksopposition machten. In Dresden war Walter Fabian ihr erstes Opfer, als er Ende 1930 nach einem Parteiordnungsverfahren mit einem Redeverbot belegt wurde. Als dann auch die Jungsozialisten Dresdens von der Partei die Auflagen erhielten, künftig auf Helmut Wagner und Walter Fabian als Referenten zu verzichten, ihre Zentrale Arbeitsgemeinschaft aufzugeben und selbst die Sitzungen ihrer örtlichen Jungsozialisten-Gruppen nur noch einmal im Monat stattfinden zu lassen, begann eine in der Perspektive sowohl für die Partei als auch für die linksoppositionellen Jugendlichen verhängnisvolle Entwicklung. Die Jungsozialisten sa-

hen angesichts der oktroyierten Bedingungen keinen Sinn und Zweck mehr in der Erhaltung ihrer Organisation und lösten im Januar 1931 die Vereinigung auf, um fortan als halb-konspirativ organisierte Gruppen innerhalb der Sozialdemokratie zu agieren. Es konnte daher kaum ausbleiben, daß in einer Konstellation der tiefen gesellschaftlichen Krise und des mächtigen Anschwellens der faschistischen Gefahr Gruppen und Zirkel innerhalb solcher Linksoptionen entstanden, die aus Verzweiflung über die fatale Haltung der Sozialdemokratie zu einem aktivistischen Voluntarismus trieben und dafür Begründungszusammenhänge mit Elementen linksradikaler Ideologien herzustellen versuchten. Belastend mußte sich hier für die Dresdener Linkssozialisten auswirken, daß so ein hervorragender theoretischer Kopf wie der langjährige Landesvorsitzende der sächsischen Jusos Helmut Wagner nun eindeutig auf linkskommunistische Strategieentwürfe zurückgriff und zielbewußt eine kleine illegale und kadermäßig leninistisch strukturierte Sekte als gedachte Keimzelle einer neuen, von allem »Opportunismus gründlich gereinigten« Partei aufbaute. Walter Fabian war nicht bereit, diese neuen Wege seines ehemaligen jungsozialistischen Genossen mitzugehen und krisierte scharf dessen Ansicht von der endgültigen »Todeskrise« des Kapitalismus und der darauf beruhenden, mystischen Hoffnung auf die Revolution der spontan in Räten organisierten, von einer Kadergruppe entschlossener Revolutionäre geführten Arbeiterschaft. Anders als Wagner, der in seiner maximalistischen Orientierung auf den revolutionären Akt nur strategische Gleichgültigkeit für die Probleme des während der Regierung Brüning verschärfen Lohnabbaus vorschlagen konnte, wußte Walter Fabian um den zentralen Stellenwert einsichtiger Aktions- und Übergangslösungen und sah es als eine vordringliche Aufgabe der sozialdemokratischen Linksoption an, im Kampf gegen die Notverordnungen eindeutige Zeichen der Ablehnung (statt der »Tolerierung«) zu setzen, um die Arbeiterschaft Deutschlands aus dem Gefühl der Lähmung und Resignation zu reißen.

Für die Arbeit innerhalb der Sozialdemokratie hatte diese politische Klärung allerdings keine Konsequenzen mehr. Je verheerender sich die politische und ökonomische Krise der Republik auswirkte, umso intransigent verhielt sich der politisch ratlose Parteiapparat gegenüber der nach Aktivitäten und Alternativen drängenden innerparteilichen Opposition. Noch bevor der Parteivorstand am 29.9.1931 die Repräsentanten der parlamentarischen Linksoption Seydewitz/Rosenfeld angeblich wegen der Gründung einer eigenen Verlagsgesellschaft aus der Partei ausschloß, sahen sich Walter Fabian und Helmut Wagner am 22.9. ohne jegliches Verfahren durch einen Beschluß des ostsächsischen Bezirksvorstandes außerhalb der sozialdemokratischen Organisation gestellt. Über tausend sozialistische Arbeiterjugendliche Dresdens verließen aus Protest die SPD und gingen mit anderen linksoptionellen Kräften im Reich zur neugegründeten Sozialistischen Arbeiter Partei (SAP) und deren Sozialistischen Jugendverband (SJV). Walter Fabians Skepsis gegenüber der Konstituierung einer neuen Partei in der bereits gespaltenen Arbeiterbewegung auf dem Höhepunkt der wirtschaftlichen Krise und faschistischen Gefahr war zu Recht außerordentlich groß, aber — so betonte er in einem Rückblick nach 50 Jahren:

»Ich bin zur SAP gegangen, weil ich mir gesagt habe, daß ich diese vielen hundert Genossen, es waren sogar mehrere tausend, die doch auch sehr stark durch mich geprägt waren durch all die Jahre von marxistischer Bildungsarbeit und durch ihre Solidarität, die sie mir bezeugten, die konnte ich nicht im Stich lassen.«<sup>9</sup>

Wenn auch der SAP der Erfolg und Einfluß in der Masse der Arbeiterschaft versagt blieb, so ist für uns Jüngere, die wir die Geschichte der Arbeiterschaft studieren, doch beein-

druckend, mit welcher theoretischen Klarheit und praktizierten moralischen Standfestigkeit ihre Aktivisten in den nun folgenden schweren Jahren den sozialistischen Prinzipien und Erkenntnissen ihrer Jugend treu blieben.

### Anmerkungen

- 1 Nicht umsonst war dies auch der Gegenstand des literarischen Hauptwerks von Walter Fabian; vgl. Walter Fabian, *Klassenkampf um Sachsen — Ein Stück Geschichte 1918 bis 1930*, Löbau 1930
- 2 *Jungsozialistische Blätter (JB)*, Berlin 1926/H.5, S.156
- 3 Ebd.
- 4 Von dem kargen Honorar aus seiner Tätigkeit als Bildungsreferent mußte im übrigen Walter Fabian nun seinen Lebensunterhalt bestreiten.
- 5 *JB* 1928/H.10, S.301
- 6 *JB* 1929/H.4, S.123
- 7 *JB* 1929/H.6, S.177
- 8 Erich Ollenhauer konnte seinen beiden Hauptkontrahenten in der Diskussion, Wagner und Fabian, nicht verzeihen; als beide im September 1931 ausgeschlossen wurden, schrieb er: »Beide haben jahrelang in der Jugendorganisation einen Standpunkt vertreten, der schon längst zum Einschreiten der Partei hätte führen müssen.« Vgl. *Der Führer*, Berlin 1931/H.10, S.148
- 9 Walter Fabian im Gespräch mit dem Verfasser am 19.12.1981

# DAS ARGUMENT

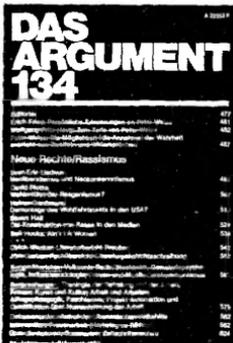
Argument-Vertrieb  
 Tegeler Str. 6  
 1000 Berlin 65



Diskurs und Hegemonie.  
 Nationalismus und Populismus.  
 Feminismus und Sozialismus.  
 E.Laclau, C.Mouffe, C.Buci-Glucksmann,  
 C.Franco, E.de Ipola, J.C.Portantiero,  
 A.Paramio, G.Bonacchi, C. Pasquinelli,  
 S.Hall.  
 DM 16,80/f. Stud. 13,80 (Abo: 13,80/11,80)



Basisgesundheitsversorgung in Mexico.  
 »Westliche« Medizin in der Dritten Welt.  
 Tabakmultis und Gesundheit in der  
 Dritten Welt.  
 Horacio Riquelme U., Dieter Borgers u.a.  
 Argument-Studienheft SH 41  
 70 Seiten, 7,- DM



Neue Rechte/Rassismus  
 Neoliberalismus/Neokonservatismus.  
 Reaganismus als Übergang.  
 Der Krieg gegen die Armen.  
 Rassismus und Medien.  
 Liedman, Plotke, Ganssmann, Hall u.a.  
 DM 12,-/f. Stud. 9,- (Abo: 9,80/7,50)

## Diskussionsschwerpunkt

Peter Jansen

### Gesellschaft mit beschränkter Handlungsfähigkeit

#### Französische Wirtschaftspolitik mit dem Rücken an der Wand

Ursprünglich sollte hier eine Bilanz des ersten Amtsjahres der sozialistisch-kommunistischen Regierung erstellt werden. Es sollte untersucht werden, ob der Anspruch des sozialistischen Präsidenten Mitterrand, in Frankreich einen Sozialismus in den Farben Frankreichs aufzubauen, in die Wege geleitet wurde. Diese Fragestellung scheint mir von der tagespolitischen Entwicklung überholt worden zu sein. Knapp einen Monat nach dem ersten Jahrestag der Präsidentschaftswahl wurde mit der Abwertung des französischen Francs die von Mitterrand angekündigte 2. Phase des 'Wechsels' eingeleitet.<sup>1</sup> Die Abwertung wurde durch einen Plan begleitender Maßnahmen flankiert, der in einer Sitzung des engeren Ministerrates am 13.6. beschlossen wurde.<sup>2</sup> Die Abwertung wird durch einen viermonatigen Preis- und Lohnstopp zu einem 'Inflationsbekämpfungsprogramm' ausgebaut: die französische Inflationsrate soll von ca. 14% auf 10% gedrückt werden. Läßt sich diese drakonische Maßnahme noch in Einklang mit der Behauptung Mitterrands bringen, auch in der zweiten Phase der Aktion werde an den im ersten Regierungsjahr verfolgten Zielen festgehalten?<sup>3</sup> In der Tat scheint es sich doch um mehr als nur einen Wechsel in der Gangart zu handeln: die französische Regierung beendet ihren im Frühjahr 81 eingeleiteten wirtschaftspolitischen Alleingang. Sie nimmt, wie der Plan-Minister Rocard<sup>4</sup> es ausdrückt, die weltwirtschaftliche Krise mit einiger Verspätung wahr. Auch Mitterrand benannte die Weltwirtschaftskrise als erste Ursache für die unbefriedigenden Resultate der von ihm verantworteten Wirtschaftspolitik. Insbesondere sind damit das wegen der Finanzpolitik der Vereinigten Staaten überhöhte Zinsniveau und die übermäßig fluktuierenden Wechselkurse angesprochen.

Raymond Barre, der Vorgänger des jetzigen Premiers Pierre Maurey, schildert, auf offizielle statistische Angaben gestützt, die wirtschaftliche Situation Frankreichs wie folgt:<sup>5</sup> Das von der Regierung angestrebte Wirtschaftswachstum von 3,5% wurde nicht erreicht. Der Produktionsindex stagnierte. Die in der Industrie getätigten Investitionen gingen 1981 im Vergleich zum Vorjahr um 10% zurück und werden nach Angaben des INSEE<sup>6</sup> um weitere 7-8% sinken. — Die Zahl der Arbeitslosen konnte nicht gesenkt werden. Die Arbeitslosenquote<sup>7</sup> stieg von 7,3% auf 8,7%, womit sie die 2-Millionen-Grenze erreicht. Die mittlere Dauer der Arbeitslosigkeit verlängerte sich. — Die Inflationsrate wurde nicht gebremst, vielmehr stieg sie von 12,5% auf 14,1%. — Die Staatsverschuldung nahm zu. — Die Außenhandelsbilanz geriet in die roten Zahlen. Dieser Bilanz wird auch von der französischen Regierung nicht widersprochen. Sie verweist allerdings darauf, daß diese Bilanz nicht von dem von der Regierung Barre übernommenen 'Erbe' zu trennen ist.<sup>7</sup> Vergleiche mit der Entwicklung unter dem Präsidenten Giscard d'Estaing lassen unschwer erkennen, daß unter der jetzigen linken Regierung alte, strukturelle Schwächen der französischen Wirtschaft noch deutlicher werden als vorher. Darauf wies auch Mitterrand hin, wenn er feststellte, daß:

- die französische Währung in den 7 Jahren der Amtszeit Giscard d'Estaings gegenüber der DM jährlich ungefähr 5% an Wert verlor;
- die Arbeitslosigkeit sich mehr als vervierfachte (sie stieg von 400.000 im Jahre 74 auf 1,7 Mio. im Jahre 81<sup>8</sup>;

- die privaten Investitionen von 1976 bis 1981 nur um 1% stiegen, die öffentlichen Investitionen dagegen um 51%;
- der französische Markt zunehmend von ausländischen Produkten überschwemmt wird, deren Marktanteil von 24% (74) auf 35% (1981) anstieg.

Zudem sei der Außenhandel in der Amtszeit Giscard d'Estaings verfallen und die nationale Industrie der Veraltung preisgegeben worden.<sup>9</sup> Auch wenn heute behauptet wird, daß die Situation bei der Regierungsübernahme schlimmer gewesen sei, als man es sich vorgestellt habe, waren diese Ausgangsbedingungen doch weitgehend bekannt.

Nach der Ablösung der Übergangsregierung, die unter dem Premier Mauroy vom 23.5 bis zum 24.6.81 amtierte, wurde die 'zweite Regierung Mauroy' gebildet, an der erstmals seit 1947 wieder vier kommunistische Minister teilhaben.<sup>10</sup> Die durch den Einbezug der Kommunistischen Partei (KPF) in die Regierungsverantwortung gewonnene breite Mehrheit in der Nationalversammlung schien ein idealer Ausgangspunkt zu sein, um den im 'Interimsplan' angekündigten »socialisme à la française«<sup>11</sup> durchzusetzen. Dieser Plan, sowie die gesamte Wirtschaftspolitik hatte — grob schematisiert — im wesentlichen drei Zielsetzungen, die auch als Ziele des Wechsels bezeichnet wurden:

1. Wachstum;
2. aktive Beschäftigungspolitik;
3. nationale Solidarität.

Die wirtschaftspolitischen Zielsetzungen reflektieren die politische Strategie, die die Sozialistische Partei (PS) in der Opposition entwickelt hatte. Ihre Strategie, die wahlpolitisch auch zum Erfolg führte, beruhte auf einer Analyse der soziologischen Entwicklung in Frankreich.<sup>12</sup> Dadurch geriet die 'Befriedigung der Hoffnungen und Bedürfnisse der Lohnabhängigen', die in Frankreich 80% der erwerbstätigen Bevölkerung ausmachen, in den Mittelpunkt des 'Sozialistischen Projektes'. Wirtschaftspolitisch schlägt sich diese Orientierung Anfang 81 in einem übermäßigen Glauben an die Werte eines vom Massenkonsum getragenen Wirtschaftsaufschwungs nieder. »Die Regierung hat eine quasi-mechanistische Logik gewählt: nur das Wachstum kann den Anstieg der Arbeitslosigkeit verhindern ...«, nur Wirtschaftswachstum erlaube die Entwicklung einer in sich geschlossenen 'Großen Sozialpolitik'.<sup>13</sup> Die Mittel, mit denen ein Wirtschaftswachstum erreicht werden sollte, können als Instrumente einer nationalen Wirtschaftspolitik bezeichnet werden. Sie stellen den Versuch einer Aktualisierung von Wirtschaftskonzeptionen dar, die im wesentlichen zwischen den beiden Weltkriegen entwickelt wurden. In diesem Zeitraum war die internationale Wirtschaftsverflechtung noch nicht so groß wie heute, der Spielraum für eine autonome, nationale Wirtschaftspolitik damit größer. Die Mittel dieser Wirtschaftspolitik scheinen der heutigen Zeit dagegen nur schlecht angepaßt zu sein. Die nationale Wirtschaftspolitik speist sich aus zwei »Quellen der Inspiration:<sup>14</sup>

- zum einen beruht sie auf einem »liberalen Keynesianismus«;
- zum anderen basiert sie auf einer »staatsdirigistischen« Konzeption.

### **Liberal-keynesianische Elemente der sozialistisch-kommunistischen Wirtschaftspolitik**

Dieser wirtschaftspolitische Ansatz, der in scharfem Kontrast zu den in den westeuropäischen Ländern und den Vereinigten Staaten praktizierten Programmen der Inflationsbekämpfung steht, basiert im wesentlichen auf einer durch die Nachfrage gesteuerten Konjunkturpolitik. Sie erscheint als geeignetes Instrument zur Bekämpfung einer nationalen konjunkturellen Krise. In diesem Sinne wurde sie auch von der Regierung Mauroy eingesetzt. Man hoffte, durch Steigerung der Massenkaufkraft das nationale Wirtschafts-

wachstum bis 1982 wieder ankurbeln zu können, womit ein nahtloser Übergang zu der für 1982 erhofften weltweiten Konjunkturbelebung hergestellt werden sollte. Tatsächlich hat durch die Anhebung der Massenkaufrkraft das Wirtschaftswachstum in Frankreich mit 2% das höchste Niveau aller westlichen Industrienationen erreicht. Die Maßnahmen zur Steigerung der Massenkaufrkraft bestanden insbesondere aus:

- Anhebung der staatlich festgesetzten Mindestlöhne;
- Erhöhung der Mindestrenten und Altersruhegelder;
- Erhöhung der Familienbeihilfen und des Wohngeldes.

Diese Schritte bedeuteten eine staatliche Umverteilungspolitik zugunsten der sozial schwächer gestellten Bevölkerungsschichten. In ihnen wurde die »Originalität der Regierung Mauroy«<sup>15</sup> oder, wenn man so will, die 'sozialistische Qualität' dieser Wirtschaftspolitik deutlich. Die Frage, ob die Sozial- oder Wirtschaftspolitik bei der neuen Regierung die Priorität genießt<sup>16</sup>, kann für das erste Amtsjahr des Präsidenten wohl zugunsten der Sozialpolitik beantwortet werden. Wirtschaftspolitik erschien als Mittel zur Durchführung sozialer Zielsetzungen, weshalb auch von einer 'Sozial-Wirtschaft' gesprochen wurde.

Unmittelbar verbunden mit dem Ansatz der Kaufkraftsteigerung ist die aktive Beschäftigungspolitik, an der auch nach Einleitung der 'zweiten Phase' festgehalten werden soll. Sie beruht auf der Überlegung, daß nichts so inflationär sei wie ein Arbeitsloser. Neue Arbeitsplätze wurden insbesondere im öffentlichen Dienst geschaffen. Darüber hinaus verfolgt die Regierung mit den 'Solidaritätsverträgen' eine Politik, die darauf abzielt, durch Frühverrentung, Teilzeitarbeit u.a.m. das vorhandene Arbeitsvolumen gerechter auf die erwerbsfähige Bevölkerung aufzuteilen. Zu diesem Maßnahmenkatalog gehört auch die staatlich verordnete Arbeitszeitverkürzung. Die gesetzlich eingeführte 39-Stunden-Woche leitet die Entwicklung zur 35-Stunden-Woche ein, die 1985 erreicht sein soll.<sup>17</sup> Nach Intervention von Mitterrand wurde diese Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich durchgeführt, wodurch das Konzept der Steigerung der Massenkaufrkraft eingehalten wurde. Alle diese Maßnahmen belasten die Staatskasse. Finanziert werden sie durch eine Politik des 'deficit spending', was sich auch im ersten Staatshaushalt in der für Frankreich hohen Quote der Neuverschuldung niederschlug. Es zeigt sich damit, daß die Momente der keynesianisch-liberalen Wirtschaftspolitik die Durchsetzung der sozialpolitischen Zielsetzung: »Mehr soziale Gerechtigkeit« begünstigt.

Spektakulärer als diese Maßnahmen waren allerdings die vom Staat durchgeführten Strukturreformen. Insbesondere die Nationalisierungen<sup>18</sup> stehen unter dem Einfluß der staatsdirigistischen Konzeption. An dieser Stelle zeigt sich auch die Widersprüchlichkeit des gesamten Regierungsprogramms. Während durch die Nationalisierungen die Macht des Staates gesteigert wird, soll sie durch das Projekt der Dezentralisierung im unmittelbar politischen Bereich abgebaut werden, Zielsetzungen, die sich m.A.n. kaum miteinander verbinden lassen. Die Nationalisierungen wurden nicht entschädigungslos durchgeführt<sup>19</sup>, belasten also zusätzlich den Staatshaushalt. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn die Zeitschrift 'Revolution'<sup>20</sup> feststellt, daß die illegale Kapitalflucht nach Angaben der in der CGT organisierten Zöllner 1981 zwischen 40 und 60 Milliarden Francs gelegen hat und damit ungefähr das Ausmaß der Kosten der Nationalisierungen erreicht. Bei den Nationalisierungen weist die PS ideologische Beweggründe weit von sich. Entscheidend sei die dadurch gegebene Möglichkeit, den Verbindlichkeitsgrad der französischen Planung zu erhöhen. Nationalisierungen werden in das Konzept einer gemischtwirtschaftlichen Organisation eingebaut, in dem ein verstaatlichter und ein privater Bereich fortbestehen. Die Nationalisierungen erscheinen als ein Mittel zur Modernisierung der französischen Industrie-

struktur: mit der Übernahme der Banken kann das gesamte Kreditwesen kontrolliert werden, wodurch eine Investitionslenkung möglich wird; mit der Verstaatlichung von Großunternehmen wird versucht, Schlüsselindustrien zu kontrollieren und zu reorganisieren. Besonderes Augenmerk wird dabei Branchen mit zukunftssträchtigen Industrien gewidmet (Elektro- und Elektronikbereich; Computerindustrie, chemische und pharmazeutische Industrie, Flugzeugbau). Durch die gezielte Förderung dieser nun weitgehend nationalisierten Branchen soll die internationale Wettbewerbsfähigkeit Frankreichs abgesichert werden. Unter dem wirtschaftspolitischen Aspekt der internationalen Konkurrenzfähigkeit ist es logisch, daß Mitterrand entgegen seinen Wahlversprechen nur geringe Abstriche am Kernenergieprogramm seines Vorgängers vorgenommen hat. Frankreich nimmt international im Bereich der exportträchtigen Kernenergietechnik eine Spitzenposition ein. Aus diesem Sektor kommen auch wichtige technologische Neuerungen, die beim Bau von Industrieautomaten eingesetzt werden können. (Ein ähnliches Argument ließe sich wohl auch für den Bereich der Rüstungsindustrie anführen.)

Neben der internationalen Konkurrenzfähigkeit, die auch durch eine massive Steigerung des Forschungsetats gefördert werden soll, steht das Argument einer »Rückeroberung des nationalen Marktes«, in dem sich die alte Formel der KP wiederfindet: produziert französisch, kauft französisch.<sup>21</sup> Auch die Rückeroberung des nationalen Marktes erfordert die Beseitigung von Defiziten der Industriestruktur: so hat Frankreich keine eigene foto-optische Industrie, keinen nennenswerten Bereich der Unterhaltungselektronik usw. Aus diesen Gründen führte die Steigerung der Massenkaukraft auch zu einer Verstärkung des Imports und damit zu einer zunehmenden Verschlechterung der Außenhandelsbilanz.

### **Grenzen der 'Sozial-Wirtschaftspolitik' und Ziele der wirtschaftspolitischen Reorientierung**

Politisch konnte sich die sozialistisch-kommunistische Regierung bei ihrer im ersten Jahr verfolgten Politik auf nahezu alle Organisationen der Arbeiterbewegung stützen. Auch wenn Raymond Barre darauf verweist, daß die Zahl der durch Streiks verlorenen Arbeitstage im ersten Regierungsjahr massiv angestiegen ist<sup>22</sup>, kann das wohl kaum als Mißtrauenskundgebung der Arbeiter gegen die Regierung gewertet werden. Vielmehr drückt sich in diesen Streiks der Wunsch der Arbeiter aus, daß der politische Wechsel des 10. Mai 81 nun endlich auch auf Unternehmensebene zu einem Wechsel führen möge. Schließlich hatte der vom neuen Arbeitsminister Auroux verfaßte Bericht<sup>23</sup> ihnen den Status eines 'Unternehmensbürgers mit vollen demokratischen Rechten' versprochen. Es wird darin gefordert, daß die Arbeiter neue Rechte im Betrieb erhalten sollen (Aufbau von Werkstatträten und Ausbau der Rechte der bestehenden Betriebsausschüsse). Außerdem soll das Tarifvertragssystem ausgebaut werden: jeder französische Arbeitnehmer soll in Zukunft durch einen Tarifvertrag abgesichert sein. Auf Unternehmensebene sollen jährliche Lohnrunden zur Aushandlung der Effektivlöhne stattfinden. Vor diesem Hintergrund forderten die Arbeiter noch vor Verabschiedung entsprechender Gesetze die Aufnahme von Verhandlungen über Löhne, Modus der Arbeitszeitverkürzungen, Reorganisation der Lohngruppen ... Massive Streiks wurden unter anderem von den meist ausländischen angelernten Arbeitern der Automobilfabriken Renault, Citroen, Talbot geführt. Aber auch in anderen Sektoren — wie z.B. den Banken — kam es zu langen Streiks. Der größte Teil dieser Streiks ist weitgehend von der Basis ausgegangen und wurde erst anschließend von den Gewerkschaften mitgetragen.

Nirgends war eine frontale Konfrontation mit den Zielen der Regierungspolitik zu zeichnen — wohl aber richteten sich einzelne Streiks gegen Ausführungsbestimmungen, die den Unternehmen die Möglichkeit gaben, Regierungsmaßnahmen zu unterlaufen. Ein Beispiel dafür ist die Erhöhung des Mindestlohns, die praktisch dadurch boykottiert wurde, daß in einzelnen Unternehmen Prämien abgeschafft wurden oder in den Grundlohn integriert wurden. Bei der Arbeitszeitverkürzung kam es zu ähnlichen Problemen: informell praktizierte Pausenregelungen wurden wieder abgeschafft, so daß sich an der effektiven Arbeitszeit kaum etwas änderte. Während die Arbeiter den von der Regierung versprochenen Wechsel forcieren wollten, traten die Unternehmer trotz verschiedener, von der Regierung gewährter finanzieller Erleichterungen in einen 'Investitionsstreik'. Lipietz<sup>14</sup> verweist auf unterschiedliche Gründe für dieses Verhalten: Klein- und mittelständische Unternehmer investieren wegen ideologischer Gründe nicht; Großunternehmen sind dagegen weltmarktorientiert und versuchen auch ihre Produktionsstätten zu internationalisieren, forcieren also im Zweifelsfall Auslandsinvestitionen. Der französische Unternehmerverband (CNPF), dessen Vorsitzender Gattaz am 12. Mai<sup>24</sup> betonte, daß seiner Ansicht nach nicht gegen die Unternehmer regiert werden könne, verweist auf ein ungünstiges Investitionsklima. Auf der Generalversammlung des CNPF wird das erste Regierungsjahr der Linkskoalition aus ihrer Sicht beleuchtet<sup>25</sup>

- die Finanzbelastung der französischen Unternehmen stieg um 93 Mio FF;
- die Lohnkosten stiegen im gleichen Zeitraum um 22%; allein im ersten Quartal 82 stiegen die Lohnkosten um 4,7%, was der Höhe des Tarifabschlusses der IG Metall in der Bundesrepublik für ein Jahr entspricht<sup>26</sup>;
- die Steuern stiegen in einem Jahr um 30%

Nach den Angaben des CNPF gingen die Gewinne 1981 um 26% zurück. Von daher habe es auch kaum finanzielle Möglichkeiten gegeben, Investitionen zu tätigen. Außerdem habe die zunehmende Belastung der französischen Unternehmen und die ungünstige Wechselkursentwicklung die internationale Wettbewerbsfähigkeit weiter verschlechtert.

Die »zweite Phase« der Aktion des »Wechsels«, die sich mit der zweiten Pressekonferenz des Präsidenten Mitterrand in groben Umrissen abzeichnete, berücksichtigt zunehmend die wirtschaftspolitischen Argumente des Unternehmerverbandes. Entscheidend ist aber in erster Linie die Option der französischen Regierung, um ihren Platz in der internationalen Arbeitsteilung zu kämpfen. Als exportabhängiges Land könne Frankreich es sich nicht leisten, in einen Protektionismus zu verfallen. Mit der Entscheidung für den Weltmarkt muß aber die französische Wirtschaftspolitik Zwänge akzeptieren, wie sie zum Beispiel vom Europäischen Währungsverbund ausgehen. Auch Fragen der internationalen Kreditwürdigkeit (Frankreich wird von verschiedenen Instituten hinter Südafrika und Malaysia eingestuft!) spielen eine wesentliche Rolle. Internationale Integration und wirtschaftspolitische Argumentation der französischen Unternehmer schlagen sich in den von Mitterrand für die zweite Phase des Wechsels angekündigten Bedingungen nieder: beschleunigte Rückeroberung des Binnenmarktes und industrielle Reorganisation; damit wird von der These der 'Wachstumsförderung durch Steigerung der Massenkaufkraft' Abstand genommen. Wörtlich heißt es: »Der Konsum alleine ist nicht ausreichend, kann sogar gefährlich sein ...«<sup>1</sup> Inflationäre Tendenzen würden dadurch begünstigt, wenn ihnen kein Gegengewicht entgegengestellt werde. Ein Gegengewicht wird in der Investitionsförderung gesehen: Investitionen und Innovationen müßten in dem neuen Staatshaushalt Priorität genießen: Die »technologische Zukunft«, Frankreichs müsse gesichert werden. Ein Mittel dazu sei der nationalisierte Sektor, in dem eine gezielte Investitionspolitik be-

trieben werden solle. Von dem für 1983 dort geplanten Investitionsvolumen verspricht sich die Regierung eine 'Sogwirkung' auf die Privatindustrie, die dann auch investieren werde. Erst hinter diesen wirtschaftspolitischen Vorgaben werden sozialpolitische Zielsetzungen genannt.

Unmittelbar nach dieser Pressekonferenz setzte die Regierung Mauroy diese Ankündigungen in einem »Kriegsplan«<sup>27</sup> um. Die Wirtschaftspolitik wurde offiziell auf ein 'Inflationsprogramm' umgerüstet. Die wesentlichen Bestandteile dieses Programms sind:

- Abwertung des französischen Francs
- Einführung eines viermonatigen Preisstops
- Einführung eines viermonatigen Lohnstops.

Da der Preisstop nicht alle Waren umfassen wird (landwirtschaftliche Erzeugerpreise sind wegen der Brüsseler Beschlüsse ausgenommen), rechnet der Finanzminister Delors für diese Zeit mit einer Inflationsrate von 2,8%. Voraussetzung ist, daß es der Regierung gelingt, die Einhaltung »von ca. 5 Millionen verschiedenen Preisen«<sup>28</sup> zu garantieren. Dies würde für die breite Masse der französischen Arbeitnehmer und für die Selbständigen einen gleichwertigen Kaufkraftverlust bedeuten. Dieser Kaufkraftverlust kann aber noch weit höher liegen, da die Regierung nicht nur den Staatshaushalt stabilisieren will, sondern auch für ausgeglichene Haushalte bei der Arbeitslosenversicherung und bei der staatlichen Sozialversicherung sorgen will. Mit einem Aufruf an die »nationale Solidarität« wird gefordert, daß diejenigen, die Kosten verursachen, auch dafür sorgen müßten, daß diese Kosten gedeckt würden. Dahinter steht die Ankündigung einer Erhöhung der Arbeitslosenversicherungsbeiträge<sup>29</sup> und einer Neuregelung der Leistungen. Die Sozialversicherung soll dagegen durch die Kürzung der Ausgaben saniert werden. Bei Bekanntgabe dieser Maßnahmen, die weit über das Sparprogramm der Regierung Barre aus dem Jahre 1976 hinausgehen, kündigte Mauroy Spitzengespräche mit den Sozialpartnern an. Anfänglich schien es so, als ob die Regierung auf eine 'Lohndisziplin' der Gewerkschaften setze. Nach den ersten ablehnenden Reaktionen, in denen insbesondere die CGT sich gegen jeden Kaufkraftverlust aussprach, griff die Regierung zu den traditionellen Mitteln eines zentralistischen Staates zurück. Sie brachte Gesetzesvorschläge zum Lohn- und Preisstop ein, mit denen sie die Vertrauensfrage verband. Bei der Verabschiedung des Gesetzes über den Lohnstop, mit dem die Tarifvertragsautonomie erstmals seit ihrem Inkrafttreten im Jahre 1950 außer Kraft gesetzt wird, enthielt sich die KP der Stimme. Mit dem gesetzlich verordneten Lohnstop und der zeitlich befristeten Aufhebung der Tarifautonomie grub die Regierung das Kriegsbeil gegen die Gewerkschaften aus. Selbst wenn die Gewerkschaftsführungen es bei einem verbalen Protest belassen sollten, bleibt abzuwarten, wie sich die Basis verhält. Werden zum Beispiel die Arbeiter von Citroen, die gerade einen harten Streik für neue Lohnabschlüsse geführt haben, zusehen, wenn diese Verträge nun suspendiert werden? Die Regierung läuft Gefahr, unglaublich zu werden: auf der einen Seite verfolgt der Arbeitsminister Gesetzesprojekte, mit denen das Tarifvertragssystem ausgebaut werden soll — und auf der anderen Seite setzt sie das gesamte Tarifvertragssystem außer Kraft.

Nach der Abwertung vom 12. Juni — der zweiten Abwertung in der Amtszeit Mitterrands<sup>30</sup> — scheint das Vertrauen der Franzosen in die Regierung massiv gesunken zu sein. Nach neuesten Meinungsumfragen lehnen 47% der Franzosen die neuen wirtschaftspolitischen Maßnahmen ab (nur 33% sprechen sich dafür aus). Nur der Preisstop findet bei 70% eine Zustimmung.<sup>31</sup> Nur sehr wenige glauben daran, daß diese Maßnahmen von Erfolg gekrönt sein werden. Es bleibt offen, wie am 31. Oktober — nach Ablauf von Lohn-

und Preisstop — verhindert werden kann, daß sowohl auf der Lohn- als auch auf der Preisfront Nachschlagsforderungen erhoben werden. Mit der neuen Politik, die zu einer ersten offenen Meinungsverschiedenheit in der Regierungspolitik geführt hat, wird eine Austeritätspolitik eingeleitet, die auch den Anfang vom Ende dieser Regierung bedeuten kann. Die Entscheidung darüber wird nach der traditionellen »Sommerpause« fallen.

### Anmerkungen

- 1 Pressekonferenz Mitterrands am 9.6.82; Text abgedruckt in: *Le Monde* vom 11.6.82
- 2 Text der vollständigen Presseerklärung des Premierministers Mauroy in: *Le Matin*, 14.6.82
- 3 *Le Monde*, 11.6.82
- 4 *Le Monde*, 11.6.82
- 5 »L'état économique et social de la France au 30 avril 1982« in: *L'Express* Nr. 1611, 28.5.82
- 6 Nationales Statistisches Büro
- 7 Eine derartige Bilanz wurde im Regierungsauftrag angefertigt und liegt als Publikation vor: »la France en mai 1981 — forces et faiblesses«; Paris, Dez. 81
- 8 *la France en mai 1981*, S.37
- 9 Diese Vorwürfe finden sich in der von Mitterrand auf seiner Pressekonferenz gehaltenen Ansprache, vgl. *Le Monde*, 11.6.82
- 10 Die Zusammensetzung der beiden Regierungen sind im Mitteilungsblatt der französischen Regierung — *Journal Officiel (J.O.)* — nachzulesen. *J.O.* vom 22.5. und vom 24.6.
- 11 Vgl. *Le Monde*, *Bilan économique et social 1981*, Paris Januar 1982, S.27ff, insbes. S.44
- 12 Guy Claisse in: *Le Matin*, 11.5.82
- 13 *Le Matin*, 13.5.82
- 14 Vgl. dazu die Analyse von Alain Lipietz »Quelle base sociale pour le 'changement'? In: *Les Temps modernes*, Mai 82
- 15 *Le Matin*, 11.5.82
- 16 *Liaisons Sociales*, revue des hebdomadaires, Nr. 1575 vom 29. September 81
- 17 Mauroy wies allerdings am 17.6. während der Spitzenverhandlungen mit Gewerkschaften und Unternehmensverbänden über sein Programm der Inflationsbekämpfung darauf hin, daß in den nächsten 18 Monaten nicht mit einer gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit zu rechnen sei. *Le Matin* 18.6.82
- 18 Betroffen waren 5 Industrieunternehmen, zwei Finanzgesellschaften und 36 Banken; vgl. *Le Monde*, *Bilan économique et social*, S.30ff
- 19 *Le Monde*, *Bilan a.a.O.* S.34: 'Ein umstrittener Entschädigungsmodus'
- 20 *Revolution*, Nr. 106
- 21 Vgl. das Interview mit Herzog, Mitglied des Polit-Büros der KP in: *Le Matin*, 15.6.82
- 22 *L'Expansion* Nr. 7 vom 20.5.82 belegt, daß das Ausmaß der Streiks ein Niveau erreicht hat, das zum letzten Mal 1976, dem Jahr, in dem Raymond Barre seine Austeritätspolitik verkündete, bestand
- 23 »les droits des travailleurs« Rapport au Président de la République et au Premier ministre, Sept. 81, bekannt als 'Rapport Auroux'
- 24 *Le Matin*: Yven Gattez im Interview
- 25 *Le Matin*, 16.6.82
- 26 *Le Matin*, 14.6.82
- 27 *Le Matin*, 14.6.82
- 28 *Le Matin*, 15.6.82
- 29 Die Beiträge liegen zur Zeit bei 3,6% des Lohns, 80% werden vom Unternehmer gezahlt, 20% vom Arbeitnehmer
- 30 Die erste erfolgte am 4. Okt. 81; seit dem 10. Mai hat der Franc gegenüber der DM 16,6% an Wert verloren; gegenüber dem Dollar 22,9% — und dabei müssen ein Drittel aller Importe in Dollar bezahlt werden
- 31 *Le Matin*, 19./20. Juni

Thomas Schlüter

## **Kontrastprogramme gegen die Krise: Monetarismus und alternative Wirtschaftsstrategie in Großbritannien**

### **Vorbemerkung**

Ein Blick in die Zeitungen genügt: Bevor die Falkland-Krise die innenpolitischen Probleme in Großbritannien überlagerte, verging kaum eine Woche ohne neue Spekulationen über den Zustand der britischen Wirtschaft und die Konsequenzen der Wirtschaftspolitik der Regierung Thatcher. Meldungen über Arbeitslosenzahlen, die im westeuropäischen Vergleich laufend traurige Rekorde brechen, über spektakuläre Betriebsstillegungen und Pleitewellen, über ein Zinsniveau, das die Investitionstätigkeit nahezu vollständig erlahmen ließ, über soziale Unruhen in Brixton oder der Merseyside, deren Wurzeln im drastischen Anstieg der Arbeitslosigkeit zu sehen sind: Diese Ereignisse zeichnen ein Bild, welches ebenso zu Fragen nach den Ursachen der neueren krisenhaften Entwicklung des britischen Kapitalismus zwingt, wie zu Fragen nach denkbaren wirtschaftspolitischen Alternativen zu dem verhängnisvollen Kurs der konservativen Regierung. Galt Großbritannien vor über 100 Jahren einem Kritiker in heimlicher Bewunderung noch als »Demiurg\* des Weltmarktes«, so gilt es heute eher als »kranker Mann« (Die Zeit vom 28.11.1980). Dieser Abstieg einer ökonomisch dominanten Macht wird markiert durch einen lang anhaltenden Verfall der Rentabilitäten in der britischen Wirtschaft, den stetigen Rückgang der Investitionstätigkeit und den sukzessiven Verlust von Auslandsmärkten mit der Folge einer Verringerung des Welthandelsanteils Großbritanniens im Bereich von Erzeugnissen der verarbeitenden Industrie. Das niedrige Niveau der Investitionen führte — verglichen mit den großen Konkurrenzländern — zu nur geringen Produktivitätsfortschritten, damit jedoch wurde eine Umkehr dieser sich seit 1950 sprunghaft verstärkenden Entwicklung immer schwieriger. Diesen Teufelskreis vermochten auch die in der Nachkriegszeit angewendeten Wirtschaftspolitiken der einander abwechselnden Konservativen — und Labour-Regierungen nicht zu durchbrechen, im Gegenteil: Das »Stop« und »Go« expansiver und restriktiver geld- und fiskalpolitischer Maßnahmen, Verstaatlichungen und erneuter Reprivatisierungen, einkommenspolitischer und strukturpolitischer Experimente trugen nicht zu einer Lösung des britischen Dilemmas bei. Angesichts der mangelnden Kontinuität und Erfolglosigkeit interventionistischer Wirtschaftspolitiken mußte es nicht verwundern, daß die Konservativen 1979 mit einem Programm weitgehender wirtschaftspolitischer Abstinenz des Staates die Wahl gewannen. Sie diagnostizierten ein Übermaß an Staatsausgaben, eine überhöhte Besteuerung und staatliche Regulierung wirtschaftlicher Aktivitäten. Die Therapie lief dementsprechend auf eine Wiederbelebung selbstregulierender Marktprozesse, eine Beschränkung der Wirtschaftspolitik auf die Herstellung von Rahmenbedingungen für die private Wirtschaftstätigkeit, insbesondere aber auf eine stetige und anti-inflationäre Geldpolitik hinaus.<sup>1</sup> Darüber hinaus strebten die Konservativen eine Zurückdrängung des Einflusses der Gewerkschaften auf betrieblicher Ebene wie auch bei der Mitwirkung an wirtschaftspolitischen Entscheidungsprozessen an.

\* Demiurg: Baumeister, Schöpfer

Offensichtlich jedoch ist auch der Politik der Thatcher-Regierung kein Erfolg beschieden. Eine Bilanz, heute gezogen, würde einen glatten Mißerfolg dieser Wirtschaftspolitik ausweisen. Produktion und Beschäftigung sind stark zurückgegangen und bewegen sich auf dem niedrigsten Niveau seit der großen Krise der 30er Jahre. Die Inflationsraten sind zwar gesunken, verbleiben aber auf einem im westeuropäischen Vergleich relativ hohen Stand.

Die zur Demagogie neigende Premierministerin Thatcher hat des öfteren ausgeführt, daß ihr Patient — die britische Wirtschaft — nicht nur an der »britischen Krankheit« leide, sondern auch an der verabreichten Medizin — der monetaristischen Roßkur. Nachdem sich aber die Hoffnung auf baldige Besserung als trügerisch erwiesen hat, geriet sie zunehmend in Schwierigkeiten zu begründen, warum es zu ihrer Strategie keine Alternative gibt. Die Beratungen über den letzten Haushalt haben das demonstriert; es wurden Zugeständnisse an die Forderungen der Industrie nach finanziellen Hilfen und Zugeständnisse an die Forderungen der Gewerkschaften nach Arbeitsmarktprogrammen gemacht.<sup>2</sup> Daß es zu der Strategie der Konservativen keine Alternative gibt, läßt sich auch aus einem anderen Grund kaum mehr behaupten. Aus den Reihen der Labour Party, der Gewerkschaften und der ihnen nahestehenden wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute liegt eine Fülle von Vorschlägen über denkbare und umsetzbare wirtschaftspolitische Alternativen zum Kurs der gegenwärtigen Regierung vor. Diese Konzeptionen können für sich in Anspruch nehmen, ein neues und umfassendes wirtschaftspolitisches Programm zu bilden.

### **Bemerkungen zur neueren ökonomischen Entwicklung in Großbritannien**

Großbritannien erzielte, verglichen mit seinen Hauptkonkurrenten, nur unterdurchschnittliche Produktivitätsfortschritte, bei gleichzeitig verhältnismäßig hohen Lohnsteigerungen. Zudem verhinderten das Londoner Finanzzentrum und die Rolle des Pfund Sterling als internationaler Reservewährung angemessene Abwertungen des Pfundes. So kamen zu den realen internationalen Wettbewerbsnachteilen übertriebene hohe Exportpreise hinzu, welche britische Waren im Ausland zusätzlich konkurrenzunfähig machten. Es läßt sich zwar zeigen, daß beim Verlust von Exportmärkten nicht die hohen Preise entscheidend gewesen sind<sup>3</sup>, sondern eher mangelnde Produktinnovation, schlechtes Design, niedrige Qualitätsstandards und unzuverlässige Lieferfristen. Die Resultate waren jedoch in jedem Falle Exporteinbußen, eine Beeinträchtigung der Rentabilität der Produktion im Inland und ein überproportionaler Anstieg der Importe. Letzteres wurde durch die Versuche britischer Unternehmen, rentabilitätssichernde Preissteigerungen durchzusetzen, eher noch verstärkt. Britische Waren wurden nicht nur auf dem Weltmarkt, sondern auch auf dem Binnenmarkt durch Erzeugnisse ausländischer Konkurrenten verdrängt. Diese Trends schlugen sich auch in der Entwicklung der letzten Jahre deutlich nieder.

Bezogen auf den im statistischen Durchschnitt durchaus befriedigenden Wachstumstrend der 60er Jahre, ist das darauf folgende Jahrzehnt durch zwei schwere Einbrüche gekennzeichnet. Den ersten brachte die Wirtschaftskrise 1974/75. Von dieser rezessiven Entwicklung konnte sich die britische Wirtschaft jedoch bereits ab 1976 erholen und ein Wachstum erzielen, welches in der Regel zwar unter dem Durchschnitt der EG-Länder lag, aber an die Entwicklung vor der Krise 1974/75 anknüpfte. Eine Wende trat erst 1979/80 mit einem erneuten Rückgang des Bruttoinlandsprodukts ein. Diese Bewegung verstärkte sich 1981 und die Prognosen der OECD für 1982<sup>4</sup> lassen hier keine wesentlichen Veränderungen erwarten.

Die Krise 1974/75 schlug direkt auf den Arbeitsmarkt durch, die Arbeitslosenquote schnellte in die Höhe. Diese Entwicklung wurde durch den nachfolgenden leichten Aufschwung *nicht* rückgängig gemacht, sondern setzte sich mit Ausnahme des Jahres 1979 bruchlos fort. Wirtschaftswachstum und Arbeitslosigkeit bewegten sich im betrachteten Zeitraum nicht mehr gegenläufig, sondern ein Anstieg des Bruttoinlandproduktes ging einher mit einer Vergrößerung der Zahl der Arbeitslosen.

Ein weiterer problematischer Aspekt der britischen Krise war die Preisentwicklung der letzten Jahre. Die Inflationsraten in Großbritannien steigen zwischen 1973 und 1980 von 9,4 auf 18%. Im Jahre 1981 lag sie im 3. Quartal bei 11,3%.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß ein zu langsames Wachstum des Kapitalstocks, eine zu geringe Wachstumsrate der Arbeitsproduktivität<sup>5</sup> und eine zu geringe Re-Investition von Profiten zu einer geringen Innovationsfähigkeit der Unternehmen und einer Überalterung und Ineffizienz des Produktionsapparates führten. Die gegenwärtige Krise hat diese typischen Angebotsprobleme noch verschärft. Nahezu alle wichtigen Nachfragekomponenten waren in den Jahren nach 1978 rückläufig: Private und staatliche Investitionen in Anlagen und Bauten, der private und staatliche Konsum etc.

Die Kürzungen der Staatsausgaben im Rahmen der mittelfristigen Finanzstrategie der Konservativen nach 1979 wirkten negativ auf die Absatzerwartungen der Unternehmen. Hohe Zinsen als Ausdruck einer restriktiven Geldpolitik und die trotz Arbeitslosigkeit von den Gewerkschaften durchgesetzten hohen Lohnsteigerungen senkten die realisierten und die zu erwartenden Profite. Dies führte zu einem drastischen Rückgang der Investitionstätigkeit, in dessen Gefolge es zu Entlassungen und mithin zu Beschäftigungsrückgängen kam. Dies bedeutet natürlich einen Rückgang der Einkommen der Arbeiter und ein Nachlassen der Konsumgüternachfrage. Die Abschwächung der Konsumgüternachfrage schlägt in Form einer sinkenden Kapazitätsauslastung wiederum auf die Investitionstätigkeit zurück. Bei sinkender Kapazitätsauslastung wird diese Entwicklung zudem über steigende Lohnstückkosten verstärkt. Lohnsenkungen bieten hier allerdings keinen billigen Ausweg aus der Rezession, denn die damit verbundene weitere Destabilisierung der Nachfrage würde die Situation eher noch verschlimmern. Ähnlich problematisch sind allerdings auch Umkehrungen dieses Arguments in Richtung einer expansiven Lohnpolitik. Die Verbesserung der Nachfragebedingungen würde unter Umständen zunächst einmal zu Preissteigerungen führen.<sup>6</sup>

### **Monetarismus und Wirtschaftspolitik in Großbritannien<sup>7</sup>**

Man kann die neuere britische Wirtschaftspolitik nicht verstehen, ohne einen Blick auf ihr theoretisches Fundament, die monetaristische Theorie und die in ihr angelegten wirtschaftspolitischen Optionen zu werfen.<sup>8</sup>

*Erstens* beruht der Monetarismus auf der Quantitätstheorie des Geldes. Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes wird als konstant oder stabil angesehen; Veränderungen im Geldangebot bewirken daher eine starke und nachhaltige Veränderung des Niveaus der wirtschaftlichen Aktivität (Bruttosozialprodukt, Beschäftigung, Einkommen, Preise). Kurzfristig wirkt eine Ausweitung der Geldmenge vor allem auf Produktion und Beschäftigung, mittel- und langfristig allerdings nur auf das Preisniveau. Damit ist eine Inflationsdiagnose gestellt, inflationäre Entwicklungen sind danach nicht denkbar ohne eine Ausweitung der Geldmenge. Eine Politik der Inflationsbekämpfung hat demzufolge bei einer Beschränkung der Wachstumsraten der Geldmenge anzusetzen. Einen empirischen Nachweis für die Annahme einer konstanten Umlaufgeschwindigkeit gibt es jedoch nicht.

Auch die Vorstellung, eine Ausweitung der Geldmenge verändere etwa das Investitionsverhalten, ist wenig glaubhaft.

*Zweitens* postuliert die monetaristische Theorie eine prinzipielle Stabilität des privaten Sektors, mit anderen Worten die Selbstregulierung marktwirtschaftlicher Systeme. Angebot und Nachfrage pendeln sich, vermittelt über den Mechanismus der relativen Preise, auf einem Gleichgewichtspunkt ein, auf dem die Märkte geräumt und die Ressourcen vollbeschäftigt sind. Arbeitslosigkeit und unterausgelastete Kapazitäten sind entweder das Resultat von nicht reibungslos verlaufenden Marktprozessen oder sie sind das Resultat von Suchprozessen der Arbeitslosen nach einer anderen, besseren Arbeit. Oft wird dies mit einem Lohnargument verknüpft. Ist die Arbeitslosigkeit dann nicht auf mangelnde Mobilität der Arbeitslosen etc. zurückzuführen, dann ist sie eben ein Resultat zu hoher Löhne, denn »ein entlassener Arbeiter findet zu einem genügend niedrigen Lohnsatz immer sofort eine neue Stellung«. <sup>9</sup> Damit wird die Arbeitslosigkeit zum Indikator zu hoher Löhne: wären nämlich die Löhne niedriger, dann wäre das Beschäftigungsniveau höher — so verläuft das »blaming-the-victim«-Muster monetaristischer Art. Permanente staatliche Interventionen zur Steigerung des Beschäftigungsniveaus würden diesem Denkmuster zur Folge an Stelle einer Reduktion der Arbeitslosigkeit lediglich eine erhöhte Inflationsrate erzeugen. Daher wird eine stetige und wenig interventionistische Wirtschaftspolitik vorgeschlagen, die möglichst auch eine Reduktion der Staatsausgaben einschließen soll, um den Bewegungsspielraum der Unternehmen zu erweitern. Ist schon die Hypothese der prinzipiellen Stabilität des privaten Sektors empirisch kaum haltbar, so hat eine staatliche Ausgabenreduktion fatale Folgen. Der dadurch verursachte Nachfrageausfall verhindert eher mögliche Produktion und Beschäftigung, als daß in einer Situation allgemein unterausgelasteter Kapazitäten Unternehmen auf den Märkten behindert werden.

*Drittens* wird von einer »natürlichen«, durch wirtschaftspolitische Maßnahmen nicht reduzierbaren Rate der Arbeitslosigkeit ausgegangen. Da keinerlei theoretisch abgesicherte Quantifizierungen dieser »natürlichen« Arbeitslosenquote existieren, wird *jede* Arbeitslosenquote als natürlich angesehen. Arbeitslosigkeit wird so zu einer wirtschaftspolitischen Manövriermasse des Monetarismus. Versucht die staatliche Wirtschaftspolitik, so die Monetaristen, die Arbeitslosigkeit unter die natürliche Rate zu drücken, etwa durch eine Ausweitung der Geldmenge, so ist eine Inflation das Resultat. Nur kurzfristig steigt die Beschäftigung an, danach erhöhen sich nur die Preise. Wird die Geldmengenausweitung mehrfach wiederholt, so treten nicht nur Anpassungsprozesse an ein permanent steigendes Preisniveau auf, sondern die Inflationsraten werden bereits vorweggenommen. Dies destabilisiert die Erwartungen der Investoren und damit ist dieser Weg zu einer Erhöhung des Beschäftigungsniveaus nicht gangbar. Daher das Plädoyer der monetaristischen Ökonomen für eine stetige und antiinflationäre Geldpolitik.

*Viertens* nimmt man an, daß die Geldmenge in einer Wirtschaft von der Zentralbank vorgegeben wird. Nur so läßt sich eine auf Geldmengenausweitung abstellende Wirtschaftspolitik überhaupt rationell konzipieren. Dennoch: Es ist realistischer davon auszugehen, daß sich eine Wirtschaft die von ihr benötigte Geldmenge über die Herausbildung von Kreditketten selber schafft. Die entscheidenden Impulse auf die Geldmenge gehen vom Niveau der wirtschaftlichen Aktivität aus und die Verkehrung dieses Zusammenhangs ist wenig plausibel. Es läßt sich auf diese Weise eine simple Inflationstherapie entwickeln, die Wirtschaftspolitik muß lediglich die Geldmenge bzw. deren Wachstumsraten begrenzen. Aber selbst wenn man unterstellt, die Zentralbank könne die Geldmenge kontrollieren, so bleibt doch die Instabilität der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes die-

jenige Größe, die einer solchen Strategie einen Strich durch die Rechnung macht.

*Fünftens* hat der Monetarismus einen wichtigen außenwirtschaftlichen Aspekt: die Forderung nach flexiblen Wechselkursen. Die ausländischen Nachfrager sollen über die Wechselkurse eine Bewertung und gegebenenfalls Korrektur der binnenländischen Inflationstendenzen vornehmen und somit einen internationalen Warenaustausch zu relativen Preisen bewirken. Auf diese Weise sollen in Großbritannien Modernisierungsprozesse durchgesetzt werden. Die Notwendigkeit von Produktivitätssteigerungen kann unter diesen Voraussetzungen von den Unternehmen nicht mehr durch Preiserhöhungen umgangen werden, da diese durch die Devisenmärkte aufgehoben werden. Die Effizienz der britischen Industrie würde direkt bewertet werden. Die ineffizient produzierenden Firmen würden — sofern sie keine Rationalisierungsanstrengungen unternehmen — vom Markt verschwinden. Übrig bliebe eine rentabel und wachsende Industrie, die auf lange Sicht wiederum sichere Arbeitsplätze bieten könnte.

Die Konservativen sahen — alle kritischen Einwände beiseite schiebend — die hier dargestellten Hypothesen als gesichertes Wissen über ökonomische Prozesse an, vergrößerten diese für den politischen Alltagsgebrauch und gingen an die Umsetzung der entsprechenden wirtschaftspolitischen Strategien. Die Zuwachsraten der Geldmenge sollten schrittweise — der vermuteten Abnahme inflationärer Tendenzen folgend — zurückgeführt werden. Am Ende dieses Prozesses sollte ein weitgehend inflationsfreies Wachstum erreicht werden, d.h. die Geldmenge sollte im gleichen Ausmaß wachsen wie das Bruttoinlandsprodukt. Die Ausgabenplanung sah sowohl für 1980 wie 1981 noch eine Senkung der Staatsausgaben im Verlauf des Planungszeitraums vor. Diese auf eine Vermeidung von crowding-out-Effekten (Verdrängungseffekte) ausgerichtete Haushaltspolitik wurde bereits mit der Haushaltsplanung 1982 aufgegeben. Die Rezession der Jahre nach 1979 hat hier eine Kurskorrektur erfordert.

Die Einnahmenplanung spiegelt den Glauben der Konservativen wieder, nach einer kurzen »Reinigungskrise« sehr bald wieder angemessene Wachstumsraten erzielen zu können. Mit größeren Einnahmeausfällen rechnete niemand. Man ging von der Überlegung aus, daß eine »Befreiung« der unternehmerischen Initiative von staatlichen Eingriffen zu einer raschen Belebung der Produktion und damit sogar bei gesenkten Steuern zu ausreichenden Einkünften führen würde.

Die gleiche Überlegung spiegeln die Ansätze für die öffentliche Nettokreditaufnahme wieder. Es wurde angenommen, daß sich durch die Senkung der Staatsausgaben und die Einnahmeerhöhung die Schere zwischen den beiden Größen schließen würde. Ausreichendes Wirtschaftswachstum unterstellt, sollte die Kreditaufnahme absolut wie in Relation zum Bruttoinlandsprodukt gesenkt werden.

Das Scheitern einer im strikten Sinne antiinflationären Geldmengensteuerung ist auf mehrere Ursachen zurückzuführen. Sind die starken Schwankungen der Wachstumsrate der Geldmenge im Verlauf des Jahres 1980 Resultat einer Veränderung kreditrechtlicher Regelungen, so ist das durchschnittlich überproportionale Wachstum der Geldmenge — auf das gesamte Jahr gesehen — der einsetzenden Rezession zuzuschreiben. Einnahmeausfälle erzwangen eine höhere als im Budget vorgesehene staatliche Kreditaufnahme. Nachfragemangel und steigende Kosten führten zu einer erhöhten Kreditnachfrage der Industrie, die mit Liquiditätsengpässen konfrontiert war. Die Hochzinspolitik trug dazu bei, daß die Unternehmen die Kreditnachfrage nicht einschränkten, sondern ausweiteten, um die steigenden Zinslasten für existierende Schuldverhältnisse aufbringen zu können. Es lag hier seitens der Regierung Thatcher ein Mißverständnis vor, wie eine monetaristische Poli-

tik praktisch auszugestalten ist. Man versuchte die Geldmenge zu steuern *und* die Zinssätze zu beeinflussen. Die Rationale monetaristische Politik aber liegt gerade darin, die *Geldmenge* zu steuern und die *Zinssätze* sich am Markt herausbilden zu lassen. Verfolgt man beide Strategien gleichzeitig, so werden gerade die Marktmechanismen blockiert, deren Freisetzung Ziel der Politik ist. Auf diese Weise kam keine im strikten Sinne monetaristische Geldpolitik zustande, sondern ein über das Zinsniveau vermittelter Schlag gegen die Investitionstätigkeit. Das Ableiten in eine tiefe Rezession bewegte zwar die Bank von England zu einer Zurücknahme der Zinssätze im Verlauf des Jahres 1980, aber damit wurde der konzeptionelle Fehler in der Wirtschaftspolitik nicht beseitigt.

Auch die Entwicklung des Staatshaushalts verlief entgegengesetzt zu den projizierten Trends. Es zeigte sich, daß die Regierung auf eine kurze »Stabilisierungskrise« gesetzt hatte und hoffte, daß die Steuereinnahmen im nachfolgenden Aufschwung wieder ansteigen würden. Zusammen aber mit den Einnahmeausfall im Gefolge der andauernden Rezession traten noch zusätzliche Belastungen der Ausgabenseite auf. Aufgrund der ansteigenden Arbeitslosigkeit erhöhten sich die Aufwendungen für die soziale Sicherung, insbesondere für Arbeitslosengeldzahlungen. Die Ausgaben für Löhne und Gehälter im öffentlichen Dienst wie die Aufwendungen für staatlich nachgefragte Güter konnten nicht entsprechend den im Budget 1980/81 vorgesehenen Kürzungen reduziert werden. Teilweise kam es zu, wenn auch geringen, Ausgabensteigerungen an Stelle der geplanten Kürzungen. Schließlich blieb die Hochzinspolitik nicht ohne Folgen für die Zinsbelastung des Haushalts durch die öffentliche Verschuldung, der Aufwand für Zinszahlungen erhöhte sich. Die Hochzinspolitik erwies sich nicht nur als Investitionsbremse, sondern auch als Hemmschuh für eine Verringerung der Staatsausgaben.

Im Budget 1981/82 reagierte die Regierung Thatcher auf diese Entwicklungen mit Steuererhöhungen. Lediglich für kleine Firmen wurden selektive Steuererleichterungen gewährt. Die Ausgabenseite wurde weitgehend stabilisiert, was angesichts der sich vertiefenden Rezession als eine restriktive haushaltspolitische Strategie zu werten ist. Dies ist gleichermaßen eine Reaktion auf die durch die Rezession geschaffene Situation wie auch eine erneute Absage an ein Programm der Ankurbelung der wirtschaftlichen Aktivität durch staatliche Ausgabensteigerung. Das Budget 1982/83 brachte demgegenüber zwar finanzielle Begünstigungen von Investitionen und sieht Arbeitsmarktprogramme vor<sup>10</sup>, es stellt aber keine Wende hin zu einer expansiven, beschäftigungsorientierten Haushaltspolitik dar. Es wurden lediglich unvermeidbare Korrekturen an den Punkten vorgenommen, die in der Vergangenheit scharfer Kritik von Seiten der Gewerkschaften und der Kapitalverbände ausgesetzt gewesen waren.

Eine Theorie der Wirtschaftspolitik, die sich in der Feststellung zu erschöpfen scheint, daß der private Sektor prinzipiell stabil ist, und für eine inflationsfreie Expansion nur der passende Geldmantel geschneidert werden müsse, um die »unternehmerische Initiative« freizusetzen, muß — höflich ausgedrückt — als wenig realitätstüchtig bezeichnet werden. Waren die britischen Unternehmen schon in der Vergangenheit nicht in der Lage, Innovationen und Produktivitätssteigerungen in einem Ausmaß hervorzubringen, welches Arbeitslosigkeit über Schaffung neuer Arbeitsplätze verhindert hätte, so bleibt hoffnungslos unklar, wie sich dies allein durch die Herstellung veränderter geldpolitischer Rahmenbedingungen grundlegend verändern soll. Darüber hinaus zeigte die praktische Erfahrung, daß ein konsequent monetaristisches Programm gar nicht umsetzbar war. Die durchgeführten Maßnahmen haben nur einen Effekt gehabt: Sie haben das Niveau der Investitionen gesenkt, dadurch wurden die erwünschten Produktivitätssteigerungen nicht erreicht

und das Ziel einer verbesserten internationalen Wettbewerbsfähigkeit verfehlt. Hohe Zinsen und rückläufige Nachfrage als Folge der Politik der Regierung Thatcher haben die Fähigkeit der britischen Ökonomie, überhaupt produzieren zu können, ernsthaft beeinträchtigt und das Beschäftigungsniveau gesenkt. Diese Politik erwies sich als eine unangemessene Strategie zur Belegung von Investitionen und Beschäftigung. Es ist demgegenüber zu vermuten, daß über die Hochzinspolitik und den daraus resultierenden hohen Kurs des Pfund Sterling der britische Finanzsektor — die Londoner City — massiv begünstigt wurde. Monetarismus à la Thatcher ist somit eher eine Politik zugunsten der internationalen Finanzmärkte. Mittelfristig jedoch können die Finanzmärkte nicht an den produktiven Kapazitäten eines Landes vorbeearbeiten ohne die Länderrisiken überproportional zu erhöhen. Damit aber müssen wieder andere wirtschaftspolitische Strategien in den Vordergrund rücken.

Die folgenden Überlegungen zur AES sollen klären, ob diese von der Labour-Party und den Gewerkschaften favorisierte Strategie hier angemessene Antworten gibt.

### Die »Alternative Economic Strategy« — Ein Weg aus der Krise?

Wenn man die monetaristische Konzeption der Wirtschaftspolitik wesentlich als ein Programm der konjunktur- und beschäftigungspolitischen Abstinenz des Staates kennzeichnet, so scheint die Alternative klar auf der Hand zu liegen. Keynesianisch orientierte Alternativen der Wirtschaftspolitik sollten auf ein ausgefeiltes Programm der Steuerung der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage mittels antizyklischer Geld- und Fiskalpolitik abstellen. Dieser Sichtweise<sup>11</sup> entgehen allerdings einige wichtige Aspekte der AES. Denn die gegenwärtig in Großbritannien diskutierten Strategien gehen über traditionelle lenkungsökonomische Vorstellungen, die in den westlichen Ländern in der Nachkriegszeit durchgesetzt worden sind, hinaus.

Die Kernpunkte dieser Strategie werden im folgenden daraufhin untersucht, ob sie Lösungsmöglichkeiten für die oben dargestellten ökonomischen Probleme bieten. In diesem Zusammenhang werden die eher politisch zu bewertenden Aspekte der AES, etwa Demokratisierungsforderungen etc. nur soweit behandelt, wie sie grundlegend für eine ökonomische Strategie sind.

Das oberste Ziel der AES ist die *Rückkehr zu wirtschaftlichem Wachstum* als einer Grundvoraussetzung zur Schaffung von neuen Beschäftigungsmöglichkeiten. Gegenüber dem restriktiven Kurs der konservativen Regierung wird auf ein *wirtschaftspolitisches Expansionsprogramm* gesetzt. Zinssenkungen und eine expansive Haushaltspolitik, deren Maxime nicht mehr Konsolidierung und Rückführung der Nettokreditaufnahme ist, sind die favorisierten Mittel dieser Politik. Eine Ausdehnung der Staatsnachfrage soll das Beschäftigungsniveau anheben, die Produktion ansteigen lassen und zu einer allgemeinen Belegung der wirtschaftlichen Aktivität beitragen. Die Zinssenkungen sollen insbesondere die Investitionstätigkeit als Motor wirtschaftlichen Wachstums ankurbeln. Der so in Gang gesetzte Aufschwung würde dann zu erhöhten Steuereinnahmen führen, so daß sich ein solches Programm zum maßgeblichen Teil über Selbstfinanzierungseffekte tragen würde und nach einer Anlaufphase eine Rückführung der öffentlichen Kreditaufnahmen trotz expansiver Haushaltspolitik möglich wäre. Inflationäre Tendenzen wären nicht zu erwarten, da die zusätzliche Nachfrage auf einen hochgradig unterausgelasteten Produktionsapparat stoßen würde.

Es bleibt natürlich das Problem, daß die Unterauslastung der Kapazitäten nicht ausschließlich Resultat der Wirtschaftspolitik der Konservativen ist, sondern auch generell

auf eine mangelnde Rentabilität der Produktion hinweist. Hier ist also präzisierend hinzuzufügen, daß mehr Produktion immer auch mehr rentable Produktion unter den auf den Märkten gegebenen Bedingungen heißen muß. Würde die AES allein auf eine Ausdehnung der Produktion schlechthin setzen, so würde sie überholte und ineffiziente Produktionsstrukturen lediglich konservieren und damit einen wirtschaftlichen Aufschwung zu einem Strohfeuer verkommen lassen. Es geht also gleichermaßen um eine adäquate Wachstums- wie um eine adäquate Modernisierungsstrategie.

Letzteres wird unten noch behandelt, hier sei lediglich auf die Problematik einer bedingungslosen *Expansion der sozialen Dienste* hingewiesen. Der Sozialsektor ist zwar überproportional von den Ausgabenkürzungen und Ausgabenumstrukturierungen der Regierung Thatcher betroffen gewesen und die Notwendigkeit einer Revision dieser Kürzungen ist unabweisbar, da der Druck sozialer Probleme sich im Verlauf der gegenwärtigen Krise noch verstärkt hat. Der Punkt, auf den es hier ankommt, ist jedoch nicht die Rücknahme dieser Kürzungen, sondern die Problematik der Ausdehnung des Sozialsektors im Rahmen eines wirtschaftspolitischen Expansionsprogramms. Unbestritten sind natürlich die direkten Beschäftigungseffekte bei einer Ausdehnung dieses Sektors. Aber diese zusätzliche Beschäftigung muß einen expliziten und umreißbaren Zweck haben, sie muß zu einer Verbesserung der sozialen Infrastruktur beitragen und darf nicht zu einer Aufblähung bürokratischer Prozeduren führen. Dies wäre eine Verschwendung von Ressourcen, von menschlicher Produktivität und Kreativität. Eine Forderung nach Vollbeschäftigung, die nicht nach dem Inhalt von Beschäftigung fragt, blockiert eher sozial wünschenswerte Entwicklungen, als daß sie diese befördert. Ein weniger konzeptionelles als vielmehr durch die jüngste außenpolitische Entwicklung beleuchtetes Problem im Forderungskatalog der AES ist die *Reduzierung der Militärausgaben* zur Finanzierung eines Expansionsprogramms. Sicherlich wäre der Verteidigungshaushalt eine geeignete Finanzierungsquelle für eine erweiterte Staatstätigkeit in anderen Bereichen. Der im Verlauf der Falkland-Krise wieder erwachte »jingoism«, wie auch die bis weit in die Labour-Party reichende Zustimmung zu militärischen Abenteuern deuten jedoch darauf hin, wie wenig wahrscheinlich es ist, daß dieses positive Element der AES in absehbarer Zeit realisiert werden kann.

Schließlich umfaßt das Expansionsprogramm der AES eine *Umverteilung von Einkommen und Vermögen*. Der erhoffte Beschäftigungsanstieg und eine Senkung der direkten und indirekten Steuern, die vornehmlich die Masseneinkommen beeinflussen, sollen Volumen und Niveau der Einkommen der Arbeiter ansteigen lassen. Neben einer ausgeweiteten Staatsnachfrage soll vor allem eine erhöhte Konsumnachfrage für eine Belebung der wirtschaftlichen Aktivität sorgen. Ausgehend von der Annahme einer klassischen Mengenkonzunktur wird eine weitere Belebung von Investitionen und Beschäftigung erwartet. Unterstellt man einmal die sicherlich anzweifelbare Gültigkeit dieser Wirkungskette, so bleibt dennoch die Kostensituation der Unternehmen hier der Faktor, der über Gelingen oder Nichtgelingen eines durch die erhöhte Konsumnachfrage bedingten Aufschwungs entscheidet. Wendet man diese Überlegung in Richtung der Ertragerwartungen, so läßt sich ein erstes Resümee des AES-Expansionsprogramms ziehen.

Eine nur auf Schwankungen der privaten Investitionstätigkeit *reagierende* Ausgabenpolitik des Staates beläßt den Investoren — den Unternehmen — ihre Schlüsselstellung im Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung. Die staatliche Politik kann sozusagen über das unternehmerische Investitionsverhalten gesteuert werden. Schwankungen in den Erwartungen zukünftiger Erträge werden eher zum Datum einer antizyklischen Politik, als daß sie selbst Erwartungshorizonte definiert. Angesichts der chronisch schwachen und instabi-

len britischen Investitionsentwicklung verschärft sich dieses Problem. Eine kontinuierliche, stetige und mittelfristig orientierte Entwicklung staatlicher Investitionen insbesondere in dem für produktivitätswirksame Modernisierungsprozesse zentralen Infrastrukturbereich ist hier notwendig, um einen Wachstumspfad vorzuzeichnen und die über die zukünftigen Beschäftigungsmöglichkeiten entscheidenden Investitionskalküle der Unternehmen zu stabilisieren. Dieser Zusammenhang wird in der Debatte um alternative Wirtschaftspolitik nicht immer gesehen.<sup>12</sup> Godley — einer der in dieser Debatte führenden Ökonomen — hat jedoch klargelegt<sup>13</sup>, daß sich jede simple Option für eine antizyklische Expansion, die allein auf die populäre Ausdehnung der Masseneinkommen und der Staatsausgaben setzt, unter den gegenwärtigen Bedingungen verbietet. Ohne die flankierende Einführung von *Preiskontrollen* bleibt schon die Erwartung einer *Mengenkonjunktur* im Gefolge einer Expansion der Staats- und Konsumausgaben eher eine bloße Hoffnung.

Betrachtet man das AES-Programm zunächst nur bis zu dem Punkt, an dem die Autonomie des privaten Sektors, die Produktions-, Investitions- und Beschäftigungspolitik der Unternehmen nicht direkt gesteuert wird, sondern lediglich die Parameter ökonomischer Entscheidungen verändert werden, so bekommt ein Problem zentrale Bedeutung: Es ist die Frage nach einem geeigneten *Modernisierungsprogramm*<sup>14</sup>, welches die Produktivität der britischen Industrie anhebt, damit im Verlauf eines Expansionsprozesses zusätzliche rentable Produktion aufgenommen wird und somit ein Anstieg des Beschäftigungsniveaus mittelfristig gesichert wird.

Basierte die Industriepolitik der Labour-Regierungen der 70er Jahre wesentlich auf Subventionen zur Erhaltung von Arbeitsplätzen, so hat sich die Ausgangssituation für eine heute zu konzipierende Politik grundlegend gewandelt. Durch die Wirtschaftskrise und die Politik der Regierung Thatcher sind große Teile der industriellen Produktionskapazität vernichtet worden. Eine Industriepolitik, die das Ziel hat, die Exporte zu fördern und Importe durch inländische Produktion zu ersetzen, um das Beschäftigungsniveau zu erhöhen, muß auf einen Neuaufbau der inländischen Produktionskapazität abstellen. Regionale Industriepolitik muß unter Berücksichtigung der regionalen Verteilung der Arbeitslosigkeit Investitionen in Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit befördern und in prosperierenden Regionen eher begrenzen. Daß derartige, regional orientierte, Programme beschäftigungswirksame Investitionen befördern können, ist wiederholt gezeigt worden<sup>15</sup> und wurde auch durch den drastischen Anstieg der Arbeitslosigkeit im Gefolge von Firmenzusammenbrüchen nach der Kürzung entsprechender Ausgabenprogramme unmittelbar nach dem Antritt der konservativen Regierung im Sommer 1979 verdeutlicht. Weiterhin ist eine auf Wachstumsbranchen und wachsende Unternehmen ausgerichtete Subventionspolitik vorgesehen. Sie soll sich auf eine Förderung zunächst noch unrentabler Produktion in exportorientierten technologischen Schlüsselindustrien konzentrieren. Durch Offenlegung der Vergabekriterien von Subventionen und speziellen, auf einzelne Firmen und Großprojekte zugeschnittenen Förderungsprogrammen soll die notwendige Transparenz solcher Maßnahmen gewährleistet und somit auch den Gewerkschaften eine Kontrolle der Modernisierungspolitik ermöglicht werden. Eine Revision der geltenden Subventions- und Steuergesetzgebung wird als das geeignete Mittel zur Umsetzung einer solchen Modernisierungspolitik angesehen.<sup>16</sup>

Im Zusammenhang mit diesen Modernisierungsstrategien werden oft Forderungen nach *obligatorischen Planungsabkommen* zwischen Staat, Unternehmen und Gewerkschaften angemeldet, um eine Kontrolle der Produktions-, Investitions- und Beschäfti-

gungspolitik insbesondere der Großunternehmen zu ermöglichen. Ebenso wie die Forderung nach einer *Nationalisierung der Schlüsselindustrien* sind solche Strategien nur sinnvoll im Rahmen einer produktivitätsorientierten Modernisierungspolitik. Die britischen Unternehmen haben sowohl Planungsabkommen wie Nationalisierungen immer strikt abgelehnt, wenngleich sie darin öfter einzuwilligen gezwungen waren. Das hinter einer solchen Ablehnung stehende durchsichtige Klasseninteresse sollte aber nicht als Indiz solcher Strategien gewertet werden: Entscheidend sind weder die Eigentumstitel noch die formalen Verfahren im Rahmen der Unternehmenspolitik, sondern vielmehr effiziente Produktionsverfahren, gute Produkte und günstige Kostenstrukturen. Dies aber bewirkt eine Modernisierungspolitik, wie sie oben kurz skizziert wurde, mindestens genauso gut wie Strategien, die Planung und Nationalisierung für ein wirksames Mittel gegen ineffiziente Produktion halten. Für sie spricht zudem die Chance der politischen Durchsetzbarkeit und sozialen Akzeptanz.

Weniger leicht kann es sich die alternative Wirtschaftspolitik mit den Eigentumsverhältnissen und Entscheidungsprozessen im Bereich des Finanzsektors machen. Die Forderungen im Rahmen der AES nach einer *Verstaatlichung bzw. strengen öffentlichen Kontrolle* der großen Finanzinstitutionen, vor allem der *Versicherungen und Banken* sind zentrale Forderungen. Die Analyse der gegenwärtigen Krise ergab, daß eine dauerhafte Senkung des Zinsniveaus Voraussetzung für einen Aufschwung ist. Eine dauerhafte Zinssenkung würde die oben beschriebene Situation einer Konkurrenz zwischen alternativen Ertragsraten auf Finanzanlagen und Investitionen im Bereich der Industrie, die z.Zt. auf die nicht beschäftigungswirksame Bevorzugung von Finanzanlagen hinausläuft, verändern. Sie würde Finanzanlagen als weniger attraktiv erscheinen lassen. Direkte Eingriffe in die Autonomie des Finanzsektors sind nötig, um diese Entwicklung zu befördern und es zum einen den industriellen Unternehmen unmöglich zu machen, aus ihrer Schuldnerposition in eine Gläubigerposition zu wechseln und zum anderen den Finanzsektor zu zwingen, seine Rolle als Financier industrieller Investitionen und nicht als Wechselreiter auf Staatsverschuldung und internationalen Kreditketten zu spielen. Um den Finanzsektor zu dieser Art neuen Industrialismus zu bewegen, ist sicher nichts sinnvoller als eine Herabsetzung seiner zinsbedingten Erträge. Eine solche Politik gegen die Anlagestrategien der Londoner City würde gleichermaßen das Expansions- wie das Modernisierungsprogramm, das im Rahmen des AES-Gesamtkonzepts vorgetragen wird, positiv beeinflussen.

Schließlich verlangen alle diese Maßnahmen eine *Kontrolle der externen Instabilitäten*, die sich über Handels- und Leistungsbilanzen sowie die Wechselkurse vermitteln. Der Zugang des Finanzsektors zu den internationalen Kreditmärkten soll eingeschränkt werden, um eine massive Kapitalflucht in Reaktion auf die Umsetzung der AES zu verhindern. Die Re-Industrialisierung durch industriepolitische Maßnahmen etc. benötigt eine außenwirtschaftliche Absicherung über zeitweise aufzubauende Importkontrollen und eine Korrektur der Wechselkurse. Diese zugegebenermaßen im ökonomischen Sinne nationalistische Politik erscheint den Befürwortern der AES augenblicklich als einzige Möglichkeit, eine ungestörte Modernisierungspolitik im Inland durchzuführen. *Alle* Vertreter dieses Konzepts betonen im übrigen den zeitlich befristeten Charakter einer protektionistischen Wirtschaftspolitik<sup>17</sup> und der Verweis, daß eine noch weitergehende Vernichtung britischer Industriekapazitäten durch die scharfe Konkurrenz auf dem Weltmarkt auf mittlere Sicht auch für die Haupthandelspartner nachteilig sein kann, weil die britische Importnachfrage zurückgehen würde, ist sicherlich plausibel. Letztlich — und deshalb werden die Importkontrollen von der Labour-Party und den Gewerkschaften gefordert — geht es auch um

eine Abwägung ökonomischer Effizienz mit den sozialen Folgen wirtschaftspolitischer Strategien.

### Anmerkungen

- 1 Solche Ansichten finden auch in der Bundesrepublik Beifall, vgl. Rudolf, Jochen, Ein Ordnungsrahmen für Englands Wirtschaft, in: ORDO, Bd. 29, 1978.
- 2 Financial Times vom 10.3.1981.
- 3 Singh, Ajit: UK industry and the world economy: a case of de-industrialization? in: Cambridge Journal of Economics, 1/1977.
- 4 OECD, Economic Survey, United Kingdom, July 1981, S.45ff.
- 5 Vgl. Maddison, Angus: The Long Run Dynamics of Productivity Growth, in: Beckermann Wilfred (ed): Slow Growth, in Britain, Oxford 1979
- 6 Die Gewerkschaften in der Bundesrepublik orientieren sich daher nicht umsonst in ihren Tarifforderungen weitgehend am Inflationsausgleich. Sie vermeiden so die beschriebene Nagelprobe, deren Ausgang durchaus ungewiß ist.
- 7 Vgl. Kaldor, Nicholas: Monetarism and UK monetary policy, in: Cambridge Journal of Economics, 4, 1980; sowie Coutts, Ken u.a.: The economic consequences of Mrs. Thatcher, in: Cambridge Journal of Economics, 5, 1981.
- 8 Vgl. zum folgenden insbesondere Desai, Meghnad, Testing Monetarism, London 1981, S.161ff. Neben dieser jüngst erschienenen, wohl gründlichsten kritischen Untersuchung vgl. auch Kaldor, Monetarism, a.a.O.
- 9 Brunner, Karl: Eine Neuformulierung der Quantitätstheorie des Geldes, in: Kredit und Kapital 1/1970, S.26.
- 10 Vgl. Financial Times vom 10.3.82 für eine detaillierte Analyse des Budgets.
- 11 Sie ist vor allem in der deutschen Presse vorherrschend, vgl. die einschlägige Berichterstattung etwa in der Frankfurter Rundschau oder dem Handelsblatt.
- 12 Vgl. z.B. Aaronovitch, S.: The road from Thatcherism, London 1981, S.28ff.; The London CSE-Group, The Alternative Economic Strategy, London 1980, S.37ff.; oder Glyn, Andrew/Harrison, John: The British Economic Disaster, London 1980, S.150ff.
- 13 Godley, W.: Interview, in Marxism Today, July 1981, S.12 und S.18. Er kommt dort zu dem Ergebnis, daß das AES — Expansionsprogramm letztlich auch eine Einkommenspolitik und mithin eine Lohnbegrenzung erfordert.
- 14 Die Bedeutung eines auf die Industrie abzielenden strukturpolitischen Programms wird in einigen Beiträgen zur AES stark unterschätzt. Die CSE-Group z.B. setzt auf private und öffentliche Dienstleistungen als Träger zukünftiger Beschäftigung. Das einzige aufgebotene Argument hierfür ist die Erfahrung des Arbeitsplatzabbaus der Industrie in der Vergangenheit — als ob solche Trends irreversibel wären! Vgl. CSE, a.a.O., S.54. Die folgenden Ausführungen beruhen im wesentlichen auf Cripps, Francis, Government planning as a means to economic recovery in the UK, in: Cambridge Journal of Economics, 5, 1981, S.101ff.
- 15 Vgl. Cambridge Economic Policy Review 1980 (B), Vol. 6, No. 2.
- 16 Vgl. Cripps, F., Government Planning ..., a.a.O., S.105
- 17 Vgl. Godley, W., Britains Chronic Recession: Can Anything be Done?, in: Beckermann, Slow Groth ..., a.a.O.

Thomas Bieling

## Italien: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in den 70er Jahren

Im internationalen wirtschaftspolitischen Szenarium hat sich in der zweiten Hälfte der 70er Jahre ein Wechsel in der Großwetterlage vollzogen, der mit dem Schlagwort 'vom Keynesianismus zum Monetarismus'\* bezeichnet werden kann. Insgesamt handelt es sich um eine Bewegung, die weg von Nachfrage- hin zu Angebotskonzepten\*\* verläuft, die eine gewollte Staatsverschuldung durch eine rigorose Ausgabenkürzung ersetzt, die Zunahme der Geldmenge einschränkt und als Rahmenbedingungen den Staat aus dem Bereich der Ökonomie so weit wie möglich herauszuhalten trachtet. Dieses 'Gegengift' gegen die 'Droge' Keynesianismus, das sich als eine Kombination von Angebotsökonomie und Monetarismus als 'Reagonomics' und 'Thatcherism' präsentiert, wurde gegen Ende des Jahrzehnts erstmals in hochentwickelten Industrieländern eingesetzt — mit schlimmen sozialen Folgen, wie man inzwischen weiß.

Die englische Variante dieser Politikform stellt den stringentesten Versuch der wirtschaftspolitischen Umsetzung einer ökonomischen Theorie dar. Sie kann daher als Vergleichsmaßstab für die Strategien der anderen westlichen Regierungen dienen. Dabei zeigt sich, daß im übrigen Westeuropa eine weit weniger konsequente Kehrtwendung vollzogen wurde, daß die Ablösung von der alten Politik langsamer, dosierter erfolgte und heute im wesentlichen wirtschaftspolitische Mischformen dominieren, die sowohl nachfrage- als auch angebotsorientierte Komponenten enthalten.

Auch in Italien hat in der zweiten Hälfte der 70er Jahre ein Wechsel in der Wirtschaftspolitik stattgefunden: die seit 1973 betriebene Inflations- und Abwertungspolitik wurde 1977 von einer Restriktions- oder Stabilitätspolitik abgelöst, die auch unter dem Namen 'Austerity' bekannt ist. Über Grundlagen und Begründungszusammenhang dieser Neuausrichtung wird im folgenden berichtet. Dabei soll die These begründet werden, daß in Italien im wesentlichen nie eine eindeutig keynesianische Wirtschaftspolitik betrieben wurde und der 1977 vollzogene Wechsel demnach auch nicht mit dem oben abgesprochenen Begriffspaar Keynesianismus/Monetarismus gefaßt werden kann.

\* *Keynesianismus*: J.M. Keynes arbeitete mit seiner 1936 erschienenen »Allgemeinen Theorie des Geldes, der Beschäftigung und des Zinses« die theoretischen Grundlagen der Nachfragepolitik aus.

*Monetarismus* geht von der grundsätzlichen Stabilität des privatwirtschaftlichen Sektors aus und führt die gegenwärtige Krise ausschließlich auf eine falsche Wirtschaftspolitik zurück. Der Monetarismus (bekannt geworden durch die Chicago-School um Milton Friedman) sieht in der Geldpolitik das entscheidende Instrument jeder Wirtschaftspolitik (daher Monetarismus), rät jedoch, aufgrund der unvorhersehbaren zeitlichen Verzögerung der Wirkungen von Geldmengenveränderungen auf die Wirtschaftstätigkeit von einem aktiven Einsatz der Geldpolitik ab.

\*\* *Angebotspolitik* geht davon aus, daß die gegenwärtige wirtschaftliche Stagnation auf eine zu hohe Kostenbelastung der Unternehmen durch zu hohe Löhne, Steuern und Zinsen (angeblich Resultat der zu hohen staatlichen Kreditnachfrage) zurückzuführen ist.

*Nachfragepolitik* führt die gegenwärtige Stagnation auf eine zu geringe Investitionstätigkeit der Unternehmen zurück, die Resultat schlechter Absatzerwartungen ist. Der Staat muß deshalb durch eine kreditfinanzierte expansive Ausgabenpolitik zusätzliche Nachfrage schaffen und damit die Investitionstätigkeit der Unternehmen anregen.

## Die italienische Wirtschaft in den 70er Jahren

Die wirtschaftliche Situation Italiens war im vergangenen Jahrzehnt allgemein durch eine große Labilität, starke Wechselfälle und ausgeprägte Kontraste gekennzeichnet. Keins der großen Probleme, die aus den 60er Jahren übernommen worden waren — der Süden, die Arbeitslosigkeit, die Landwirtschaft und der Staat — konnten in den 70er Jahren gelöst werden; dabei wurden bestehende Problemfelder verschärft und neue geschaffen. Wurde in dieser Dekade nichts 'vergoldet', so markieren die 70er Jahre andererseits aber auch keine Katastrophenjahre.

Die wichtigsten Resultate des Jahrzehnts können in drei Punkten festgehalten werden: 1. außerordentlicher Anstieg der Industrieproduktion, 2. tiefgreifende Veränderung der industriellen Beziehungen zugunsten der Gewerkschaften, 3. Verschärfung der sozialen Spannungen.

Das erste — und vielleicht überraschendste — Ergebnis besteht darin, daß Italiens Wirtschaft besonders in der zweiten Hälfte der 70er Jahre eine Steigerungsrate der Industrieproduktion realisieren konnte, die an der Spitze aller EG-Länder liegt. Das Bild von der permanenten ökonomischen Krise ist demnach unrichtig; wo produziert wird, wird gewöhnlich auch verdient. Der Eindruck von den sich dahinschleppenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten rührt vermutlich von der großen Publizität lediglich eines Sektors der Industrie, der überschuldeten und unwirtschaftlich arbeitenden öffentlichen Großindustrie, die 1981 umgerechnet etwa 11 Mrd. DM Verlust erwirtschaftet hat. Neben dem öffentlichen Wirtschaftssektor gibt es aber viele Bereiche, die im vergangenen Jahrzehnt eine bemerkenswerte Dynamik entfalten konnten.

Am nachhaltigsten geprägt wurde Italien von einer — in Europa einmaligen — Veränderung der industriellen Beziehungen zu Lasten der Unternehmer und zugunsten der Gewerkschaftsbewegung. Diese Periode der Stärke der Arbeiterbewegung, in der eine Verbesserung ihrer Reallohnposition, legislativer Bestimmungen des Arbeitsrechts und realer Eingriffsmöglichkeiten in den Betriebsablauf erkämpft werden konnten, dauerte vom 'heißen Herbst' 1969 bis September 1979 genau ein Jahrzehnt. Durch die Niederlage im FIAT-Streik wurde sie in symbolhafter Weise beendet. Seitdem macht das Wort von der 'Krise der Gewerkschaften' die Runde; das Kräfteverhältnis der Klassen wendet sich nun wieder zugunsten des Unternehmerlagers.

Die Periode ist schließlich durch ein hohes Maß an sozialen Spannungen und Konflikten gekennzeichnet. Die Fabriken und Universitäten, die Städte und der Süden markieren Orte heftiger, zuweilen auch gewaltsamer Auseinandersetzungen mit Massenbeteiligung. Träger dieser Kämpfe waren zunächst Studenten und Arbeiter, dann die Jugendlichen allgemein und später auch die Arbeitslosen und 'marginalisierten', d.h. an den Rand der Gesellschaft gedrängten, Schichten. Standen in der ersten Hälfte des Jahrzehnts die Arbeitsbedingungen in der Fabrik und die Lebensverhältnisse in den großen urbanen Zentren im Mittelpunkt, so wurden in der zweiten Hälfte verstärkt die Probleme der auswuchernden Arbeitslosigkeit, der Perspektivlosigkeit der Jugendlichen und des Niedergangs des Südens aufgegriffen. Die Einheitlichkeit der Protestbewegung, die in den frühen 70er Jahren Arbeiter- und Studentenbewegung zusammengeführt und beträchtliche Veränderungen in der Gesellschaft hervorgerufen hatte, löste sich später allerdings auf. Die 77er 'Bewegung der Marginalisierten' verdeutlichte einen gefährlichen Bruch zwischen beschäftigter Arbeiterklasse und an den Rand des gesellschaftlichen Geschehens gedrängten Jugendlichen. Die politische Durchsetzungsfähigkeit des linken Lagers hat sich seitdem beständig ver-

mindert und ist heute auf ein sehr niedriges Niveau zurückgefallen. — Betrachtet man das wirtschaftliche Geschehen eingehender, so sind die 70er Jahre durch sechs strukturelle Veränderungen gekennzeichnet: 1. Tertiärisierung\* der italienischen Wirtschaft, 2. Aufwertung kleiner Betriebseinheiten und traditioneller Produktionsformen, 3. Ausdehnung des 'zweiten Arbeitsmarktes' und der Schattenwirtschaft, 4. territoriale Verschiebung der Wirtschaftsaktivitäten hin zum 'dritten Italien', 5. Traditionalisierung der Exportstruktur, 6. Ausweitung des staatlichen Einflßbereichs.

Das auffälligste Ergebnis des Jahrzehnts ist in diesem Zusammenhang, daß sich die im Dienstleistungssektor Beschäftigten zwischen 1971 und 1981 von 4,7 auf 8,9 Millionen vermehrt haben; der tertiäre Sektor hat damit den industriellen Bereich überflügelt und umfaßt erstmals über 50% der Gesamtbeschäftigung. Dies bedeutet nicht, daß der industrielle Sektor im betrachteten Zeitraum nicht gewachsen wäre, im Gegenteil. Er hat sowohl produktionsmäßig als auch beschäftigungsmäßig zugenommen, nur war die Beschäftigungszunahme mit 0,7 Millionen oder 11% viel geringer ausgefallen als die im Dienstleistungsbereich, gegen den er folglich relativ stark verlor. Und dies, obwohl einige Ökonomen behaupten, Italien befände sich erst heute an der Schwelle zur 'tertiären Revolution'.

Betrachtet man das Industriesystem, so fällt auf, daß sich die Anzahl der Industriebetriebe schneller vermehrt hat (um fast 30% im Gesamtzeitraum) als die Beschäftigten in der Industrie gewachsen sind (+ 11%). Das bedeutet, daß die mittlere Betriebsgröße zum ersten Male in der italienischen Nachkriegsgeschichte wieder gefallen ist (von 8,9 Beschäftigten pro Betrieb 1971 auf 7,4 im Jahre 1981) und daß im vergangenen Jahrzehnt besonders kleine und kleinste Betriebseinheiten gute Wachstumsbedingungen vorfanden. Der überwältigende Teil der oben ausgewiesenen Steigerungsrate geht auf ihr Konto. Da Kleinbetriebe nicht nur, aber doch vornehmlich in traditionellen Produktionszweigen tätig sind, kann man davon sprechen, daß in den 70er Jahren traditionelle Produktionen aufgewertet wurden und sich die italienische Ökonomie 'traditionalisiert' hat.

Die Veränderungen des Industriesystems stehen in Verbindung mit den Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt, der wieder verstärkt zur Herausbildung 'dualer Strukturen' tendierte. Da im betrachteten Zeitraum nicht die Großindustrie, sondern kleine, auch handwerkliche Produktionsstätten beschäftigungsmäßig an Bedeutung gewonnen haben, kann man davon sprechen, daß Arbeitsplätze schwerpunktmäßig dort entstanden, wo die Lohnkosten niedrig liegen, wo sich die Beschäftigten mobil und flexibel verhalten und die Gewerkschaften keinen besonderen Einfluß besitzen: im 'zweiten Arbeitsmarkt' der Kleinindustrie, der 'Produktionszentralisierung' und der Schattenwirtschaft (Schwarzarbeit, Steuerflucht, Einsparung von Sozialbeiträgen), die sich ständig ausgedehnt hat.

Bestimmte territoriale Verschiebungen weisen ebenfalls in diese Richtung einer 'Ökonomisierung der Arbeitskraft': Einige zentral- und nordostitalienische, der Adria zugeneigte Regionen haben die höchsten nationalen Steigerungsraten von Produktion und Beschäftigung realisieren können; das 'dritte Italien' hat den traditionell hochindustrialisierten Nord-Westen erstmals an wirtschaftlicher Dynamik überflügelt. Dies ist auch nicht verwunderlich, dominieren doch in den neuen expansiven Wirtschaftsräumen Kleinbetriebe und kommen hier die oben erwähnten Vorteile des zweiten Arbeitsmarktes voll zum Tragen. Die räumliche Gliederung der italienischen Wirtschaft und Gesellschaft, das Verhältnis der verschiedenen Wirtschaftsräume untereinander, ist in den 70er Jahren erheblich modifiziert worden, ohne daß damit jedoch das alte Verhältnis von Norden und Süden,

\* Der tertiäre Sektor besteht aus dem Dienstleistungs- und Verwaltungssektor.

von Entwicklung und Unterentwicklung, aufgehoben worden wäre. — Wenn sich der zweite Arbeitsmarkt ausdehnt, das Italien der Kleinindustrie wächst und sich die Produktionsstruktur des Landes traditionalisiert, dann ist es auch nur folgerichtig, daß sich die italienische Präsenz auf den Weltmärkten ebenfalls verstärkt traditionellen und arbeitsintensiven Gütern zuneigt. Das Land verdient seine Devisen nicht durch den Export von Mikroprozessoren, Industrierobotern oder computergesteuerten hochwertigen Verbrauchsgütern, sondern mit all jenen Waren, die im weitesten Sinne mit Mode, Design und Style zu tun haben. Die Ausfuhrfähigkeit konzentrierte sich im vergangenen Jahrzehnt immer mehr auf die Produktgruppen Textil-Bekleidung-Lederwaren, womit nicht nur ein Konflikt durch die Konkurrenz der 'Schwellenländer' vorprogrammiert wurde, sondern sich Italien auch immer weiter von der mittleren Exportstruktur der EG-Länder entfernte. Das Land wird im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft tendenziell 'marginalisiert' und besetzt zunehmend Randbereiche der Produktionspalette.

Ähnlich wie in den anderen westlichen Industrienationen weitete auch der italienische Staat seinen Einflußbereich in den 70er Jahren noch einmal spürbar aus. Die wohlfahrtsstaatliche Komponente wurde erhöht, die Staatsverschuldung wuchs beträchtlich und die Eingriffe in den Reproduktionskreislauf des Südens wurden intensiviert. Die Aktivitäten der zahlreichen Regierungen galten allerdings nicht den allseits geforderten Reformprojekten, sondern waren in erster Linie auf eine 'Politik der sozialen Kontrolle' zurückzuführen: auf eine Verwaltung der Arbeitslosigkeit und die soziale Befriedigung und Stabilisierung der Gesellschaft im Sinne der regierenden Christdemokratischen Partei.

Diese sechs strukturellen Veränderungen zeigen, daß von einem ewigen, immergleichen Krisen-Kreislauf der italienischen Wirtschaft gar keine Rede sein kann. Im Gegenteil: der beachtliche Produktionserfolg konnte deshalb erzielt werden, weil sich die Grundstrukturen dieser Wirtschaft in den 70er Jahren erheblich verändert haben. Diese Modifikationen waren eine Folge der Umwälzung in den industriellen Beziehungen; da sie sich in marktwirtschaftlichen Formen abspielten, war ein Ansteigen der sozialen Spannungen unvermeidlich. Auf diese versuchte der Staat dann entschärfend einzuwirken.

Im folgenden soll nun untersucht werden, wie diese Veränderungen auf einen allgemeinen Funktionsmechanismus der italienischen Wirtschaft zurückgeführt werden können und welche Anforderungen sich daraus für die allgemeine Zielbestimmtheit staatlicher Wirtschaftspolitik in diesem Lande ergeben.

### **Der grundsätzliche Funktionszusammenhang der italienischen Wirtschaft**

Die Veränderungen des Industriesystems, des Arbeitsmarkts, der räumlichen Gliederung und der Exportstruktur stehen nicht nur miteinander in Beziehung, sondern weisen alle in die gleiche Richtung. Sie zeigen, daß es sich bei Italien um ein Land handelt, daß in besonderem Maße niedriger Lohnkosten sowie einer flexiblen und anpassungsfähigen Arbeitskraft bedarf. Aufgrund der Struktur seines Produktionsapparates ist es auf einen Lohnkostenvorteil gegenüber anderen OECD-Ländern zwingend angewiesen.

Diese Anforderung ergibt sich aus der spezifischen Entwicklung und der internationalen Sozialisierung des italienischen Kapitalismus. Er hat sich verspätet herausgebildet und weist noch heute ein niedrigeres Entwicklungsniveau als seine europäischen Konkurrenten auf. So lag das Bruttoinlandsprodukt pro Beschäftigtem 1978 bei 19,2 Tsd. US-Dollar in der Bundesrepublik Deutschland, aber nur bei 11,2 Tsd. in Italien. Bedingt durch diesen Entwicklungsrückstand spezialisierte sich der Produktionsapparat im Rahmen der inter-

nationalen Arbeitsteilung nicht auf 'neue', d.h. forschungsintensive und innovative Güter, sondern auf arbeits- und/oder kapitalintensive Produkte, deren Herstellungsverfahren bereits weitgehend standardisiert sind.

Die Tatsache, daß Italien einen internationalen Konkurrenzvorteil hauptsächlich bei jenen Waren realisieren kann, die einen relativ hohen Anteil an lebendiger Arbeit aufweisen, bedeutet, daß der Produktionsapparat auf Variationen der Lohnhöhe, auf Steigerungen der Lohnnebenkosten, auf eine Verminderung der Arbeitsproduktivität oder auf Beschränkungen in der freien Verfügbarkeit über die Arbeitskraft besonders sensibel reagiert. Eine gefügte Arbeiterschaft ist die entscheidende Bedingung für das Funktionieren des Prozesses; andere Momente wie eine technologische Erneuerung treten dagegen deutlich zurück.

Die Spezialisierung auf arbeits- und/oder kapitalintensive Güter verleiht nicht nur den Arbeitskosten ein besonderes Gewicht, sondern hat auch Konsequenzen für das Industriesystem. Der Produktionsapparat ist — unter rein technischen Gesichtspunkten betrachtet — nur zu einem vergleichsweise geringen Teil auf moderne/große Fabrikationsanlagen angewiesen. Die besondere Rolle der Kleinindustrie im Rahmen der italienischen Kapitalakkumulation erklärt sich aus diesem Zusammenhang. Im Sektor der kleinen und handwerklichen Betriebe liegen die Löhne unter dem in der Großindustrie üblichen Niveau, sind Gewerkschaften weniger präsent und ist die Dominanz des Kapitals über die Arbeitskraft stärker ausgeprägt. Auf diese Weise kann eine international konkurrenzfähige Produktion sogar auf der Grundlage einer technisch recht armseligen Ausstattung vollzogen werden.

Italien unterscheidet sich von seinen (nord-)europäischen Nachbarn aber nicht nur durch ein niedrigeres Entwicklungsniveau, durch die internationale Spezialisierung, das Gewicht der Lohnkosten und der Entwicklung der Kleinindustrie, sondern auch

- durch einen Ausschluß statt einer (positiven) Integration der Arbeiterbewegung bzw. bedeutender Teile davon in den Mechanismus der sozialen, ideologischen und politischen Reproduktion des Systems;
- durch die Tatsache, daß eine Massenarbeitslosigkeit nicht nur als Dauererscheinung akzeptiert, sondern als Funktionsbedingung des wirtschaftlichen Kreislaufes hochgehalten wird;
- dadurch, daß die Arbeiterklasse keine ausländischen Komponenten enthält und von dieser Warte aus relativ einheitlich, homogen strukturiert ist. Der Mechanismus der Spaltung und Schwächung der Arbeiterbewegung ist daher ein anderer als beispielsweise in der Bundesrepublik: er trennt die Beschäftigten von den immer in großer Anzahl vorhandenen Arbeitslosen und spaltet darüber hinaus die beschäftigten Arbeiter noch einmal in zwei Kategorien oder Fraktionen: in jene, die in der Großindustrie, und jene, die in der Unzahl kleiner und kleinster Produktionsstätten eine Anstellung finden. Zwischen beiden Kategorien bestehen systematische Unterschiede bezüglich der Stabilität des Arbeitsplatzes, der Entlohnung, der Arbeitsbedingungen und der gewerkschaftlichen Präsenz. Arbeitsmarkt und Struktur des Industriesystems entsprechen sich und sorgen für die Kontrolle der Lohnkostendynamik. Neben Italien ist Japan das einzige hochindustrialisierte Land, das über einen derartigen Regelmechanismus verfügt.

Besteht das wichtigste Instrument bei der Einhaltung der internationalen Konkurrenzfähigkeit nicht in einer beständigen Verbesserung der technischen Bedingungen des Produktionsapparates, sondern in der Eindämmung der Lohnkostendynamik einer überwiegend

arbeitsintensiv orientierten Industrie, so ergibt sich als Mittel der Lohnpolitik von Seiten der Unternehmen nicht nur eine Steigerung der Arbeitslosigkeit, sondern auch eine Ausweitung des um die Kleinindustrie kreisenden zweiten Arbeitsmarktes. In der Tat: wird die Funktionskette 'niedrige Löhne — flexible Arbeitskraft — arbeitsintensive Güter — hohe internationale Konkurrenzfähigkeit' von der Seite der Löhne her gestört, so verfügt die italienische Wirtschaft über einen sehr originellen Mechanismus, diese Störung wieder — zumindest teilweise — zu neutralisieren. Die latent vorhandenen Entlohnungsunterschiede werden systematisch ausgebaut, das Industriesystem hin zu kleinen Produktionseinheiten umstrukturiert. Damit wird nicht nur der mit dem 'parallelen Sektor' und dem zweiten Arbeitsmarkt zusammenfallende Niedriglohnbereich des Landes ausgeweitet, sondern auch die verbleibenden Großbetriebe können sich durch Dezentralisierung der Produktion und vermehrte Arbeitsteilung die Vorteile dieses Sektors direkt nutzbar machen. Eben diesen Lösungsweg hat die italienische Wirtschaft in den 70er Jahren beschritten. Jenseits jeder staatlichen Wirtschaftspolitik hat sie den Stand der industriellen Beziehungen in Teilbereichen wieder auf jenes Niveau zurückgeführt, auf das sie so zwingend angewiesen ist.

Andere westliche Ökonomien, beispielsweise die der Bundesrepublik Deutschland, 'funktionieren' völlig anders als die italienische. Hier werden große Produktionseinheiten nicht in ihre Teilstücke zerlegt und der Arbeitsmarkt anhand der Scheidelinie Großindustrie/Kleinindustrie gespalten, weil die Arbeiterschaft ohnehin in qualifizierte einheimische und schlecht bezahlte ausländische Komponenten zerfällt. Hier sind Steigerungen der Lohn- und Arbeitskosten viel besser zu verkraften, weil die Industrie viel stärker auf technische Erneuerungen und qualifizierte Inputs setzt als in Italien. Hier muß nicht eine bis in die Kernbereiche der Industrie hineinreichende 'Untergrundwirtschaft' aufgebaut werden, weil die Gewerkschaften viel stärker mit dem System der Macht verwoben, die (einheimischen) Arbeiter in die Gesellschaft weitgehend integriert und die sozialen Kosten der Krise in bedeutendem Ausmaß ausländischen Komponenten der Arbeiterschaft aufgebürdet werden können.

Der unterschiedliche Funktionsmechanismus der bundesdeutschen Wirtschaft gestattete nicht nur ein ganz anderes Modell sozialer, politischer und gesellschaftlicher Reproduktion, sondern stellte auch die offizielle Wirtschaftspolitik in einen völlig verschiedenartigen Rahmen. Eine Politik der Sozialpartnerschaft war hier möglich, ja angezeigt und eine zeitlang sogar akkumulationsfördernd.

Anders in Italien. Der Wirkungszusammenhang dieser Wirtschaft ist nicht so beschaffen, als daß eine keynesianische orientierte Politik hier in sinnvoller Weise eingreifen könnte: Die materiellen Ressourcen des Landes sind für eine Politik des Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit zu wenig entwickelt, die Arbeiterbewegung ist von der ökonomischen und politischen Leitung des Landes ohnehin ausgeschlossen, eine Krisenabschwächung und Milderung einer konjunkturell bedingten Arbeitslosigkeit nicht Bestandteil des Zielkatalogs staatlicher Interventionen, eine expansive Fiskalpolitik mit einer entsprechenden Staatsverschuldung zur Stützung der Kapitalakkumulation nicht angesagt.

Man kann sagen, daß die italienischen Wirtschafts- und Währungsbehörden in der Vergangenheit nie eine eindeutig keynesianische Politik betrieben haben; ihre Hauptsorge galt neben der außenwirtschaftlichen Absicherung vielmehr dem rationellen Einsatz der wichtigsten ökonomischen Ressource des Landes, der Arbeitskraft. Diese Feststellung gilt selbst dann, wenn Maßnahmen, die üblicherweise dem Instrumentenkasten keynesianischer Wirtschaftspolitik zugerechnet werden, streckenweise auch in Italien zu Anwendung gelangt sind: Zwar wies die Politik auf der Apenninenhalbinsel auch eine wohlfahrtstaatli-

che Komponente auf, aber die Nachfragestützung war in ihrer Zielbestimmtheit nicht auf eine Konjunkturbelebung gerichtet, sondern der Aufgabe der sozialen Stabilisierung verpflichtet. Folgerichtig kam sie besonders in jenem Landesteil zum Tragen, in dem die sozialen Spannungen am ausgeprägtesten waren, im Süden.

Aus der Art und Weise, wie die italienische Wirtschaft 'funktioniert', ergibt sich als Zentralproblem dieser Wirtschaftspolitik die Notwendigkeit, die Kontrolle über die Arbeiterbewegung zu wahren und die Löhne nicht über ein vertretbares Maß hinaus ansteigen zu lassen. Dieser Aufgabe haben sich alle italienischen Nachkriegsregierungen mit Fleiß zugewandt: in den 50er Jahren wurde die aus dem Weltkonflikt gestärkt hervorgegangene Gewerkschaftsbewegung gespalten und unterdrückt. Die norditalienischen Arbeitsmärkte mit den Arbeitssuchenden des Südens überschwemmt. Als die Arbeiterbewegung in den 60er Jahren dennoch erstarkte, wurden in den 70er Jahren die alten 'Dualismen' des Landes (zwischen großen und kleinen Produktionseinheiten, zwischen primärem und sekundärem Arbeitsmarkt, zwischen offiziellem und parallelem Sektor) reaktiviert und zu neuer Perfektion geführt. Wenn trotz dieser Umschichtungen die automatische Lohnanpassung ('scala mobile') heute immer stärker ins Zentrum antigewerkschaftlicher Polemik rückt (der Vertrag darüber wurde in der Tat am 1. Juni 1982 von dem Unternehmerverband Confindustria einseitig gekündigt), so zeigt dies, daß die italienische Wirtschaft auch mit dem Fortbestand gewerkschaftlicher Errungenschaften in nur einem Teilbereich (Großindustrie — primärer Arbeitsmarkt) langfristig nicht leben kann und auf die Herstellung eines Zustands in den industriellen Beziehungen angewiesen ist, wie er vor dem 'heißen Herbst' 1969 gegeben war.

### **Wirtschaftspolitik und gewerkschaftliche Antwort**

Unter dem Druck ausländischer Gläubiger (Internationaler Währungsfonds) und mit Unterstützung der KPI nimmt die Regierung Andreotti 1977 im vollen Wirtschaftsaufschwung einen Wechsel von der Inflations- zur Restriktionspolitik vor. Die Inflation (nicht die zunehmende Arbeitslosigkeit) avanciert offiziell zum wirtschaftspolitischen Hauptfeind, ohne daß jedoch in den folgenden Jahren ernsthafte Maßnahmen ergriffen würden, die strukturellen Gründe des Inflationsprozesses anzugreifen.

Da Regierung und Unternehmerverbände in der automatischen Lohnanpassung nicht nur den Hauptgrund für die Teuerung sehen ('Lohn-Preis-Spirale'), sondern sie — über den neoklassisch begründeten Zusammenhang zwischen Lohnhöhe und Beschäftigungsniveau — auch für die sich ausbreitende Arbeitslosigkeit verantwortlich machen, gerät die 'scala mobile' immer mehr in die Schußlinie der gesellschaftlichen Auseinandersetzung.

Der Kampf gegen die Lohnindexierung\* zielt aber im Kern nicht auf eine Eindämmung der Inflationsrate (die in den Jahren ab 1977 nicht dauerhaft fällt) oder der Arbeitslosigkeit (die weiter ansteigt), sondern auf eine Verminderung der Arbeits- und Lohnstückkosten, auf die Wiederherstellung der vollen Verfügbarkeit über die Arbeitskraft seitens der Unternehmer auch in der Großindustrie und — im weiteren Sinne — auf die Zurückschraubung der Errungenschaften des 'heißen Herbstes'. Indem die Mechanismen der Lohnindexierung angegriffen werden, wird das gesamte Geflecht der industriellen Beziehungen zur Diskussion gestellt. Es geht keineswegs nur um die Lohnhöhe, sondern um Mobilität, Arbeitsdisziplin, Lohnnebenkosten, gewerkschaftliche Kontroll- und Mitspra-

\* automatische Anpassung des Lohnes an die Steigerung der Lebenshaltungskosten

cherechte sowie um das institutionelle Zusammenspiel der 'Sozialpartner'. Kurzfristige Folgen kann das Vorgehen der Confindustria schon deshalb nicht haben, weil die Unternehmer nicht die Lohnindexierung als solche kündigten, sondern 'lediglich' den seit 1975 gültigen Berechnungs- und Anpassungsmechanismus der Löhne an die gestiegenen Lebenshaltungskosten neu verhandeln wollen.

Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß die Gewerkschaften, bedingt durch die 1977 in Italien bestehende politische Konstellation (Zusammenarbeit von Christdemokraten und Kommunisten, Regierung des 'Nicht-Mißtrauens'), die Restriktionspolitik als einen möglichen Weg aus der Krise, zu mehr Preisstabilität und weniger Arbeitslosigkeit, zunächst selbst mitgetragen haben. Als die KPI später die Tür, die sie niemals durchschritten hatte, zuschlug, suchten auch die Gewerkschaften eine Abwehrfront gegen die sich ausbreitende Arbeitslosigkeit, gegen soziale Demontage und die zunehmenden Angriffe auf ihre eigenen Machtbefugnisse aufzubauen.

Zu spät, da die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterbewegung längst in eine gesellschaftliche Defensivposition geraten waren, die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt hatten ein Zusammenschmelzen des gewerkschaftlichen Einflußbereichs bewirkt, das Festhalten an politisch-strategischen Optionen der frühen 70er Jahre erwies sich ein Jahrzehnt später als überholt, die Spaltung des linken politischen Lagers (PSI an die Regierung, KPI in die Opposition) ließ den Ansprechpartner auf der parlamentarisch-institutionellen Ebene unsicher werden.

Die Gewerkschaftsbewegung hat in einem Klima zunehmender gesellschaftlicher Isolierung heute kaum mehr große Chancen, die Regierungstätigkeit zu konditionieren und wirkungsvollen Einfluß auf die Unternehmerpolitik zu nehmen, die immer klarer auf die Herstellung des vorhergehenden Status abzielt und zu Beginn der 80er Jahre erstmals eine reale Aussicht auf Erfolg aufweist. Natürlich hat sich die italienische Arbeiterbewegung nicht über Nacht aus einem Riesen in einen Zwerg verwandelt, und den Gewerkschaften bleiben weiterhin die Möglichkeiten einer außerordentlichen Massenmobilisierung — der Generalstreik vom 25. Juni dieses Jahres gegen die Kündigung der Lohnindexierung ist ein Beispiel dafür —, aber auch die Zahl von einer halben Million Demonstranten in den Straßen Roms bedeutet nicht, daß die Gewerkschaften aus der Vertrauens- und Legitimationskrise, in der sich die Organisation derzeit befindet, herausgefunden hätte.

Jörg Goldberg

## Wirtschaftskrisen — Ursachen und aktuelle Perspektiven\*

### 1. Die konjunkturelle Situation zur Jahresmitte 1982

Die aktuelle Wirtschaftslage in der kapitalistischen Welt ist geprägt von den Auswirkungen einer zyklischen Wirtschaftskrise, die annähernd synchron in den meisten kapitalistischen Ländern verläuft und im Verlauf des Jahres 1980 ausgebrochen war. Nach einem Produktionseinbruch im Jahre 1980 war es — bei Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern — im Jahre 1981 zu einer Stagnation der Entwicklung gekommen, die bis jetzt anhält. Die gegenwärtige kapitalistische Weltwirtschaftskrise weist spezifische Besonderheiten auf: die Produktion ist nicht so stark zurückgegangen wie in der vorangegangenen Krise von 1974/75, dafür ist die Stagnationsperiode außergewöhnlich lang. In den USA ist es zu starken Schwankungen im Krisenverlauf gekommen, ein schon im Herbst 1980 eingetretener Aufschwung brach Mitte 1981 wieder ab, ein erneuter Produktionsrückgang setzte sich bis Sommer 1982 fort.

Auch in der Bundesrepublik prägten diese Besonderheiten den Verlauf des gegenwärtigen Krisenzyklus: der Mitte 1980 eingetretene Produktionsrückgang war schon Ende des Jahres gestoppt, seither stagniert die Industrieproduktion auf diesem niedrigen Niveau. Bei stagnierender Inlandsnachfrage und zur Zeit rückläufigen Auslandsbestellungen sind auch jetzt, im Sommer 1982, noch keine Anzeichen für eine zyklische Belebung sichtbar. Äußere Merkmale der aktuellen Wirtschaftslage sind:

- überzyklisch steigende Arbeitslosenzahlen, im OECD-Raum werden zur Zeit etwa 32 Millionen Erwerbstätige als arbeitslos registriert;
- rückläufige Reallöhne in vielen Ländern, insbesondere in den USA, Großbritannien und der BRD. Infolgedessen sinkt die Konsumtionsnachfrage, die bisher in den Krisen eine gewisse stabilisierende Rolle gespielt hatte;
- eine nur leicht verminderte Inflation, trotz sinkender Rohstoffpreise und einer zweijährigen Krise gelingt es nicht, die Inflation unter Kontrolle zu bringen;
- anhaltende Ungleichgewichte im Geld- und Währungssystem, Folge einer spekulativen Überdimensionierung des Geld- und Kreditsystems gegenüber dem produktiven Sektor;
- die zyklische Krise hat große Teile der »Dritten Welt« miterfaßt, wichtige »Schwellenländer« insbesondere in Lateinamerika wurden erstmals in vollem Umfang in den kapitalistischen Krisenzyklus einbezogen.

Die anhaltende kapitalistische Weltwirtschaftskrise wird hier als typische Überproduktionskrise beschrieben, die allerdings monopolistisch und wirtschaftspolitisch deformiert und verlängert ist.

Auf der Erscheinungsebene stellt sie sich dar als eine Krise aus der Disproportion von Produktion und Absatz. Diese Disproportionen werden allerdings nicht als zufällig begriffen, sie sind Ausdruck des kapitalistischen Grundwiderspruchs zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und der privaten Form der Aneignung. Während die Produktion grundsätzlich bestimmt wird vom Profitmotiv, was die Tendenz zur grenzen-

\* Der folgende Text ist eine Niederschrift eines Vortrages, den der Autor im Rahmen der Westberliner »Volksuni« am 30. Juni 1982 gehalten hat.

losen Ausweitung der Produktion beinhaltet, wird der Absatz letzten Endes von der vorhandenen Konsumtionskraft dimensioniert.

Was einerseits für das Einzelkapital der Hebel zur Verteidigung bzw. zur Verbesserung der Verwertungsbedingungen des eingesetzten Kapitals ist — Intensivierung der Arbeit, Rationalisierung der Produktion, Senkung der Arbeitslöhne —, beschränkt gleichzeitig die Absatzmöglichkeiten. Die Aufrechterhaltung der wertmäßigen Proportionen in der Produktion — zentral dabei die Profitrate — stört zugleich die stofflichen Proportionen des kapitalistischen Reproduktionsprozesses. Produktion und Realisierung der Produkte sind beide Bestandteil des einheitlichen Produktionsprozesses, einer Einheit, die im Zuge der kapitalistischen Akkumulation notwendig zerrissen wird. Die zyklische Krise stellt diese Einheit zeitweilig wieder her, einerseits durch Vernichtung von Überkapazitäten, durch die Wiederherstellung der notwendigen stofflichen Proportionen, bewirkt andererseits durch die Senkung der einzelkapitalistischen Kosten und die Verbesserung der Profitrate eine erneute Belebung der Akkumulation. Beide Momente, stoffliche und wertmäßige Proportionen, bestimmen den Verlauf der Produktion unter kapitalistischen Bedingungen. Die zyklische Krise hat die Aufgabe, durch periodische Vernichtung von Kapital — was einen stofflichen *und* einen wertmäßigen Aspekt hat — langfristig für eine Aufrechterhaltung und Sicherung dieser Proportionen zu sorgen.

Vor diesem hier nur kurz angerissenen theoretischen Erklärungshintergrund kann auch die Frage geklärt werden, warum die gegenwärtige Krise so außergewöhnlich lang ist. Das Kapital steckt in einer anhaltenden »Profit-Nachfrage-Klemme«: die Wirtschaftspolitik mit ihrer »Angebotsorientierung« ist bemüht, durch eine Stimulierung der Profite in der Produktion, also durch eine Senkung der einzelkapitalistischen Produktionskosten, den Akkumulationsprozeß wieder in Gang zu bringen. Dies geschieht mit Methoden, die notwendig die Realisierungsmöglichkeiten der Profite beschränken. Für die betroffenen Einzelkapitale wirkt sich diese Politik widersprüchlich aus: der Vorteil sinkender Produktionskosten schlägt sich deshalb nicht entsprechend in ihren Bilanzen nieder, weil gleichzeitig der Auslastungsgrad ihrer Kapazitäten sinkt und die Stückkosten infolgedessen steigen. Befangen in der einzelkapitalistischen Logik, bei der eben nur die Produktionskosten als Hebel zur Verbesserung der Verwertungsbedingungen verfügbar sind, treibt die Wirtschaftspolitik den krisenhaften Kreislauf von rückläufiger Nachfrage, steigenden Stückkosten und erneuter Senkung der Konsumtionskraft weiter an. Hinzu kommen die Auswirkungen der monopolistischen Verzerrungen der Profit- und Absatzbedingungen: während Kapitale mit monopolistischer Dominanz sich den negativen Auswirkungen rückläufiger Inlandsnachfrage weitgehend entziehen können — monopolistische Beschaffungs-, Absatzpolitik, und Außenorientierung — können sie sich die Effekte der staatlichen Politik der Gewinnstimulierung in besonders hohem Maße zu Nutzen machen. Die global angelegte Wirtschaftspolitik wirkt so vor dem Hintergrund von Monopolstrukturen ausgesprochen ungleichmäßig.

## 2. Der Hintergrund des aktuellen Zyklus: veränderte Regulierungsformen im Kapitalismus

Ein Verständnis der aktuellen wirtschaftlichen Situation ist nur möglich, wenn man die geschilderten Besonderheiten der gegenwärtigen zyklischen Krise eingeordnet sieht in insgesamt veränderte Existenzbedingungen der kapitalistischen Produktionsweise. Die Wirksamkeit der zyklischen Krise als einer Regulierungsinstanz der Produktionsweise, als Bedingungen für die langfristige Sicherung des Akkumulationsprozesses, wird bestimmt

durch strukturelle Gegebenheiten im Kapitalismus. Ausgehend von der Hauptfrage, wie der Kapitalismus die stoffliche und wertmäßige Proportionalität des Reproduktionsprozesses sichert, sollen im folgenden einige Momente genannt werden, die neue Bedingungen für diese Regulierung des Reproduktionsprozesses setzen. Die genannten Momente können als Ausdruck des fortschreitenden Vergesellschaftungsprozesses der Produktivkräfte begriffen werden, an die sich die Regulierungsformen auch innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise anzupassen haben.

*Monopole:* Die Existenz und Verstärkung monopolistischer Machtpositionen in Wirtschaft und Gesellschaft führt zu einer Differenzierung der Profitraten, zu einer Zerstörung des Mechanismus des Durchschnittsprofits, der unter Bedingungen der »freien Konkurrenz« eine wichtige Rolle bei der Sicherung der Proportionalität hatte. In der Konsequenz gelingt es den monopolistischen Einzelkapitalen, sich eine überdurchschnittliche Profitrate zu sichern. Diese Ungleichheit in den Verwertungsbedingungen macht sich insbesondere in der Krise bemerkbar: während es den Monopolen zumeist gelingt, ihre Verwertungsbedingungen zu verteidigen, fällt die Last der krisenhaft reduzierten Profite voll auf den nichtmonopolistischen Bereich. Im Ergebnis sammelt sich bei den Monopolen Kapital an, das in der Form von Geldkapital gehalten wird, während im nichtmonopolistischen Bereich die Mittel für produktive Investitionen fehlen.

*Internationalisierung:* Die Internationalisierung von Produktion und Kapital als Ausdruck kapitalistischer Vergesellschaftung hat eine Vielzahl von Aspekten. Da sie insbesondere den monopolistisch dominierten Sektor betrifft, eine Funktion der Internationalisierung des monopolistischen Kapitals ist, muß die Herausbildung und Expansion der multinationalen Konzerne als zentrales Moment gesehen werden. Dies ist erst in den siebziger Jahren zur bestimmenden Existenzbedingung vieler Konzerne geworden. Sie wurden dadurch relativ unabhängig vom Gleichgewicht des jeweiligen nationalen Reproduktionsprozesses, was auch eine Erklärung für den Übergang der staatlichen Wirtschaftspolitik vom »Keynesianismus« zur »Angebotsorientierung« beinhaltet: die im keynesianischen System zentrale Aufgabe, die Herstellung eines binnenwirtschaftlichen Gleichgewichts, hat für viele international operierenden Konzerne an Bedeutung verloren. Im weiteren hat die Internationalisierung die im wesentlichen auf national-staatlicher Ebene angesiedelten staatsmonopolistischen Regulierungsinstrumentarien durchlöchert, was insbesondere auf dem Felde der Geld- und Kreditpolitik sichtbar ist: es sind internationale Kapitalmärkte entstanden, die jenseits der Reichweite nationaler Notenbankpolitik existieren.

Ein weiteres wichtiges Moment der Internationalisierung ist die verstärkte Tendenz zur Herausbildung eines internationalen kapitalistischen Zyklus, also zur Synchronisierung der Konjunkturen. Dies versperrt den Weg in den Export zur Lösung von Absatzproblemen in der Krise. Allerdings muß einschränkend hinzugefügt werden, daß dies von den Konkurrenzverhältnissen auf den Weltmärkten abhängt, einzelne Länder für sich genommen also durchaus durch forcierte Weltmarktexpansion Erfolge erzielen können. Dies ist die Logik des in der Bundesrepublik praktizierten Konzeptes. Wichtig ist jedoch, daß dies heute in einem stagnierenden Weltmarkt erfolgen muß, also auf den Widerstand der anderen Länder trifft und so die latente Tendenz zu protektionistischen Gegenmaßnahmen mit sich bringt. Hinzu kommt, daß einige »Schwellenländer« inzwischen selbst zu Konkurrenten auf dem Weltmarkt geworden sind. Erschwert ist auch der Ausweg in die verschärfte Ausbeutung der Entwicklungsländer zur Stabilisierung der Verwertungsbedingungen, eine Folge des international verschobenen Kräfteverhältnisses zwischen Imperialismus, Sozialismus und den Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt«.

*Technologischer Strukturwandel:* Mit der Durchsetzung der mit dem Stichwort »Mikroprozessoren« verbundenen Form des technischen Fortschritts und der Anwendung dieser Technologie in Produktion und Verwaltung ist eine Kapitalumstrukturierung in vielen Wirtschaftssektoren verbunden. In einer Reihe von Branchen und Bereichen sinkt die Faktorintensität der Produktion, d.h. lebendige Arbeit und constantes Kapital je Produkteinheit wird eingespart. Die gleiche Produktmenge wird mit weniger lebendiger Arbeit *und* mit weniger constantem Kapital erstellt. In diesen Bereichen wird also Kapital freigesetzt. Andererseits ist mit den erhöhten Anforderungen an die infrastrukturellen Voraussetzungen der Produktion, mit der zunehmenden Dringlichkeit von Umweltschutzmaßnahmen, mit der Umstellung im System der Energieversorgung und der Energieverwendung ein großer zusätzlicher Kapitalbedarf verbunden. Abgesehen von den monopolistisch verursachten Hemmungen für diese notwendige Verschiebung des Kapitals ist die Tatsache bedeutsam, daß dieser zusätzliche Kapitalbedarf vor allem in jenen Bereichen entsteht, die direkt oder indirekt staatlich versorgt werden. Entsprechend dem Charakter des technischen Fortschritts müßte es also zu einer umfangreichen »Verstaatlichung« von Kapital kommen. Eine solche Kapitalumlenkung würde sich den Einzelkapitalen des privaten Sektors als Verschlechterung ihrer Verwertungsbedingungen darstellen und dort die Akkumulationsdynamik verringern. Unter kapitalistischen Bedingungen wäre eine entsprechende Anpassung der Kapitalstrukturen an die veränderten technologischen und stofflichen Bedingungen des Reproduktionsprozesses also nur gegen den Widerstand der Einzelkapitale durchzusetzen. Für diese stellt sich die Verteidigung der jeweiligen individuellen Verwertungsbedingungen einerseits als Kampf gegen die gesellschaftlich bestimmten Kostenbelastungsfaktoren wie Steuern, Soziallasten, allgemeine Schutzbestimmungen usw., andererseits als wachsender Anspruch an öffentlich zu erbringende Produktionsvoraussetzungen, an Subventionen, an Schutz vor Konkurrenz usw. dar. Eine Folge dieser widersprüchlichen Anforderungen seitens der Kapitale an den Staat ist unter den Bedingungen der Vergesellschaftungstendenzen bei den Produktivkräften eine zunehmende öffentliche Verschuldung, Finanzkrisen im Staatshaushalt und Bestrebungen, einseitig im sozialen Bereich zu kürzen.

*Wirtschaftspolitik:* Vor diesem Hintergrund ist die Wende der staatlichen Wirtschaftspolitik in den meisten kapitalistischen Ländern zu sehen. Die Abkehr von keynesianistisch inspirierten Konzepten der Nachfragesteuerung über den Staatshaushalt hin zu »angebotsorientierten« Methoden der Gewinnstimulierung. Diese Wende ist einerseits eine dem Monopolkapital adäquate Reaktionsweise auf die veränderten Existenzbedingungen des Kapitalismus, sie stellt andererseits innerhalb der staatsmonopolistischen Entwicklungsetappe der Produktionsweise einen eigenständigen Krisenfaktor dar. Mit ihrem Schwerpunkt auf Entlastung der Gewinne, Sozialabbau und partieller »Entstaatlichung« in den einen, zunehmender »Verstaatlichung« (Rüstung) in anderen Bereichen sowie mit ihrer Politik der Geldverknappung und der hohen Zinsen, nehmen diese Politiken jeweils eine Zerrüttung des binnenwirtschaftlichen Wirtschaftskreislaufs in Kauf, um die Expansionsbedingungen der Monopole in den Weltmarkt umfassend zu unterstützen. Der strategische Kernpunkt dieser Politik ist in sozialer Hinsicht ihre Durchsetzung gegenüber der Arbeiterklasse. Denn diese Politik kann nur Erfolg haben, wenn es dem Kapital gelingt, die Arbeiterbewegung zur Tolerierung hoher und anhaltender Arbeitslosenziffern, wachsender sozialer Polarisierung, insgesamt sinkender Reallöhne und eines wesentlich niedrigeren Niveaus an sozialer Sicherheit zu zwingen, ohne daß es zum Ausbruch systemgefährdender sozialer Unruhen kommt.

In ökonomischer Hinsicht kann dieses Konzept nur für einige, unter besonders günstigen Weltmarktverhältnissen existierende Länder einige Aussicht auf Erfolg haben. Der ökonomische Kernpunkt und das kapitalimmanente Erfolgskriterium der Wirtschaftspolitik ist daher nicht das Gleichgewicht des nationalen Reproduktionsprozesses, irgendeine Wachstumsrate oder gar die Verminderung der Arbeitslosigkeit. Ziel ist die Erhaltung bzw. Herstellung der Expansionskraft des monopolistischen Kapitals im internationalen Maßstab, was alle Formen der internationalen Operationen vom einfachen Warenexport bis zum Einfluß auf die Wirtschaftspolitik anderer Länder meint. Es ist klar, daß die Stagnation auf den Weltmärkten und die veränderten Kräfteverhältnisse in der Welt einem solchen ökonomischen Konzept enge Grenzen setzen. Entscheidend für den vorliegenden Erklärungszusammenhang ist aber die Tatsache, daß die Parallelität dieser Politiken in der kapitalistischen Welt selbst nicht nur zur Stagnation und zu Ungleichgewichten der jeweiligen Binnenmärkte, sondern notwendig auch der Weltmärkte führen.

### 3. Wirtschaftspolitische Alternativen der Arbeiterklasse

In der Diskussion um wirtschaftspolitische Fragen wird oft — auch innerhalb der linken und marxistischen Diskussion — die Abkehr der staatsmonopolistischen Regulierung von Keynesianismus und die Hinwendung zu konservativen, »monetaristischen« oder »angebotsorientierten« Konzepten mit dem Scheitern des Keynesianismus erklärt. Diese Behauptung soll hier mit einem Fragezeichen versehen werden. Sicher ist, daß das auf keynesianistischen Prinzipien beruhende Konzept der Globalsteuerung über die Staatshaushalte an systemimmanente, ökonomische und politische Grenzen gestoßen ist. Dabei ist natürlich immer anzumerken, daß dieses Konzept nie »rein«, sondern immer nur mit erheblichen Einschränkungen praktiziert worden ist. Diese Feststellung gilt insbesondere für die Bundesrepublik, wo es unter der Ägide von Karl Schiller ohnehin nur als »Mischkonzept« mit starken »angebotsorientierten« Einschlägen praktiziert wurde.

Ökonomisch lassen sich die Grenzen dieser Methode der staatsmonopolistischen Regulierung an den Begriffen »Stagflation« und »staatliche Finanzkrise« festmachen. Es gelang nicht, durch eine expansive Gestaltung der Staatshaushalte eine solche Wachstumsdynamik zu stimulieren, daß eine gewisse Begrenzung der öffentlichen Verschuldung hätte erreicht werden können. Dagegen eröffnete diese Politik auf der Geldseite neue Preiserhöhungsspielräume für das monopolistische Kapital, so daß die Inflationsraten sich erhöhten. Unter der Bedingung eines verlangsamten Wachstums der Weltmärkte wurde die Inflationsrate zu einem wichtigen Moment bei der Aufrechterhaltung der internationalen Konkurrenzposition eines Landes: die Inkaufnahme hoher und steigender Inflationsraten im Rahmen einer keynesianistisch orientierten Wirtschaftspolitik bedrohte die internationale Position des Landes.

Politisch-ideologisch birgt das keynesianische Konzept für das Kapital die Gefahr einer Legitimationskrise der eigenen Position in sich. Die darin steckende Tendenz zur Ausweitung des unmittelbaren Staatseinflusses bringt schließlich die Frage nach der Existenzberechtigung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln mit sich, die Frage nach dem Sinn der privaten Verfügungsmacht über das gesellschaftliche Kapital. Selbst in der Bundesrepublik eröffnete die Praktizierung eines nur sehr deformierten Keynesianismus antikapitalistische Diskussionspielräume, geriet doch die Diskussion über »Investitionslenkung« immerhin ins Vorfeld der Programmdiskussion der Regierungspartei SPD. Gerade die Erfahrung mit der rasch und unter dem Eindruck der sich nähernden Krise von 1974/75 relativ widerstandslos abgebrochenen Investitionslenkungsdebatte weist darauf

hin, daß der Keynesianismus Ansatzpunkte für demokratische Konzepte der Wirtschaftspolitik bietet. Diese Ansatzpunkte bieten sich zunächst bei den unmittelbaren Krisenursachen. Eine rasche Überwindung der aktuell bestimmenden zyklischen Krise kann nur mit Hilfe einer deutlichen Belebung der Nachfrage erfolgen. Mittel hierzu sind sowohl Lohn erhöhungen, die zumindest die weitere Aushöhlung der Konsumtionskraft verhindern, als auch öffentliche Ausgabenprogramme, bei denen natürlich nicht an eine ziellose Vergabe von öffentlichen Aufträgen gedacht ist. Bereits hier muß ein Schritt über keynesianisch »globale« Betrachtungsweisen hinaus gemacht werden, da schon hier die Struktur solcher Programme in stofflicher Hinsicht zum Gegenstand politischer Überlegungen zu machen ist.

Das Plädoyer für ein ausreichend dimensioniertes öffentliches Ausgabenprogramm mit sofortiger Wirkung hat in Rechnung zu stellen, daß die Finanzierung unter den gegebenen Verhältnissen zu einem erheblichen Teil durch Kreditaufnahme erfolgen würde. Dies ist in Kauf zu nehmen: eine Fortdauer der zyklischen Krise wird insbesondere das Problem der Arbeitslosigkeit in kurzer Frist so zuspitzen, daß eine politisch-systemimmanente Verarbeitung in Richtung auf Ausländerhaß, auf Spaltung der Arbeiterbewegung, auf neofaschistische Tendenzen das politische Klima der Bundesrepublik wesentlich verschlechtern würde. Dabei ist klar, daß kein noch so kräftiger konjunktureller Aufschwung die angestauten sozialen Probleme einer Lösung näher führen kann: er würde aber die lawinenartige Zuspitzung zumindest zeitweilig aufhalten können. Die Erfahrung mit solchen staatlichen Ausgabenprogrammen zeigt, daß die angestrebten Wirkungen in sozialer Hinsicht in einem durch Monopole bestimmten ökonomischen Milieu weitgehend unterlaufen werden können. Die Ausweitung der öffentlichen und privaten Nachfrage ist also zu koppeln mit der Verstärkung von Elementen demokratischer Kontrollen, die in bestimmten Fragen die Entscheidungsbefugnisse privater Unternehmen einschränken. Dazu zählen Preiskontrollen bei öffentlichen Aufträgen, Beschäftigungsaufgaben bei der Stützung krisengeschüttelter Industriezweige und Unternehmen, Effizienzkontrollen in sozialer Hinsicht bei Steuerbegünstigungen und Subventionen. Dabei gibt es keine Vorabbegrenzung der Methoden und Reichweite solcher Kontrollen. Denn das Kapital entwickelt in der Auseinandersetzung mit solchen sozial bestimmten Auflagen und Kontrollen immer neue Strategien, denen seitens der Arbeiterbewegung begegnet werden muß.

In diesem Zusammenhang sei kurz auf den Vorwurf eingegangen, ein solches Konzept könne unter kapitalistischen Bedingungen nicht funktionieren. Dem ist zu entgegnen, daß wirtschaftspolitische Alternativen zunächst von den Interessen und Bedürfnissen der Arbeiter und Angestellten auszugehen haben. Es sind dies Arbeitsplatzsicherheit, soziale Sicherheit, Beteiligung an den Früchten des technischen Fortschritts, Existenz von lebenswertem Wohnraum und Wohnumfeld und vieles andere mehr. Geraten diese Bedürfnisse in unmittelbaren Widerspruch zu bestimmten Funktionsbedingungen der kapitalistischen Produktionsweise, so sind Vorstellungen zu deren Veränderung zu entwickeln, nicht aber zur Veränderung der Bedürfnisstruktur der Arbeiter und Angestellten. Entscheidend ist dabei, daß dies nur mit einer mobilisierten und organisierten Arbeiterbewegung durchzusetzen ist, sicher nicht auf dem Wege von Appellen an Regierung und Unternehmer.

Gerade die Mobilisierungs- und damit Durchsetzungsprobleme einer alternativen Wirtschaftspolitik werfen jedoch noch weitergehende Fragen an Prinzipien eines solchen Programms auf. Alternative Wirtschaftspolitik hat sich notwendig auf die gesamtgesellschaftliche Ebene zu beziehen. Diese Ebene ist aber der unmittelbaren, persönlichen Erfahrung der Betroffenen nicht direkt zugänglich: bei jeder Betriebsschließung z. B. werden die Ar-

beiter und Angestellten mit ganz spezifischen Ursachen konfrontiert, die zunächst nur für die jeweilige Branche, die jeweilige Region oder sogar nur den jeweiligen Betrieb zutreffen. Die Erklärungsmuster sind in der Regel orientiert an den einzelkapitalistischen Existenzbedingungen, die Neigung ist bei den Betroffenen stark, dagegen auch einzelwirtschaftlich beschränkte Gegenvorschläge zu setzen. Die Forderung nach öffentlichen Subventionen, nach besonderem Schutz für das betroffene Unternehmen liegt daher nahe und ist in vielen Fällen auch absolut berechtigt — wenn die Erhaltung der bedrohten Arbeitsplätze im Einzelfall gewährleistet wird. Trotzdem ist damit die Gefahr verbunden, daß der Blick für den gesellschaftlichen Zusammenhang verstellt wird, daß die Belegschaften und die Gewerkschaften damit letzten Endes unter die kapitalistischen Konkurrenzinteressen subsummiert werden.

Es muß also im Zusammenhang mit der Durchsetzung alternativer Wirtschaftspolitik ein Verbindungsbogen zwischen den unmittelbaren, von den Betroffenen jeweils spezifisch erfahrenen Ursachen und den gesellschaftlichen Bedingungen geschlagen werden.

In diesem Zusammenhang hat ein in den letzten Memoranden »Alternative Wirtschaftspolitik« auftauchendes Stichwort von der »Gebrauchswertorientierung« der Produktion seine besondere Bedeutung. Würde sich die Arbeiterbewegung in ihren Alternativvorstellungen auf die wertmäßige Ebene beschränken, d.h. letzten Endes die kapitalistische Rentabilitätslogik, wenn auch sozial »abgefedert«, verinnerlichen, so würde sie den Zusammenhang zwischen unmittelbaren betrieblichen Erfahrungen und gesamtgesellschaftlichen Gegenkonzepten nicht herstellen können. Dagegen erscheint es notwendig, besonders in krisenrelevanten Bereichen, detaillierte Lösungsvorstellungen zu entwickeln, die von der gesellschaftlichen Nützlichkeit und den gesellschaftlichen Bedürfnissen ausgehen. Ein relativ bekanntes Beispiel für eine solche Vorgehensweise stellen die Vorschläge für eine Umstellung von Rüstungsproduktion auf Zivilproduktion dar. Hier wird dargestellt, daß eine Senkung der Rüstungsausgaben nicht bloß notwendig und gesamtgesellschaftlich nützlich ist, sondern auch die unmittelbar daran gebundenen Arbeitsplätze nicht notwendig gefährden muß. Für andere Bereiche, z.B. die Stahlindustrie, liegen erst Ansätze dafür vor, Ansätze, die weiterentwickelt werden müssen.

Es geht also bei den Konzepten einer alternativen Wirtschaftspolitik nicht um »Wachstum« oder »Schrumpfung«, nicht bloß um bessere Vorstellungen für die Stimulierung der kapitalistischen Entwicklungsdynamik mit der Hoffnung, daß diese die sozialen Probleme von sich aus lösen würde. Eine solche Orientierung würde schon allein deshalb zu kurz greifen, weil keine in erreichbarer Dimension liegende »Wachstumsrate« in der Lage wäre, eine deutliche Verringerung z.B. der Arbeitslosigkeit zu bewirken. Es geht bei alternativer Wirtschaftspolitik vielmehr um eine Umstrukturierung des Reproduktionsprozesses, um eine Dimensionierung der Produktion nach — allerdings diskussionsfähigen — gesellschaftlichen Maßstäben. Dies beinhaltet auch die zentrale Forderung nach Arbeitszeitverkürzung: es geht nicht bloß um eine passive Verteilung der »vorhandenen Arbeit« auf die »vorhandenen Hände«. Es geht darüber hinaus um den Charakter der Arbeiter, um die Verteilung von Arbeitszeit und Freizeit nach menschlichen Bedürfnissen und Bedingungen.

# positionen

# positionen

---

## 36/37 '81

H. Hecht: Algerien: von der politischen zur wirtschaftlichen Befreiung (Bericht von einer Studienreise der POCH)

M. Schwahn: Randbemerkungen zum Gipfel von Cancun

A. Schwank: Rückschlag für die soziale Krankenversicherung

*Interview* mit G. Degen zur Pensionsalter-Initiative der POCH: »Diese Initiative hat uns gerade noch gefehlt!«

### *Partei-Diskussion*

Was heißt revolutionäre Politik in den 80er Jahren?

T. Heilmann: Verschärfte Aggressivität des Imperialismus, neue Friedensbewegung, Blockfreiheit

D. Vischer: Gedanken zu Fragen, die unsere Politik in der Schweiz betreffen

---

## 38/39 '82

Interview mit Joaquin Villalobos, Mitglied der Generalkommandantur der FMLN: Freiheit für El Salvador

Interview mit Volker Haupt und Manfred Rabatsch von der »Alternativen Liste« (Westberlin): Alternative, Grüne, Hausbesetzer, Friedensbewegung - bricht das Bonner Parteienkartell auf?

H. Hecht: Laßt uns doch in Frieden (Anmerkungen zur Friedensbewegung)

Dokumentation zur Polemik zwischen der »Prawda« und der KPI aus Anlaß der Ereignisse in Polen

Partei-Diskussion: Was heißt revolutionäre Politik in den 80er Jahren?

T. Heilmann: Blockfreiheit und revolutionäre Bewegung in der Schweiz

D. Vischer: Gedanken zu Fragen, die unsere Politik in der Schweiz betreffen

---

Herausgegeben von einem Redaktionskollektiv der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) — 6 Nummern pro Jahr — Einzelheft Fr. 3.—, Doppelheft Fr. 4.— — Abo: Schweiz Fr. 15.—, Ausland Fr. 18.— — Redaktion positionen, Postfach 539, CH-8026 Zürich

---

**Bestellungen an: positionen,  
Postfach 539, 8026 Zürich**

## Außerhalb des Schwerpunktes

Günter Beling/Olaf Scholz/Hannes Schulze

### Die Hamburg-Wahl und die Grün-Alternativen — ein Signal für die Sozialdemokratie

Die Hamburg-Wahl, ihr politisches Vor- und Nachspiel haben viel weitergehende Fragen als das Verhältnis zwischen SPD und der Grün-Alternativen-Liste (GAL) aufgeworfen. Über die Auswirkungen für die Hamburger Lokalpolitik hinaus ergeben sich aus dem Hamburger Wahlergebnis Lehren und Folgerungen sowohl für die sozialdemokratische Linke, wie für die Sozialdemokratie insgesamt.

Was waren die herausragenden Ergebnisse der Hamburg-Wahl?

1. *Die Hamburg-Wahl brachte für die SPD erneut in einer ihrer Hauptburgen erhebliche Verluste.* In der »Hauptstadt des deutschen Sozialismus« (Bebel) wählten nicht wenige Arbeitnehmer und Jugendliche 1982 CDU oder GAL, vor allem aber wählten viele überhaupt nicht.

2. *Die Hamburg-Wahl brachte einen Rechtsruck.* Das beste Ergebnis der CDU in ihrer Geschichte, 4,9% für eine FDP auf Lamsdorf-Kurs und 0,8% für die neonazistische »Hamburger Liste Ausländerstop« — das Rechtskartell steht kurz vor der 50% Grenze.

3. *Die Hamburg-Wahl brachte eine neue Parteienkonstellation.* Ein grün-alternatives Wahlbündnis konnte ohne Probleme mit erheblicher Unterstützung der Jungwähler die 5%-Hürde überspringen, die FDP blieb erneut vor den Toren des Hamburger Rathauses.

4. *Die Hamburg-Wahl brachte keine Machtwechsel:* mehr als 50% der Hamburger wollten keinen Kiep-Senat. Was sie wollen, wie die Hamburger Politik in Zukunft gestaltet werden soll, und welche Rolle dabei die Sozialdemokratische Partei einnimmt — darum dreht sich die aktuelle Diskussion innerhalb und außerhalb der Hansestadt.

Die Ergebnisse der Hamburg-Wahl sind typisch für die politische Lage in der Bundesrepublik. Die Talfahrt der SPD hat ihren Grund in den realen Auswirkungen sozialdemokratischer Regierungspolitik auf Arbeitnehmer und Jugendliche. Alljährlich brutalere »Sparoperationen«, steigende Arbeitslosenzahlen, voranschreitende Umweltzerstörung, steigende Rüstungsproduktion bei wachsenden internationalen Spannungen — wen sollen diese Bilanzpunkte sozialdemokratischer Regierungsverantwortung noch mobilisieren? In Hamburg schienen jedoch bis zum April 81 andere Möglichkeiten gegeben: der sozialdemokratische Bürgermeister Klose unternahm den Versuch einer — zaghaften — Öffnung von Parteipositionen. Seine Absage an die Berufsverbote-Politik, die offenen Worte zur Rolle staatlicher Wirtschaftspolitik und die neue Hamburger Energiepolitik des Ausstiegs aus der Kernenergie deuteten der SPD den Weg aus der Sackgasse prokapitalistischen Krisenmanagements auf dem Rücken der Arbeitnehmer und gegen wachsende außerparlamentarische Widerstandsbewegungen. Die Klose-Politik, keinesfalls die konsequente Umsetzung linker Zielvorstellungen, sondern lediglich der Versuch der Integration linker Positionen und Personen in die praktische Regierungspolitik, hätte der Anfang einer längerfristigen Umorientierung der Sozialdemokratie sein können. Diese Politik wurde von einer Mehrheit des Hamburger Landesparteitages mitgetragen. Es war aber keine stabile, geschweige denn linke Mehrheit. Der Parteirechten war jedes Mittel recht, um die begonnene Klose-Politik zu stoppen — es gelang ihr an der »Systemfrage« Brockdorf.

Spätestens der Klose-Sturz trug deshalb nach den Jahren der Enttäuschung über SPD-Politik in Bonn zum Erfolg der Hamburger Grün-Alternativen bei.

### Das politische Konzept der Grün-Alternativen (GAL)

Die Entwicklung der GAL hat sicher eine wesentliche Ursache in der gegenwärtigen Politik der Sozialdemokratie sowie Erfahrung, daß sozialdemokratisch mitverantwortete Regierungen in vielen Fällen die Urheber der von Bürgerinitiativen, Ökologie- und Friedensbewegung bekämpften Politik sind. Hinter dem Aufschwung der GAL verbirgt sich zudem die Tatsache, daß zunehmend auch die sozialen Zwischenschichten von den Auswirkungen der kapitalistischen Krise und ihren Folgen für Frieden und Umwelt betroffen werden. Die politische Annäherung kleinbürgerlicher Kräfte an die Arbeiterbewegung erfolgt regelmäßig in angeblich neuen Überwindungen »traditioneller« sozialistischer Konzepte. Diese sozialen Gruppen hätten vor Jahren von nicht gerade fortschrittlichen Positionen her konservative oder rechtssozialdemokratische Positionen unterstützt. In einer solchen gesellschaftlichen Krisen- und Umbruchsituation geht es langfristig darum, diese sozialen Gruppen für sozialistische Positionen zu gewinnen und zu verhindern, daß sie in das Lager der Rechtskräfte abdriften. Aktuell muß es darum gehen, die Möglichkeiten der Zusammenarbeit und Diskussion in den gesellschaftlichen Widerstandsbewegungen und auch in den Parlamenten zu erarbeiten.

Für marxistische Sozialdemokraten erwächst daher die Aufgabe, sich mit dem politisch-strategischen Konzept der Grün-Alternativen auseinanderzusetzen. Dabei führen allerdings weder dümmliche Entlarvungen der GAL als verkappte Reaktionäre noch die unkritische Übernahme der Vorstellungen einer momentan erfolgreichen politischen Strömung weiter. Letzteres ist schon deshalb unangebracht, weil etwa die bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen erfolgreiche GAL weniger Mitglieder bei sich organisiert als ein größerer sozialdemokratischer Ortsverein (ca. 600).

Ausgangspunkt der grünen und alternativen Parteien ist die Ökologie. Auch wenn sie das Stadium einer Ein-Punkt-Partei verlassen und zu zahlreichen Themen Positionen erarbeitet haben, steht die ökonomische Struktur der BRD-Gesellschaft nicht im Mittelpunkt grün-alternativer Strategien. Zwar wird bisweilen der Zusammenhang von Profitinteressen und z.B. Umweltverschmutzung oder Sozialabbau gesehen, aber der Kapitalismus und die Klassenstruktur der BRD werden nur unzureichend als Wurzel der Krisenerscheinungen begriffen.

Zweifellos ist gerade diese Frage bei den Grünen und Alternativen sehr umstritten. »Linken« Grünen sollen deshalb auch nicht die Positionen »bürgerlicher« Grüner zum Vorwurf gemacht werden. Es drängt sich aber der Eindruck auf, daß die in der Fleißarbeit eines halben Jahrhunderts von reformistischen Sozialdemokraten errungen und im Godesberger Programm dokumentierte Vielfalt der Formen sozialistischer oder bloß fortschrittlicher Politik bei den Grün-Alternativen nicht erst errungen zu werden braucht.

Mehrheitlich werden bei den Grün-Alternativen vermutlich Positionen vertreten, die der Kritik an »Wachstum« und »Industrialismus« den Vorrang vor der Kritik an den Produktionsverhältnissen geben. Eine Analyse von 300 Redebeiträgen von Grünen und Alternativen in den Landesparlamenten von Baden-Württemberg, Bremen und Berlin in der Zeit vom Sommer 1980 bis zum Sommer 1981 zeigt dies ganz deutlich.<sup>1</sup> In diesen Debattebeiträgen sind auch Kürzungen im Sozial- und Bildungsetat oder bei der staatlichen Investitionstätigkeit gefordert worden, mit der Begründung, daß diese Aktivitäten lediglich aus wachstumsideologischen Gründen gerechtfertigt seien. Im Hinblick auf die soziale Si-

cherung formuliert etwa der Abgeordnete Hasenclever: »Im Unterschied zu den Sozialdemokraten sind wir nicht der Meinung, daß im sozialen Dienstleistungsbereich ein weiteres Wachstum an Staatsausgaben stattfinden darf, sondern wir sind der Meinung, daß die sozialen Funktionen zunehmend in selbstverwalteten, dezentralen Netzen von den Menschen selber in die Hand genommen werden müssen«. <sup>2</sup> Bezeichnend ist auch die Verwirrung in der alternativen Szene Berlins, nachdem der CDU Senat 2,3 Mill. DM für die Finanzierung alternativer Selbsthilfe-Projekte bereitgestellt hatte. <sup>3</sup>

Marxistische Sozialdemokraten erkennen, daß Umweltzerstörung, Kriegsgefahr, Abbau demokratischer Rechte, Arbeitslosigkeit, und alle anderen Krisenerscheinungen untrennbar mit der Existenz der kapitalistischen Gesellschaftsordnung verbunden sind. Eine wirksame Beseitigung aller dieser Gefahren setzt daher die Beseitigung des Kapitalismus voraus. Dies kann nur gelingen durch eine Vergesellschaftung der entscheidenden Produktionsmittel und die Beseitigung der darauf gegründeten Macht der Monopolbourgeoisie. Manchem Grünen wird diese Forderung langweilig und »traditionalistisch« erscheinen. Man denke aber an den Römer Cato: an jede seiner Reden hat er die Schlußbemerkung gehängt, daß nach seiner Auffassung das feindliche Kathargo zerstört werden müsse. Schließlich war es soweit!

Weil die Grünen und Alternativen Listen und Parteien nicht die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise in den Mittelpunkt ihrer strategischen Überlegungen stellen, ist ihnen auch verborgen geblieben, daß die arbeitende Bevölkerung in einer kapitalistischen Gesellschaft dasjenige Subjekt darstellt, ohne das der Kapitalismus nicht beseitigt und auch Reformen nicht erkämpft werden können. Die Hamburger GAL beispielsweise orientiert in ihren Aussagen über Parlamentsarbeit nicht auf die lohnabhängige Bevölkerung, sondern auf den »Pluralistischen Zusammenschluß« vieler Bewegungen und Bestrebungen. Sozialisten wollen nicht möglichst viele Gruppen und Ansichten »pluralistisch« zusammenführen, sondern stellen die politische Organisation der lohnabhängigen Bevölkerung in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. In diesem Zusammenhang sollten marxistische Sozialdemokraten darauf aufmerksam machen, daß die Sozialdemokratische Partei die wesentliche parteipolitische Organisation der arbeitenden Bevölkerung ist.

Nachdem die Grün-Alternativen auf die Arbeiterklasse nicht mehr setzen wollen, fehlt natürlich den Grün-Alternativen ein gesellschaftliches Subjekt der Veränderung. Viele hoffnungsvolle junge und alte Gurus haben sich nun auf die Suche nach diesem Subjekt gemacht. Drei seien hier stellvertretend für viele genannt: Hirsch, Offe und Gorz. <sup>4</sup> Einer, Gorz, hat seine Schrift programmatisch betitelt: »Abschied vom Proletariat«. Gefunden haben sie allerlei. Gorz ist für die Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter. Die meisten anderen setzen auf die neuen Mittelklassen, die für die Lebensfragen, Umwelt, Frieden, neue Lebensformen sensibler seien. Hirsch hat auch einen passenden Namen für diese Strategie: Radikalen Reformismus!

Die mangelnde Analyse der Grün-Alternativen führt aber auch zu weiteren Mißverständnissen. Wer den gesellschaftlichen Fortschritt fördern will, muß wissen, gegen wen er antritt und wer seine politischen Gegner sind. Die Grün-Alternativen setzen sich für eine Politik von unten ein. Sie haben als Gegner die »etablierten Parteien«, die »herrschenden Parteien« ausgemacht. Unterschiede zwischen SPD, CDU und FDP sehen sie kaum. Nun sind die Parteien aber nicht schlechthin »die da oben«, gegen die eine Politik von unten sich zu richten hat. Oben sind in einer kapitalistischen Gesellschaft die Besitzer von Produktionsmitteln, die Kapitalisten. Sie sind die Herrschenden. Unten sind diejenigen, die kein Eigentum an Produktionsmitteln besitzen, die Lohnabhängigen.

Es ist sicher nicht zu leugnen, daß CDU und FDP eine ganz besondere Verbindung nach »oben« haben. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß die SPD trotz allem mit der lohnabhängigen Bevölkerung verbunden ist. Das hat sogar die Hamburger GAL in einem Nebensatz zugestanden, wenn sie ausführt, daß die etablierten Parteien »bezogen auf unterschiedliche Schichten arbeiten«. Die Grün-Alternativen erkennen mithin das Kapital nicht als wirklichen Gegner. Nur so ist es wohl auch zu erklären, daß in einigen Landesverbänden Grüne für CDU-Bürgermeister gestimmt haben.

Die Grünen und Alternativen überschätzen die Bedeutung ihres Einzugs in parlamentarische Gremien. Das gesellschaftliche Kräfteverhältnis, die Vorherrschaft der Rechtskräfte, die Dominanz der Rechtsentwicklung bleiben bestehen. Ein Wahlergebnis über 5% bringt Sitze in den Parlamenten — für Veränderungen müssen gesellschaftliche Mehrheiten gewonnen werden, die sich dann auch parlamentarisch umsetzen lassen. Beides geht nur mit der Sozialdemokratie. Die Grünen — das gilt besonders für die Hamburger GAL — sind auf die SPD, insbesondere die SPD-Linke angewiesen, wollen sie sich nicht nur auf den Beobachterstatus beschränken.

Es stellt sich die Frage nach den langfristigen Entwicklungsperspektiven grüner und alternativer Parteien. Gegenwärtig profitieren sie von der Enttäuschung großer Teile der Jugend über SPD-Regierungspolitik. Eine deutliche Veränderung der SPD nach links wird ihnen viel von dieser Unterstützung entziehen. Aufgrund der politischen Grundhaltung der Grün-Alternativen ist denkbar, daß sie sich zu einer linksliberalen Partei in der Mitte des Parteienspektrums der Bundesrepublik entwickeln. In anderen Ländern waren solche Entwicklungen jedenfalls zu beobachten. Die radikale PSU in Frankreich bildet heute die Substanz des rechten Flügels in der französischen sozialistischen Partei; die links von der holländischen Sozialdemokratie entstandenen »Demokraten 66« stehen heute rechts von dieser in der linksliberalen Mitte. Anzeichen für eine solche Entwicklung finden sich bereits heute in der Politik der Grün-Alternativen. Die Sparvorschläge der Bremer und Baden-Württemberger Grünen wurden schon genannt. Zu erinnern ist aber auch an die Bürgerwehr, die Bremer Grüne gegen angeblich randalierende Demonstranten forderten, an die gemeinsame Präsenz von CDU und Grünen auf den Bonner Straßen anlässlich des Breshnew Besuchs in der Bundesrepublik, an die Ausgrenzungsversuche der Grünen im Zusammenhang mit der Reagan-Demonstration. In Baden Württemberg konnte sich der grüne Abgeordnete Bran sogar für einen Hochtemperaturreaktor erwärmen.

### **Wie geht es weiter?**

Der saarländische SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine, Mitglied des SPD-Bundesvorstandes, forderte: »Die SPD muß raus aus der Regierung in Bonn.« Es wird von Tag zu Tag schlimmer. Mit jeder Sparmaßnahme, jedem neuerlichen Abbau demokratischer Rechte wie jüngst im Asylrecht, jedem Verbeugen vor der amerikanischen Regierung wird die SPD ein Stück weiter kaputt gemacht. Nachdem die Regierungsfähigkeit schon lange verloren ist, wird jetzt noch die Fähigkeit zur Opposition zerstört. Die Rechtssozialdemokratie will die Entwicklung in weiten Teilen der Bevölkerung nicht begreifen. Im Hinblick auf den Kanzler stellte Lafontaine fest: »Und er wird es wohl nicht begreifen, wenn die SPD in Hessen bei 30% landet.« So ist zu befürchten, daß die für den gegenwärtigen Zustand der SPD mitverantwortliche Schmidtsche Regierungspolitik fortgesetzt wird, solange es geht.

Eine andere Perspektive weist demgegenüber Erhard Eppler. Vor dem Bundeskongreß der Jungsozialisten sagte er:

»Am 10. Oktober, nach dem 10. Oktober letzten Jahres, habe ich gesagt, das ist eine neue Wirklichkeit, mit der alle rechnen müssen, und es wird keine sozialliberale Mehrheit geben, keine Mehrheit links von der CDU mehr geben, ohne die Ökologie- und Friedensbewegung. Man hat das natürlich nicht ernst genommen. Wer erlebt hat, was heute war, ... der weiß: es gibt keine sozialliberale Mehrheit mehr gegen die Ökologie- oder Friedensbewegung. Es mag noch eine Mehrheit der CDU/CSU geben gegen diese Bewegungen, noch einige Jahre, auch nicht beliebig lang. Indem die CDU/CSU alle Ressentiments, die es gegen diese Bewegungen gibt, mobilisiert, kann sie es schaffen — vorübergehend. Nur: Sozialdemokraten können dies nicht. Wenn sie dieselben Ressentiments mobilisieren, läuft das letztendlich immer auf die Mühle nicht der Sozialdemokraten, sondern der CDU/CSU... Es gibt im Augenblick nur drei Möglichkeiten: entweder wir Sozialdemokraten nehmen das Wichtigste, das Dringendste selbst auf, was die Friedens- und Ökologiebewegung will und versuchen dann, die Grünen oder die Alternativen unter die fünf-Prozent-Hürde zu bringen. Das ist eine Möglichkeit, für die ich immer plädiert habe. Wenn man das aber nicht will, bleiben nur noch zwei Möglichkeiten: entweder man arrangiert sich mit denen, die dann ins Parlament kommen, oder man geht in die Opposition.«

Noch eindeutiger und weniger taktisch formuliert beschloß der Bundeskongreß der Jungsozialisten:

»Die SPD muß ihre Konfrontationspolitik gegenüber dem grün-alternativen Spektrum auf Bundesebene endlich aufgeben. Da das historische Bündnis mit der FDP überholt ist und künftig die grün-alternativen Gruppierungen das fortschrittlich-bürgerliche Wählerpotential ansprechen, sind Formen der Zusammenarbeit mit ihnen zu entwickeln. Kooperationsformen zwischen SPD und Grün/Alternativen, die auch auf parlamentarischer Ebene denkbar werden müssen, sind ein Beitrag zur Verhinderung einer Rechtsregierung. Dies schließt auch die Möglichkeit der Koalition ein.«

Das Ende der Zusammenarbeit von Sozialdemokratie und konservativ-liberalen Kräften muß mit einer Öffnung der SPD nach links verbunden sein. Mit einer solchen Wende wird die SPD viele enttäuschte Anhänger, insbesondere die Generation der 16-21-jährigen, nicht automatisch wiedergewinnen können. Auch die Mobilisierungschancen für die Jungsozialisten, die in Zeiten sichtbarer Reformorientierung der SPD immer am vorwärtsweisendsten waren, werden sich im Zuge einer solchen Wende nicht kurzfristig konsolidieren. Zu tief sitzt die Abneigung gegenüber der Berufsverbote- und Sparpolitik der SPD. Daraus folgt zugleich, daß auch eine links gewendete SPD für lange Zeit nicht allein mehrheitsfähig sein kann, sondern nur mit Hilfe derjenigen politischen Kraft wird regieren können, die in hohem Maße die von der SPD Enttäuschten aufgesogen hat: mit den Grünen und Alternativen. Die FDP darf als Partner jedoch nicht lediglich durch die Grün-Alternativen ausgetauscht werden. Die Gefahren, die von der parteipolitischen Instrumentalisierung in erster Linie durch die Grünen für die Bürgerinitiativbewegung und den Widerstand vor Ort ausgegangen sind, müßten sich unter einer solchen Konstellation verschärfen.

Die fehlende Einsicht der Grün-Alternativen in den Charakter von Klassenkämpfen darf nicht durch die Fixierung auf parlamentarische Prozesse noch gesteigert werden. Der oben aufgezeigte Weg der Grün-Alternativen hin zu einer nur liberal-bürgerlichen Partei wäre unter einer solchen Konstellation unvermeidlich. Eine Zusammenarbeit von Grün-Alternativen und SPD muß durch eine Mobilisierung von Gewerkschaften, Bürger- und Friedensinitiativen an die notwendige gesellschaftliche Basis angekoppelt werden. Mit der Verbindung von Gewerkschaften und Basisinitiativen aus den gesellschaftlichen Bereichen wird zugleich dem größten Hindernis für eine Zusammenarbeit von SPD und Grün-Alternativen auf der einen Seite und den — auch durch die bürgerliche Presse — breit verankerten Vorbehalten vieler Kollegen gegenüber den Grün-Alternativen entgegen gewirkt.

Es ist die Aufgabe der Parteilinken, die inhaltliche Plattform für eine solche Zusammenarbeit und für eine grundlegende Veränderung der SPD zu liefern. Sie kann diese Aufgabe erfüllen, weil sie neben der partiellen Übereinstimmung mit den Forderungen der Grün-Alternativen eine sozialistische Perspektive formulieren kann. Sie *muß* diese Aufgabe erfüllen, weil andernfalls erhebliche Schwierigkeiten bei der Mobilisierung linker Kräfte für die SPD auch in Zukunft bestehen bleiben. Wenn sich die Parteilinke als lediglich interessierter Zuschauer neben den Diskussionsprozessen zwischen den Parteirechten und Grün-Alternativen versteht, wie dies in Hamburg zur Zeit vorexerziert wird, dann würden eventuelle Erfolge bei der Umsetzung linker Forderungen ausschließlich den Grün-Alternativen zugeschrieben werden. Eine Konstellation, in der die Grün-Alternativen eine widerspenstige SPD mühsam nach links ziehen, wäre für die SPD vergleichbar mit dem, was zur Zeit gegenüber der FDP praktiziert wird.

Hamburg kann nach der Bürgerschaftswahl eine wichtige Schrittmacherfunktion für die BRD ausüben. In Hamburg herrschen nach der Wahl am 6. Juni relativ günstige Voraussetzungen für eine geregelte Zusammenarbeit zwischen SPD und GAL. Anders als in Berlin reicht es hier zu einer Mehrheit. Gegenüber Bremen und Baden-Württemberg bestehen in Hamburg in Teilbereichen inhaltliche Übereinstimmungen zwischen SPD und GAL. Zudem gibt es in Hamburg einen starken linken Parteiflügel, der sich zur Zeit allerdings noch etwas verschlafen die Augen reibt angesichts des nicht einkalkulierten Wahlergebnisses. Dieses Wahlergebnis und die Diskussionen innerhalb der Hamburger SPD bieten die Chance, Schritte hin auf eine Zusammenarbeit mit der GAL zu machen. Nur so kann eine Machtübernahme durch die CDU verhindert und eine Perspektive der Reformorientierung in der Politik offengehalten werden. Die SPD muß dieses Hamburger Signal ernstnehmen.

### Anmerkungen

- 1 Jo Hoffmann/Göttig: Grüne/Alternative im Parlament
- 2 ebenda
- 3 Zitty 9/1982, S. 14f.
- 4 Hirsch, Der Sicherheitsstaat. Das Modell Deutschland, seine Krisen und die neuen sozialen Bewegungen, 1980; Gorz, Abschied vom Proletariat, 1980; Offe, Konkurrenzpartei und kollektive politische Identität, in: Roth (Hrsg.), Parlamentarische Rituale und politische Alternativen, 1980, S. 26ff.

Christoph Butterwegge

## Demokratische Sozialisten — Partei ohne Perspektive?

Die Delegierten des ersten Bundeskongresses der Initiative »Demokratische Sozialisten« (DS) beschlossen am 17. Juni 1982 in Gießen mit großer Mehrheit, sich Ende November als Partei zu konstituieren. Das Presseecho, aber auch die Reaktion der SPD-Linken, der Grünen und fortschrittlicher Kräfte der Friedensbewegung auf die geplante Parteigründung war im allgemeinen negativ, ohne deshalb zu überraschen. Im folgenden soll die Argumentation der (sozialdemokratischen) Kritiker hinterfragt, Einwänden begegnet und versucht werden, Mißverständnisse auszuräumen.

Weder die Klassenauseinandersetzungen noch das Bewußtsein der Werktätigen über die Konsequenzen des Krisenmanagements à la Schmidt/Genscher, Sozialabbau, Hochrüstungskurs und Rechtsstaatsdemontage sind weit genug entwickelt, um den Bruch mit der Kapitallogik und der Rechtssozialdemokratie auf die Tagesordnung zu setzen. Zweifellos haben die Demokratischen Sozialisten keine proletarische Massenbasis, auf die sich ihr Gründungsversuch stützen könnte, ebensowenig wie die Friedensbewegung (bislang) den Brückenschlag zur Gewerkschaftsflanke geschafft hat; daraus allerdings den Schluß zu ziehen, solange die Arbeiterklasse der SPD bei Wahlen akklamiert (was ohnehin immer seltener geschieht), müsse man sich — womöglich gar ausschließlich — auf diese Partei als Wirkungsfeld konzentrieren, ist fatalistisch, übersieht den subjektiven Faktor und verkennt seine Bedeutung im Wechselverhältnis von Organisation und politischer Bewußtseinsbildung.

In diesem Zusammenhang wird gewöhnlicherweise Wolfgang Abendroth mit der Bemerkung zitiert, daß Marxisten in der SPD arbeiten, weil sie »die einzige politische Massenpartei« sei, »die von der übergroßen Mehrheit der westdeutschen Arbeiterklasse als der Vermittlungspunkt ihres politischen Denkens angesehen wird« (Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie, 4. Aufl., Köln 1978, S.92). Eine andere Passage desselben Buches unterschlägt man hingegen, obwohl sie die Grenzen der SPD-Fixierung angibt. Darin geht es um den Anpassungsprozeß an die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse, der wieder einmal weit fortgeschritten sei. »Aber er ist bisher weder zu einem neuen 4. August 1914 noch gar zu einem neuen 17. Mai 1933 gelangt, weil derartige Proben auf das Exempel der Akklamation auch der barbarischsten Konsequenzen der spätkapitalistischen Gesellschaftsordnung der Partei noch nicht wieder abverlangt worden sind. Solange das aber nicht geschehen ist, besteht noch Hoffnung: Der Entwicklungsprozeß kann also noch umgekehrt werden. Ob es dazu zum zweiten Mal der Hilfe einer Konkurrenz-Organisation bedarf, wie ab 1916 bzw. 1917, um die Massen ihrer Mitglieder und Anhänger wieder in Bewegung zu bringen, die innerparteiliche Demokratie wiederherzustellen und die preisgegebene große Tradition des Kampfes für eine sozialistische Gesellschaft (in einer neuen Situation und mit den Modifikationen, die diese erfordert) wieder zu beleben, kann nur die Zukunft erweisen.« (Ebd., S.76f.) Abendroth redet keiner Nibelungentreue zur SPD das Wort, sondern mißt der Parteieinheit nur taktischen Stellenwert bei und räumt ausdrücklich ein, daß es erforderlich sein kann, sich außerhalb der SPD zu organisieren, um sie zu transformieren. Wertet man die »Nachrüstung« der NATO als Kernbestandteil einer Konfrontationsstrategie des US-Imperialismus, die auf Rückeroberung seiner Weltherrschaftsposition abzielt und die Möglichkeit eines (auf Europa) begrenzten Atomkrieges zumindest einkalkuliert, so wäre die Durchsetzung der Stationie-

rung einer neuen Generation nuklearer Mittelstreckenraketen in Westdeutschland seitens der SPD ohne Übertreibung mit ihrer Zustimmung zu den Kriegskrediten (1914) und Hitlers »Friedensresolution« (1933) zu vergleichen.

Die SPD-Mitgliedschaft darf, wie Klaus-Uwe Benneter meinte, kein Dogma sein, ist es aber de facto für manchen Linken. Wohlgemerkt: Ich halte die Arbeit von Marxisten in der SPD auch heute noch für sinnvoll und notwendig; nur muß man sich ihrer Schranken bewußt sein und der Tatsache Rechnung tragen, daß es gute Genossen gibt, die nicht (mehr) in der Partei sein wollen oder können, weil sie ausgeschlossen wurden oder austraten. Wenn wir die Umwandlung der SPD als Zangenbewegung begreifen, bei der innerparteilich und außerparlamentarisch Druck auf die Parteispitze ausgeübt wird, so erscheint es legitim, von der Regierungspolitik Enttäuschte, die im Rahmen der Bundestagsparteien keine Perspektive mehr sehen, zu sammeln, für die Parteiarbeit außerhalb der SPD, aber nicht der demokratischen und Arbeiterbewegung, zu gewinnen, statt sie in die Resignation zu treiben und der Passivität des Privatierens zu überlassen. Nach dem SPD-Parteitag 1983, der über die Aufstellung von Pershing II und Marschflugkörpern befindet, falls die Genfer Abrüstungsverhandlungen zwischen den Großmächten ergebnislos bleiben, wird es möglicherweise Massenaustritte bzw. -übertritte geben, die es erforderlich machen, rechtzeitig ein organisatorisches Auffangbecken zu schaffen. Schon jetzt üben Hunderttausende, früher Stammwähler der SPD, aus Protest Stimmenthaltung, weil sie keine Alternative sehen. Ihnen muß die Chance eröffnet werden, wieder eine (links)sozialistische Partei zu wählen.

Darüber hinaus hätte die Neugründung zwei Hauptaufgaben zu erfüllen: Sie müßte als Klammer der das Kartell etablierter Parteien aufbrechenden Wahlbewegung wirken, die Bildung eines alternativen Linksblocks vorbereiten und zur Verbreiterung des Bündnispektrums demokratischer bzw. sozialistischer Organisationen beitragen. Die Verbindung zwischen Grünen und Alternativen Listen hebt die Zersplitterung der BRD-Linken nicht auf, sondern führt leicht zur Isolation und Ausgrenzung der DKP sowie gewerkschaftlich orientierter Kräfte. Weiter könnte die Partei das zu befürchtende Auseinanderfallen der Friedensbewegung im Falle der Raketendislozierung aufhalten. Nach dem SPD-Parteitag wird die Friedensbewegung am Scheideweg stehen: Soll sie — wie ihr falsche Freunde raten werden — bürgerkriegsähnliche Zustände provozieren oder bedingungslos kapitulieren? Angesichts dieser Scheinalternative kommt es darauf an, eine abgestufte Skala spektakulärer Aktionen und phantasiereiche Widerstandsformen zu entwickeln, die weder sinnlos Menschenleben gefährden und der bürgerlichen Staatsgewalt den Vorwand zur brutalen Unterdrückung jeder Opposition liefern, noch bloßen Alibicharakter haben und wirkungslos verpuffen. Einheit und Vielfalt der Friedensbewegung zu erhalten, gehört zur Scharnierfunktion des Konzpts einer sozialistischen Parteigründung.

Daß die Initiative Demokratischer Sozialisten (noch?) nicht alle Erwartungen befriedigt, hat neben überzogenen Ansprüchen seine Ursache in ungünstigen Ausgangsbedingungen, die vom verfrühten Zeitpunkt bis zur äußerst heterogenen Zusammensetzung des Mitgliederpotentials reichen. Fälschlicherweise oft als »Coppik/Hansen-Partei« bezeichnet (der Einfluß dieser Bundestagsabgeordneten ging schnell zurück), droht sie zum Wurmfortsatz der Sozialistischen Konferenz und zum Tummelplatz ehemaliger Linkssektierer aus K-Gruppen zu degenerieren. Ihr Dilemma besteht darin, hierdurch Betriebs- und Gewerkschaftsfunktionäre abzuschrecken, die wichtige Multiplikatoren wären, um (sozialdemokratische) Arbeiter anzusprechen. Damit schließt sich der Teufelskreis permanenter Wachstumsprobleme. Schadenfreude ist jedoch fehl am Platz, denn wenn dieser Grün-

dungsversuch, dem man mit guten Argumenten skeptisch gegenüberstehen kann, im Sande verläuft, wird es wahrscheinlich lange Zeit keinerlei Möglichkeit der Parteigründung links von der SPD mehr geben. Die Vorhersage vieler SPD-Linker und Jungsozialisten, daß der bisher bestorganisierte Anlauf zum Scheitern verurteilt sei, ähnelt einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, die eintrifft, weil sie zu viele Anhänger hat. Auf der konstituierenden Sitzung des DS-Bundeskoordinationsausschusses, in den jeder Landesverband drei Delegierte entsendet, waren die (19) Stimmberechtigten mehrheitlich (10) niemals SPD-Mitglieder, und auch an der Basis bleiben die sozialdemokratischen »Überläufer«, eigentlich das Rückgrat des Organisationsmodells im Sinne seiner Begründer Manfred Coppik und Karl-Heinz Hansen, bisweilen in der Minderheit. Das Unternehmen besitzt, wenn überhaupt, nur eine winzige Erfolgchance; die Demokratischen Sozialisten sollten sie — im Interesse aller Linken — nutzen! Eine solidarische Auseinandersetzung mit ihrem Projekt tut not; sie muß an die Stelle interessierter Fehldeutungen, unsachlicher Vorwürfe und kleinkarierten Konkurrenzdenkens, das mit einer Art (partei)politischer Krämermentalität einhergeht, treten. Kampf um, nicht gegen die DS ...

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik  
und Wirtschaft

**spw**



**14'82**

5. Jg. 1982

*Aktuelle Kommentare*

Arbeitslosigkeit / Polen / Coppik-Austritt

*Diskussionsschwerpunkt:*

*Kampf um die Sozialdemokratie*

K. Krusewitz: Lohnt der Kampf um die SPD noch?

F. Heidenreich/A. Westphal: Eine Alternative ohne die Gewerkschaften?

K. Neumann/D. Scholz: Der Zauberlehrling - oder: Richard Löwenthal und die Klassenfrage

C. Schäfer: Die innenpolitische Herausforderung der 80er Jahre heißt Wiedergewinnung der Vollbeschäftigung durch qualitatives Wachstum

W. Biermann/J. Egert: Thesen zur gegenwärtigen Kriegsgefahr

*Interview mit:*

Hans-Ulrich Klose

Einzelheft DM 9,80

**15'82**

Statt eines Nachrufes: Peter Weiss im Gespräch mit Burkhardt Lindner

*Aktuelle Kommentare*

A. Horstmann: Punktsieg für die Linke

D. Hensche: Beschäftigungsprogramm oder Beschäftigungsfarce?

*Diskussionsschwerpunkt:*

*US-Hegemonie und Gegenbewegungen*

M. Lucas: Die amerikanische Krise und der NATO-Doppelbeschluß

C. Rix-Mackenthun/A. Statz: Das kleinere Übel in der Klemme

E. Richter: El Salvador im internationalen Zusammenhang

I. Anderson: Zur Diskussion um eine atomwaffenfreie Zone in Westeuropa

W. Schneider: Am Beispiel Österreichs: Friedensbewegung und Armee

H.-G. Marian/R. Hönnings: »Antikriegszustand« in Polen

*Außerhalb des Schwerpunktes*

T. Davis/C. Hall: Das vorwärtsweisende Gesicht des Feminismus

A.G. Frei: Gramsci und der dritte Weg

R. Meng: Theorie, Praxis und Identität

Uli Schöler und Burkhard Zimmermann

## Endlich Schluß damit

### Für ein baldiges Ende dieser Koalition in Bonn

»Sicher, Helmut Schmidt regiert wie die CDU. Aber doch nur, damit die nicht drankommen.« (Winfried Thomsen, Radikalauer, konkret 7/82)

»Das Entscheidende ist nicht, was die machen würden, das Entscheidende ist, daß wir das Ruder nicht aus der Hand geben dürfen.« (Helmut Schmidt, FR v. 22.7.82)

Es gibt eine alte sozialdemokratische Weisheit, man darf nie etwas vierzehn Tage zu früh sagen, dann ist die Hölle los. Kronzeuge hierfür ist der heutige rheinland-pfälzische DGB-Vorsitzende Julius Lehlbach, der nur wenige Tage zu früh auf dem DGB-Bundeskongreß 1969 das Ende der Großen Koalition verlangte. Er wurde deshalb nicht in den DGB-Bundesvorstand gewählt. Wochen später gab ihm jeder recht und hatte es immer schon gewußt. Dieses ist eine zweite sozialdemokratische Weisheit: Jeder wollte es vorher nur nicht sagen, es hätte ja der Partei (der Regierung!) geschadet. Eine dritte sozialdemokratische Weisheit ist die Mär vom »kleineren Übel«; sie besagt, es sei immer noch besser, Sozialdemokraten bescheren uns die kleineren Kröten, als wenn die Konservativen uns noch größere vorsetzen. Nur wird bei dieser »Weisheit« geflissentlich die Tatsache übergangen, daß eine solche Politik sich zwangsläufig das eigene Grab schaufelt. Wer über Jahre gegen die materiellen und politischen Interessen der eigenen Anhängerschaft regiert, kriegt spätestens nach Ablauf der Legislaturperiode von ihr dafür die Rechnung präsentiert.

Rechtsozialdemokratische Geschichtsschreiber haben immer wieder beklagt, wie man denn die Regierung Müller 1930 habe stürzen können wegen eines halben Prozentes mehr für die Arbeitslosenversicherung, für diese Kurzsichtigkeit habe man sich den ganzen Faschismus eingehandelt. Als ob nicht dieses halbe Prozent in Wirklichkeit nur der Auslöser war, aus einer Regierung herauszugehen, in der Sozialdemokraten zwar dem Namen nach regierten, von der Durchsetzung sozialdemokratischer Politik aber auch nichts mehr zu spüren war. Die bereits weit vorangeschrittene Eliminierung marxistischen Denkens aus den Köpfen führender Sozialdemokraten ließ das Aufkommen der heftigsten aller bisherigen Krisen des kapitalistischen Wirtschaftssystems als bloßen Betriebsunfall erscheinen. Da die notwendige Krisenhaftigkeit des Kapitalismus geleugnet wurde, fehlte jeglicher Ansatz zur Entwicklung einer vorwärtsweisenden Strategie und Perspektive. Diese völlige Konzeptionslosigkeit sowie eine hilflose pragmatische Konzessionsbereitschaft in der Regierung wie auch anschließend in der Opposition bis 1933 ohne politische Gesamtstrategie bewirkten das Scheitern vor dem Faschismus.

### Bonn ist nicht Weimar

Aber die Situationen sind teilweise ähnlich. Auch heute stehen wir vor einem immer rascheren Aufeinanderfolgen der kapitalistischen Krisenzyklen mit Dauererscheinungen wie Stagflation und Massenarbeitslosigkeit. Die SPD ist auch heute nicht bereit und fähig, andere als systemimmanente Bewältigungskonzepte zu entwickeln. Schlimmer noch: Sozialdemokraten in Regierungsverantwortung betreiben Sozialabbau und rigorose Sparpolitik bei gleichzeitigen enormen Steigerungsraten des Rüstungshaushaltes. War der fordernde Koalitionspartner damals die DVP, so lassen sich heute sozialdemokratische Minister serienweise von ihrem kleinen Koalitionspartner FDP Positionen abringen, die nichts mehr

mit sozialdemokratischen Grundsätzen zu tun haben. Kaum ein Einschnitt ist heute mehr undenkbar; diese Regierungspolitik hat mit Arbeitnehmervertretung nichts mehr, dafür umso mehr mit Industrie- und Lobbypolitik gemein.

Im Gegensatz dazu vollzog in Weimar die SPD nicht nur selbst den Ausstieg aus der Regierungskoalition, sondern ihre Fraktion entwickelte in der Opposition 1932 ein eigenes beschäftigungspolitisches Programm. Heute fehlen jegliche programmatischen Initiativen. Noch nicht einmal die Parlamentarische Linke markiert Grenzen, bei deren Überschreitung sie der Regierung die Verweigerung der weiteren Unterstützung ankündigt. Im Gegenteil: nur moralische Entrüstung regte sich bei einer Entwicklung, in der die führenden FDP-Politiker immer offener auf einen Koalitionswechsel hinarbeiteten: angefangen in Berlin, dann die Entscheidung für den »Saubermann« Dregger bis zur Erpressertaktik bei den Haushaltsberatungen. Zu welcher geradezu perversen Situationen eine solche Politik des bloßen Abwartens und Reagierens führt, zeigt folgende Meldung: die FDP-Fraktion soll dem schon wechselwilligen Genscher einen Absprung zur CDU/CSU nur unter der Bedingung von Neuwahlen zugestanden haben. Als er sich dafür die Unterstützung der Opposition sichern wollte, soll Kohl abgelehnt haben, da er für diesen Fall um seine Stellung als Kanzlerkandidat fürchtete. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, daß bei dieser Karikatur eines Kanzlerkandidaten der Union die Entscheidung über den Bestand der sozialliberalen Koalition lag!

Demgegenüber starrt die gesamte SPD-Fraktion regungslos wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf ihren Weltwirtschaftskanzler, der sie durch Deklaration jeglicher Sachabstimmung zur Vertrauensfrage zu bloßen Akklamateuren und Statisten degradiert.

### Des Kanzlers »Alternativen«

Was bleibt, ist der Fingerzeig auf die »böse« FDP. Doch diese — allzu verführerische — Erklärung bleibt in Illusionen über die eigene Führungskrise stecken. Wer's noch immer nicht glaubt, der möge es aus dem Munde des großen Steuermanns selbst entnehmen:

»Derjenige, der den Eindruck erweckt, er wolle das Notwendige gar nicht, das seien bloß die bösen FDPisten, oder: im Grunde könne man das auch alles viel gerechter machen und viel weniger bei Sozialleistungen sparen, ... der erzielt nicht den Eindruck bei dem Zuhörer, daß er ihm damit etwas Ehrliches und Wahrhaftiges vorträgt.« (Helmut Schmidt, FR vom 22.7.82)

Er erklärt frank und frei, daß auch bei einer parlamentarischen Mehrheit für die SPD von 51 % keine andere Politik »machbar« sei. Originalton Schmidt:

»Wer mehr für die beschäftigungswirksamen Ausgaben des Staates tun will, muß tiefer, viel tiefer als hier in die Sozialleistungen reinschneiden.« (FR 22.7.82)

Da werden alle Grenzen zu einer Politik, die von CDU/CSU-Konservativen gemacht wird, fließend. Regierungspolitik à la Schmidt verkommt zur bloßen technokratischen Mängelverwaltung. Inflation wird dabei für die Regierenden zum größeren Übel als Massenarbeitslosigkeit. Der Erhalt der weichen Ministersessel wird zum Endziel »sozialdemokratischer« Politik. Helmut Schmidt drückt das — etwas moderater — so aus:

»Aber ich würde nicht so furchtbar damit argumentieren, was denn die CDU/CSU machen würde, wenn die rankommt. Die würde schon damit argumentieren, was sie wegen Mangel an Saft in den Knochen außenpolitisch möglicherweise geschehen lassen würde. Das Entscheidende ist nicht, was die machen würden; das Entscheidende ist, daß wir das Ruder nicht aus der Hand geben dürfen.« (FR 22.7.82)

Daß Teile der Sozialdemokratie diese traurige Realität schon selber sehen, zeigt der

Punktsieg über den Parteivorstand auf dem 1982er Parteitag in der wirtschaftspolitischen Debatte. Der dann beschlossene Wirtschaftsantrag war allerdings wohl in erster Linie ein Trostpflaster für die Niederlage der Parteilinken in der Rüstungsdebatte. Jedoch wurde der Antrag selber bereits am gleichen Abend der FDP geopfert. Ihr wurde erklärt, so »heiß« sei das alles nicht. Außerdem sei Regierungspolitik an solche Beschlüsse ja nicht gebunden — wie ein Stellvertretender Parteivorsitzender ja bereits mehrfach sein Parteiverständnis offenbart hat. In der Praxis folgten neue Sparbeschlüsse, und der Haushaltsentwurf 83 bescherte 10% Einsparungen im Sozialetat sowie überproportionale Steigerungen im Rüstungsbereich.

Weitere Trostpflaster ließ eine geschickte Parteitagsregie nicht zu. Den Atom-Kompromiß-Antrag fegte Holger Börner im Hinblick auf die Hessen-Wahl vom Parteitag, dieser dürfe ihm (und seiner Atom-Politik) nicht in den Rücken fallen. Aber trotz dieser Entscheidung sind die Wahlen in Hessen so gut wie verloren, auch in der Partei ist die Wahlkampf motivation gering wie selten in der SPD-Geschichte. Holger Börner hat es mit seinen Argumenten für Startbahn West und Kernkraft in Form von »Dachlatten« und Polizeieinsatz geschafft, das größere Übel Alfred Dregger verblassen zu lassen und — was viel schlimmer ist — gar hoffähig werden zu lassen. Sein kläglicher Versuch, mit markigen Worten rechte CDU-Anhänger für sich zu gewinnen, wird auf der Linken noch größere Teile ins Lager der Grünen und Alternativen drängen. Das Bonner Debakel zeigt, daß Hessen leider keine Ausnahme mehr ist. Wo sind eigentlich die Grenzen dessen, was uns von dieser Koalition an Sozialabbau und Rüstung noch zugemutet wird?

Wer sagt sicher, ob nicht nach dem Einstieg in die Selbstbeteiligung bei der Krankenversicherung — die FDP schreit bereits nach höheren Beteiligungen, die es vielleicht schon im Winter gibt — nicht auch die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall durch Einführung von Kranktagen angegriffen wird? Keiner von uns ist dafür, aber »denen in Bonn« ist alles zutrauen, hört man in allen Teilen der Partei.

Das, was von den Gewerkschaften und der SPD in den 50er Jahren der Adenauer-Regierung abgerungen, was in einigen Jahren mühsamer Reformarbeit durchgesetzt wurde, wird heute von einer sozialliberalen Koalition selbst demontiert. Die Beteiligung von Sozialdemokraten an diesem Abbau hindert heute insbesondere die Gewerkschaften an der eigentlich notwendigen konsequenten und geschlossenen Gegenwehr.

### **Sozialdemokratische Alternativen**

Damit sich »Weimarer« Fehler nicht wiederholen, muß unsere Perspektive als Sozialdemokraten eine andere sein. Es darf keinen weiteren Abbau sozialer Leistungen unter sozialdemokratischer Beteiligung geben. Im Gegenteil muß anknüpfend an den wirtschaftspolitischen Beschluß des Münchner Parteitags und den vorliegenden Vorstellungen der Memorandum-Gruppe eine Politik formuliert werden, die an sozialdemokratischen Inhalten ausgerichtet ist, welche die wirtschaftlichen, sozialen und Umwelt-Interessen der arbeitenden und arbeitslos gewordenen Bevölkerung als Ausgangspunkt und Priorität hat und diese Politik durch entsprechende Öffentlichkeitsarbeit in der Bevölkerung vertritt. Dafür muß die SPD eine Mehrheit zu gewinnen und zu erhalten suchen. Nur eine solche Politik, die dann auch das Risiko des Bruchs der Koalition und somit der Opposition bewußt in Kauf nimmt, bietet uns eine Chance. Das bedeutet den Bruch mit der heutigen Politik der SPD, die sozialpartnerschaftlich, korrumpiert, perspektivlos ist, ein bloßes Flickwerk an aktueller Mängelverwaltung betreibt und dabei die Interessen derer, deren Vertretung die Partei sein sollte, aufgibt.

Niemand von uns kann sich über einen solchen Schritt in die Opposition freuen, muß uns doch klar sein, was eine Regierung der Rechtskräfte in der BRD bewirkt: Reaganische Aufrüstungspolitik, noch schärferer Sozialabbau, Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen, Einengung fortschrittlicher Aktivitäten und Freiräume, wahrscheinlich ist auch der Versuch, durch ein Verbändegesetz o.ä. die Gewerkschaften zu knebeln.

Niemand in der SPD vertritt die Parole: je schlimmer, desto besser. Aber wer ist sich sicher, daß nicht viele dieser CDU/FDP-Forderungen morgen auch mit der Regierung Schmidt — in abgeschwächter Form — kommen, um Schlimmeres zu verhüten, wie es ja heute schon immer heißt. Jeder Tag dieser Politik greift in die noch verbliebene Substanz unserer Mitglieder und Wähler verheerend ein.

Aber es kann auch nicht darum gehen, einen bloßen Ausstieg aus der Koalition mit der Begründung zu propagieren, eine »Regenerierung« der Partei in der Opposition sei erforderlich. Eine Partei, die in Regierungszeiten zur Entwicklung von Konzepten nicht in der Lage ist, wird dies genausowenig in der Opposition sein. Vielmehr wird dort allenfalls die Verlockung zu einem — allerdings praktisch folgenlosen — Verbalradikalismus aufkommen. Der verändert nichts und daran kann für uns kein Interesse bestehen. Was not tut, ist ein fundamentaler Kurswechsel bereits als Regierungspartei, der dann zwangsläufig die Koalitionsfrage in einer Weise stellt, die zur Wiederherstellung von Glaubwürdigkeit und Identifizierbarkeit sozialdemokratischer Politik in der Öffentlichkeit führt. Allerdings darf wohl bezweifelt werden, ob die Partei dazu in ihrem jetzigen Zustand in der Lage ist und ob nicht der Zeitpunkt für eine solche Wende längst verpaßt ist.

#### **Für ein neues gesellschaftliches Reformbündnis**

Dennoch ist es notwendig, einige der Ziele und Inhalte einer solchen neuen sozialdemokratischen Politik kurz zu benennen:

1. Statt einer Politik des technokratischen Krisenmanagements: aktive Beschäftigungspolitik gerade in Krisenzeiten durch Umverteilung zu Lasten der gesellschaftlich Privilegierten und Reichen und zu Lasten des aufgeblähten Rüstungshaushalts; Aufzeigen sozialistischer Perspektiven zur Überwindung kapitalistischer Krisenhaftigkeit.
2. Statt Hoffen auf die Selbstheilungskräfte des Marktes: staatliches Eingreifen durch öffentliche Investitionen und deren Koppelung an beschäftigungsorientierte Auflagen.
3. Statt Sozialabbau: konsequentes Festhalten am Erhalt des sozialen Netzes; Einstieg in die 35-Stunden-Woche und Verkürzung der Lebensarbeitszeit.
4. Statt entpolitizierender Stellvertretungspolitik: aktive Mobilisierung der eigenen Anhängerenschaft zur Durchsetzung sozialer und politischer Interessen.
5. Statt Aufrüstung durch »Nach«rüstung: Abkehr von der Orientierung auf den selbstmörderischen Reagan-Kurs; Aufkündigung des NATO-Doppelbeschlusses und Einfrieren des Rüstungshaushalts.
6. Statt Ausbau der Kernkraft, Startbahn West und staatlich geförderter Umweltzerstörung: Ausstieg aus der Kernenergie, Aufbau von Fernwärmeprojekten; Nutzung alternativer Energiequellen; Förderung umweltfreundlicher Technologien; Schaffung von Arbeitsplätzen und Erhaltung der Umwelt.
7. Statt Beschwören marktwirtschaftlicher Sachzwänge: Benennung der Ursachen kapitalistischer Krisenhaftigkeit; Aufzeigen der Hindernisse für fortschrittliche Politik durch die Konzentration wirtschaftlicher und politischer Macht bei Banken, Konzernen und Monopolunternehmen.

Daß für ein solches Programm Mehrheiten zu erhalten sind, zeigt nicht zuletzt die Entwick-

lung in Frankreich. Was nicht heißt, daß es möglich wäre, die Situation in Frankreich schematisch auf unsere Verhältnisse zu übertragen. Schließlich war in der BRD eine Mehrheit nur über ein Bündnis mit den — damals wohl noch als solche zu bezeichnenden — Liberalen zu erreichen. Eine — oben gekennzeichnete — erneuerte sozialdemokratische Politik ist mit der heutigen FDP nicht mehr zu machen. Wer das nicht sehen will, verschließt beide Augen. Einmal ganz davon abgesehen, daß die Zukunft dieser Partei nach den Wahlen 1984 aufgrund ihres opportunistischen und prinzipienlosen Schaukelkurses wohl außerhalb des Bundesparlaments liegen wird.

Wer heute Partner für eine fortschrittliche Politik finden will, der muß woanders suchen. Doch es gibt genügend Ansätze: so in den anwachsenden außerparlamentarischen Bewegungen — der Friedens-, Ökologie- und Frauenbewegung. Teile davon haben über den Weg grüner und alternativer Parteiformationen bereits den Weg in Länderparlamente gefunden.

Er findet weiter Partner, wenn er sich in seiner Sozial- und Wirtschaftspolitik auf das Bündnis der Sozialdemokratie mit den Gewerkschaften besinnt. Und er wird sie möglicherweise auch in dem Teil der kritischen Liberalen finden, die nach dem endgültigen Wechsel der FDP ins Bett der Strauß und Kohl nach einer neuen Orientierung suchen.

In der Schaffung und Festigung eines solchen neuen gesellschaftlichen Reformbündnisses liegt die Perspektive für eine konzeptionell und personell erneuerte Sozialdemokratie.

Andreas Ruck

## Neue Rüstungseskalation durch chemische Waffen

*Die zischende Rakete,  
die eine weiße Wolke hinter sich ließ,  
hatte er nicht weiter beachtet.*

*Aber nach einigen Stunden bekam er Krämpfe, Schmerzen und Angst.  
Überall um ihn herum krümmten sich schreiende Menschen auf dem Boden.  
Er hatte Glück — er starb schon nach wenigen Stunden.*

Nach der geplanten Stationierung der neuen Generation von Erstschlagwaffen (Pershing II) in Westeuropa kommt auf uns eine neue US-Aufrüstungswelle zu, die das Bewußtsein der Öffentlichkeit noch gar nicht erreicht hat. Es geht um die Produktion von neuen »binären« chemischen Kampfstoffen, deren (fast ungiftige) Komponenten erst nach dem Abschuß miteinander reagieren und den chemischen Kampfstoff bilden. Die Stationierung dieser Waffen ist in Westeuropa (u.a. Großbritannien und der BRD) vorgesehen.

Nach einem Unfall 1969 mit VX-Kampfstoff (Dugway Incidence) in Utah, bei dem 6.400 Schafe auf einer Weide in 40 km Entfernung verendeten (taz 21.1.82), hatte Nixon zunächst die Herstellung dieser neuen Generation einstellen lassen. Schon im Juli 1978 gab Charles Duncan, stellv. Verteidigungsminister der USA, die Anweisung für das Haushaltsjahr 1980 (1.10.79-30.9.80), Mittel für die Produktion derartiger Waffen anzusetzen (FR 22.10.79). Zur Finanzierung der Produktion von chemisch-biologischen Kampfstoffen wurden dann auch folgende Haushaltsansätze beschlossen:

1980	157 Mio US \$
1981	262 Mio US \$
1982	455 Mio US \$
1983	810 Mio US \$
1984	1400 Mio US \$
	(SZ 18.1.82)

Darunter allein für eine Fabrik zur Herstellung der binären Waffen:

1980	3,15 Mio US \$
1981	20,0 Mio US \$
	(NEUE 18.9.80 und SZ 18.1.82)

Die Folgekosten werden vom Senator Gary Gart, Sprecher der Gegner dieses Programms, auf 2-4 Milliarden US \$ in den nächsten 10 Jahren geschätzt (NEUE 19.9.80). Um dieses chemische Hochrüstungsprogramm im Senat und in der Öffentlichkeit durchsetzen zu können, mußte — nach bekanntem »Strickmuster« — das Märchen von der gigantischen Vorausrüstung der Sowjetunion auf diesem Gebiet verbreitet werden.

### Die Milzbrand-Story und der »Gelbe Regen«

Da war zunächst die Milzbrand-Geschichte, die lange durch die bürgerliche Presse geisterte. Lawrence Marks von der britischen Wochenzeitung »The Observer« (23.3.80) verdanken wir Einblick in die Herkunft der Geschichte.

»Im April 1979 berichtete eine sowjetische Zeitung aus Swerdlowsk über das Auftreten von Milzbrand. Selbstverständlich nicht von einem militärischen Geheimlabor. Auch von einem Überfall nicht. Beides taucht erst auf, als am 26.10.79 dann ein Artikel in der rechtsextremisti-

schen britischen Zeitschrift NOW erscheint. Schreiber David Floyd verlegte den Unfall aber 2.000 Meilen ostwärts nach Nowosibirsk und gab als Quelle »einen Reisenden« an. Am folgenden Tag stand die Story in BILD. Da Nowosibirsk aber für den Reiseverkehr offen ist und sich der Tod von Hunderten eigentlich hätte nicht ganz geheim halten lassen, schien die Story mangels Glaubwürdigkeit tot. Am 14. Februar 1980 wurde sie jedoch von BILD wieder aufgewärmt, nur daß der Schauplatz nun eine Stadt bei Swerdlowsk war. Dort gibt es Schwerindustrie einschließlich Rüstungsindustrie, und Ausländer dürfen nicht hinreisen.

Die Artikel aus NOW und BILD wurden dann vom FBIS, dem Auslandsinformationsdienst der US-Regierung, nachgedruckt. FBIS gehörte früher zum CIA und ist heute dem Außenministerium unterstellt. Sonst druckt es nur ausgewählte aktuelle Artikel von ausländischen Medien nach. Prompt fand sich der Unfall nun erneut in der westlichen Presse — obwohl nach Reutermeldungen nicht einmal die Moskauer Dissidenten mit Verbindung nach Swerdlowsk davon gehört hatten. Selbst der Thatcher-nahe »Daily Telegraph« schrieb am 20.3.: *In Washington wird zugegeben, daß die Veröffentlichung (erst) zu diesem Zeitpunkt kein Versehen, sondern Teil größerer Anstrengungen sei, die öffentliche Meinung aufzurütteln über die sowjetischen Möglichkeiten auf dem Gebiet biologischer und chemischer Waffen.*« (NEUE 24.7.80)

### 1.300 Jahre alte chemische Kampfstoffe?

»Der von der CIA gefeaturte Bericht hat eine überraschende Aufklärung gefunden. Die Zeitung *Sowjetskaja Rossija* berichtete am 14.1.82, das Rätsel habe durch eine Mitteilung von Schuljungen gelöst werden können. Studenten hätten am Fluß Schwakwa die Reste eines Dorfes aus dem siebten Jahrhundert ausgegraben. Dabei sei festgestellt worden, daß die Siedlung vermutlich nach einer Seuche, der Hunderte von Menschen und auch zahlreiche Tiere zum Opfer gefallen waren, von den Überlebenden verlassen worden seien. Einige Zeit nach dieser Entdeckung der Studenten hat der Zeitung zufolge eine Kuhherde in der Nähe des Fundortes geweidet, und wenig später seien Milzbranderreger bei einigen Tieren gefunden worden. Untersuchungen hätten ergeben, daß die Viren in der Asche überlebt hätten: Sie seien durch die Ausgrabungen freigelegt worden.« (taz 21.1.82)

Dem gleichen Zweck dienten regelmäßig wiederkehrende Berichte vom Einsatz chemischer Kampfstoffe durch die UdSSR in Südostasien und Afghanistan. Vom »Gelben Regen« und »Mycotoxinen« war dabei die Rede. Bei seinem Besuch in Berlin verkündete der damalige US-Außenminister A. Haig, er könne nun »sichere Beweise« dafür vorlegen. Nach eingehender Recherche kommt der Afghanistan-Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* am 22.9.81 zu dem Ergebnis, daß es »nur Gerüchte« und »keine Beweise« gebe.

Die »Beweise« von Haig nimmt die angesehene US-Zeitschrift *Science* am 2.10.81 unter die Lupe. Sie kommt dabei zu dem Schluß, daß die »Anschuldigungen Haigs möglicherweise voreilig seien«. Bei der Analyse eines einzigen, »nicht sehr verschimmelten« Blattes mit Zweig, werden Mycotoxine (Pilzgifte) gefunden, von denen bekannt ist, daß sie von überall vorkommenden Schimmelpilzen produziert werden. Ein Bruch der Genfer Konvention, d.h. die Herstellung/Verwendung von chemischen Waffen, konnte der UdSSR somit nicht nachgewiesen werden.

### Chemische Kriegsführung wird wahrscheinlicher

Der Einsatz chemischer Waffen führte im 1. Weltkrieg zu 100.000 Toten und einigen Millionen Verletzten (Die Naturwissenschaften 60, 1973, S. 177-183). Inzwischen ist das Verletzungspotential, verglichen mit den Atomwaffen, weitaus größer. So verfügte Hitlerdeutschland zum Ende des 2. Weltkrieges u.a. über 12.000 t Tabun, die glücklicherweise nicht zum Einsatz kamen. Allein die USA verfügt über 45.454 kg BZ (ein Halluzinogen, 100fach wirksamer als LSD) in abwurfbereiten Bomben — genug, um 1,5 Milliarden

Menschen zu töten oder die Weltbevölkerung 10mal kampfunfähig zu machen (Diagnosen 7/3/80). Es sind Toxine bekannt (Bakteriengifte), von denen 500 g ausreichen, die Bevölkerung der Erde auszulöschen. Weiterhin müssen Spätschäden in Betracht gezogen werden. Die Anwendung chemischer Kampfstoffe zur Entlaubung von Südvietnam (u.a. 2,4-D und 2,4,5-T) führt heute noch zu den schrecklichen Folgen des als Verunreinigung darin enthaltenen Dioxins (Seveso-Gift).

Auch in der BRD lagern US-Kampfstoffe im Viernheimer und Käfertaler Wald bei Mannheim und in Fischbach bei Pirmasens (2.000 t) (FR 30.1.82). Die zögerliche Anwendung von C-Waffen durch die Militärs ist darauf zurückzuführen, daß die Handhabung und Verwendung in einem kontrollierten Einsatz außerordentliche Probleme aufwies (Drehen des Windes, Entgiftung usw.).

Die neuen binären Waffen stellen einen qualitativen Sprung in der Waffentechnologie dar. Sie schaffen für die Militärs ganz neue Möglichkeiten der Kriegsführung, ihr Einsatz wird berechenbar und damit wahrscheinlicher: 1. Die *Herstellung* der neuen C-Waffen erfordert keine speziell abgeschirmten Produktionsanlagen mehr. Die Komponenten können an verschiedenen Orten in konventionellen Chemiebetrieben hergestellt werden. 2. Die *Lagerung* gestaltet sich wegen der relativen Ungefährlichkeit der Ausgangsverbindungen wesentlich einfacher: Eine Bevorratung braucht nicht im bisherigen Umfang zu erfolgen, weil die Komponenten aus dem laufenden Produktionsprozeß abgezogen werden können. Hinzu kommt, daß ein Umschichten (Vernichten der alten Bestände nach 5-10 Jahren) unnötig oder unproblematisch wird. 3. Die *Handhabung* der binären C-Waffen ist wesentlich erleichtert, da sie erst nach dem Abschluß giftig werden. Die eigenen Soldaten sind also weniger gefährdet. 4. Die *Giftigkeit* des Reaktionsprodukts kann erhöht werden, weil in den binären C-Waffen auch Gifte zur Anwendung kommen können, die nur eine kurze Lebensdauer haben und somit in konventionellen C-Waffen nicht verwendet werden konnten. 5. Daraus ergibt sich auch eine neue *Entgiftungsmöglichkeit*. Wirkstoffe mit einer kurzen Lebensdauer können die feindlichen Soldaten/Zivilbevölkerung töten, und schon kurze Zeit später kann das Gelände von den eigenen Truppen passiert werden. Die Parallele zur Neutronenbombe wird unübersehbar.

Die Produktion neuer C-Waffen bestätigt damit die Einschätzung von Marxisten in der SPD und großer Teile der Friedensbewegung (vgl. W. Biermann, in: *spw* 6, 1980) zur Produktion der Neutronenbombe, Pershing II, Cruise Missiles, Direktive 59. Die USA betreiben eine Militärpolitik der Abkehr vom Gleichgewicht des Schreckens (»2nd strike capability«), d.h. sie wollen Krieg führen. Da die neuen Waffen aber vor allem für Westeuropa konzipiert sind, findet dieser Krieg auch in Westeuropa, insbesondere im Frontstaat Bundesrepublik, statt. Ziel der USA ist es, einen lästigen Konkurrenten auf dem Weltmarkt auszuschalten und die eigene Zivilbevölkerung zu schonen. Die Interessen der Westeuropäer stehen damit im offensichtlichen Widerspruch zum Kalkül der Reagan-Administration. Hoffnungen auf Abrüstungsverhandlungen werden durch die neue US-Rüstungsoffensive unterlaufen. Zu ihrer Rechtfertigung dient die angebliche Vorausrüstung der UdSSR — notfalls muß überhaupt eine Rüstung der UdSSR auf diesem Gebiet erfunden werden.

### **Chemische Abrüstung — zum Scheitern verurteilt?**

Nachdem die Genfer Konvention von 1925, die den Einsatz biologischer und chemischer Waffen ächtet, 1975 mit vielen Einschränkungen auch von den USA unterzeichnet wurde, versuchten die Verhandlungsdelegationen in Genf seit Jahren in mühevoller Arbeit ein

konkretes Abkommen zustande zu bringen. Hauptproblem ist dabei die Kontrolle des Gegners über die Einhaltung geschlossener Verträge. Im März 1972 haben die sozialistischen Länder einen Vertragsentwurf eingebracht, der sich an die erfolgreicher verlaufenen Ergebnisse des Verbots biologischer Waffen anlehnt. Die Aufrüstungsmaßnahmen der USA jedoch bedeuten das Scheitern der Verhandlungen über ein Verbot chemischer Waffen sowohl politisch, weil sie sich über die Genfer Konvention von 1925 und die UNO-Resolution von 1969 hinwegsetzt und damit die notwendige Vertrauensbasis für Verhandlungen zerstört, als auch technisch, weil Produktion und Lagerung wegen der veränderten Eigenschaften binärer C-Waffen nicht zu überwachen sind und somit die Einhaltung einer C-Waffen-Konvention schier unüberwindliche Kontrollprobleme aufwirft.

Die Vorreiterrolle für die Stationierung von C-Waffen in Westeuropa scheint Großbritannien zuzukommen. Durch eine Unterhausanfrage Anfang 1980 wurde bekannt, daß zivile Forschungsprogramme wegen ausgedehnter Programme zur Entwicklung von chemischen Kampfstoffen in den Rückstand gerieten. Die Londoner *Times* berichtete Ende Mai 1980 von Manövern mit C-Waffen in Südwestengland (NEUE 4.6.80). Großes Aufsehen in der britischen Öffentlichkeit und in der Friedensbewegung CND erregte eine ausführlicher Bericht über die amerikanischen Pläne in der BBC-Sendung »Panorama« am 25.1.82. Außer in Granatwerfern und anderen Gefechtsfeldwaffen ist der Einsatz chemischer Kampfstoffe in den Sprengköpfen von Cruise Missiles-Raketen und Bomben für den F-1-Bomber geplant (FR 30.1.82).

Das öffentliche Bewußtsein in der BRD zu diesem Problemkreis ist noch nicht so weit mobilisiert wie im Fall der Neutronenbombe und des NATO-Doppelbeschlusses. Karsten Voigt, außenpolitischer Sprecher der SPD, hat in einem Beitrag für die Frankfurter Hefte insbesondere auf die Gefährdung der Verhandlungen zur Kontrolle der C-Waffen aufmerksam gemacht (SZ 29.12.81). Der Spiegel berichtete am 22.2.82 in der Titelgeschichte über diesen Problemkreis — allerdings ohne ausführlich auf die *politischen Implikationen* der US-Entscheidung einzugehen.

Inzwischen hat auch die Bundesregierung Stellung genommen: Alles kein Problem — Die USA habe bisher die Bundesregierung nicht um Erlaubnis für die Stationierung in der BRD gebeten. Doch das braucht die USA nach geltendem Truppenstatut auch nicht. Zudem können die neuen binären Waffen für fast jedes Trägersystem (Granatwerfer, Cruise Missile etc.) verwendet werden, so daß sie im Spannungsfall innerhalb von 24 Stunden (ebenso wie die Bestandteile der Neutronenbombe) in die BRD geflogen werden können. Die Bundesregierung versucht hier in bekannter Manier das Problem herunterzuspielen und mögliche Gegenwehr durch Desinformation zu ersticken.

Und unsere Aufgaben? — Wir müssen diese Fragestellung in die innerparteiliche Diskussion und in die Friedensinitiativen einbringen. Die hier offensichtliche Interessenkollision USA - Westeuropa können wir nutzen, um auch gegen den NATO-Beschluß Kräfte zu sammeln. Die kurzfristige Forderung (vgl. Krefelder Appell) muß lauten: »Keine neuen C-Waffen in der BRD«.

Detlev Albers, Heinrich Lienker, Andreas B. Westphal

## Kriegsrecht in Polen: Ende der »Nationalen Verständigung«?

Polen wird und muß uns weiter beschäftigen, und zwar nicht nur im Sinne eines allgemeinen politischen Interesses, auch nicht allein im Hinblick darauf, wie eine der geschichtlich am meisten heimgesuchten, »gekreuzigten« Nationen Europas ihr eigenes Selbstbewußtsein zurückgewinnt. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß Polen auch in den nächsten Jahren Schauplatz eines gewaltigen Ringens um die Demokratisierung staatssozialistischer Strukturen, um die Reformierbarkeit des »realen Sozialismus« und damit um die Zukunft der Gesellschaftsordnungen in der »2. Welt« sein wird. Das alles aber sind Fragen, die nach wie vor ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit und Solidarität mit den Kräften der gesellschaftlichen Erneuerung Polens von Seiten der westlichen Linken erfordern. Angesichts der Tiefe des Einschnitts, den die Verhängung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 bedeutet hat und bedeutet, mag eine solche Einschätzung zunächst überraschen. Gibt es denn überhaupt noch Chancen, Wege zur Erprobung neuer Formen sozialistischer Demokratie auf dem Boden der vom Kriegsrecht geschaffenen Fakten? Ist es denkbar, daß auf die »Regierung der nationalen Befreiung« des Generals Jaruzelski mehr folgt als eine polnische Variante jener real-sozialistischen Friedhofsruhe, die aus der tschechoslowakischen »Normalisierung« nach 1968 hervorging? Wir schließen das nicht aus, weil wir glauben, daß sich die Rationalität entscheidender Reformziele und die Dynamik des Erneuerungsprozesses auch unter anderen gesellschaftlichen Konstellationen wieder herstellen kann, als dies vom August 1980 bis zum Dezember 1981 der Fall gewesen ist.

Die Erwartung, daß in Polen auf mittlere Sicht weder das Potential einer »sich selbst begrenzenden Revolution« (Michnik) noch die Möglichkeiten eines wirklichen »nationalen Konsenses« erschöpft sind, stützt sich zunächst einmal auf die Analyse jener Kräfte und Vorstellungen, die das Gesicht der »polnischen Ereignisse« vor wie nach dem 13. Dezember bestimmt haben. Sie impliziert ein hohes Maß an Lernfähigkeit in der Polnischen Arbeiterpartei, an Einsicht in die selbstverschuldeten Ursachen der Hegemoniekrise und an Produktivität in der Entwicklung eines erneuerten »militanten Marxismus« (Rakowski), der sich um keinen Preis mehr mit der Rolle einer von fremdem Wohlwollen ausgehaltenen Staatsideologie abfindet. Mag sein, daß hier das größte Wagnis unserer Einschätzung liegt, eines, das uns allerdings von allen Thesen einer ein für allemal erwie senen Reformunfähigkeit der sozialistischen Länder unterscheidet. Das Setzen auf einen trotz und nach dem Kriegsrecht erreichbaren »Erneuerungs-Konsens« verlangt allerdings gleichermaßen die Bereitschaft und Fähigkeit zur selbstkritischen Verarbeitung der zurückliegenden zwei Jahre auf Seiten der Solidarność. Auch dies ist ein Vorgang, der durch die gewaltsame Illegalisierung und die Internierung von anfänglich nahezu der gesamten Führungsgruppe enorm erschwert wird, für den es aber mittlerweile doch eine Reihe von ermutigenden Signalen gibt (so etwa das Ende Juni von der »L'Unità« in Rom veröffentlichte Dokument der Warschauer Solidarność; deutsch in: *Moderne Zeiten*, 7/8, 82).

Die Lage des Landes als ein Kernbestandteil des Warschauer Paktes macht jede Lösung illusorisch, die mit vitalen Interessen der östlichen Führungsmacht in Konflikt gerät. Jeder Schritt in Richtung nationaler Verständigung bedingt, so wie die Dinge liegen, auch ein Stück mehr Eigenständigkeit, mehr Autonomie gegenüber dem 1945 übernommenen Sozialismusmodell. Die Chancen hierfür aber können durch Faktoren der internationalen Politik, dem Einfluß der polnischen Akteure weithin entzogen, vermindert oder faktisch

sogar ganz beseitigt werden. Je mehr Europa durch die Vorherrschaftsstrategie der USA und ihnen willfähriger Kreise Westeuropas in ein Spannungsgebiet zurückverwandelt wird, desto aussichtsloser werden die Reformansätze in Polen, soweit sie auf Demokratisierung als Krisenausweg abzielen müssen (was unter umgekehrtem Vorzeichen auch für gesellschaftsverändernde Experimente im Westen gilt). Friedenskampf und Entspannungspolitik bleiben ein grundlegend gemeinsames Interesse der fortschrittlichen Kräfte in beiden europäischen Welten: Die Reichweite der Krisenbewältigung in Polen bleibt eingebettet in die Erfolge oder Mißerfolge auf diesem Gebiet. Und dennoch vermag die Großwetterlage das Binnenklima weder hier noch anderswo auf Dauer auszuschalten; früher oder später erzwingen aufgestaute innergesellschaftliche Widersprüche ihre Austragung. Die beobachtende, wenngleich parteiliche Analyse von außen kann in einem solchen Fall nicht mehr tun, als Tendenzen und Gegen Tendenzen in ihrem innergesellschaftlichen Zusammenhang aufzuzeigen und dabei zugleich deutlich machen, wie sehr die hieraus entstehenden Kräfteverhältnisse auf Schritt und Tritt der Einwirkung äußerer Einflüsse unterliegen.

### **War der 13. Dezember 1981 vermeidbar?**

Kaum eine Frage wird uns in der Einschätzung der polnischen Ereignisse so lange beschäftigen wie eben diese. Um die Antwort thesenhaft vorwegzunehmen: Ohne Zweifel hat es bis kurz zuvor noch Chancen einer nicht-gewaltsamen Lösung gegeben, symbolisiert etwa im Treffen Jaruzelski, Walesa, Glomp am 4. November. Aber die Faktoren der Konfrontation, die jenes ausweglose »Kräftegleichgewicht mit katastrophenhafter Perspektive« (Gramsci) hervorbrachten, das für die innenpolitische Situation Polens im Spätherbst 1981 so charakteristisch wurde, hatten sich schon lange zuvor immer beherrschender Bahn gebrochen. Das Überhandgewinnen jeder dieser Faktoren war auf beiden Seiten von verhängnisvollen Halbheiten, Fehleinschätzungen und Irrtümern gerade auch innerhalb der eigentlich kompromißbereiten Kräfte begleitet. Dennoch wird im größeren, geschichtlichen Zusammenhang niemand die Träger der staatlichen Macht von der letztlich entscheidenden Verantwortung hierfür freisprechen können.

Was sich im heute schon fernen August 1980 in Danzig, Stettin, der ganzen Küstenregion, später auch in Schlesien Gehör verschaffte, war nicht weniger als eine der gewalttätigen Aufbrüche sozialer Unzufriedenheit, den die sozialistischen Länder bisher überhaupt erlebt haben. Hervorgegangen aus einer spezifisch polnischen Tradition von Protestbewegung, verbalen Zugeständnissen der Staatsmacht und anschließender Rücknahme wirksamer Reformen (1956, 1970, 1976), genährt durch die immer größere Diskrepanz zwischen dem Konsumverzicht der Gegenwart und propagandistisch übersteigerten Zukunftsprojektionen bildete die Industriearbeiterschaft der großen Betriebe, mithin der Kernbereich der Arbeiterklasse, das Zentrum des Widerstands. Bereits nach wenigen Wochen stellte sich heraus, daß diesmal keine ökonomischen Konzessionen ausreichten (was dennoch leichtfertig versucht wurde und später umso mehr zur Glaubwürdigkeitskrise der Partei beitrug); verlangt und erstritten wurden dauerhafte Instrumente, wie das Streikrecht und partei- und staatsunabhängige Gewerkschaften, die ein erneutes Rückgängigmachen der augenblicklich erreichten Zugeständnisse verhindern sollten.

Geschichtliche Veränderungen, die von den Massen selbst erkämpft werden, tragen ihre eigene Dynamik in sich. Die Geburt einer neuen, autonomen Gewerkschaft eröffnet bisher unbekannt Chancen, einem der ältesten »Konstruktionsfehler« des bisherigen Sozialismus zu begegnen, gerade weil sie anders als 1956 in Ungarn oder 1968 in der ČSSR außer-

halb der Partei, aber innerhalb der Arbeiterklasse ansetzt. Erstmals kann der Ausgleich zwischen dem unmittelbaren und dem gesamtgesellschaftlichen, nationalen Interesse der Arbeiterbewegung zwischen gleichberechtigten, auf Verständigung, statt hierarchischer Unterordnung angewiesenen Organisationen hergestellt werden. Mehr als eine Million Parteimitglieder beweisen durch ihren Eintritt in die *Solidarność*, daß sie von der Vereinbarkeit beider Zielsetzungen überzeugt sind. Aber so groß der dadurch mögliche, qualitative Zuwachs an sozialistischer Demokratie ist, so schwer sind von Anfang an die Bürden, die einem organischen Einbau der neuen Gewerkschaft in die vorhandene sozialistische Gesellschaft entgegenstehen.

Die neue Führungsgruppe der *Solidarność* hat sich im Konflikt mit Staat und Partei konstituiert; in der Weiterentwicklung dieser Konfliktfähigkeit muß sie beinahe zwangsläufig den wichtigsten Beweis ihrer Führungsqualitäten sehen. Zwar toleriert sie, mit wachsenden Mühen, die Mitarbeit von Parteimitgliedern in der Gewerkschaft; aber zu größerer Entfaltung gelangen diese nicht. Erst recht käme sie nicht auf die Idee, im Marxismus oder Marxismus-Leninismus Anknüpfungspunkte für die geistige Orientierung ihrer gewerkschaftlichen Praxis zu suchen. Sie ist daher einerseits viel stärker auf Berater von außen angewiesen, die sich entweder in mehr oder minder vollständiger Opposition zum politischen System befinden oder die sich unmittelbar an den sozial- und gesellschaftspolitischen Positionen der katholischen Kirche orientieren. Den anderen Erfahrungsbereich, aus dem die neue Gewerkschaft ihre Zielvorstellungen entwickeln kann, bildet die Kritik der überzentralisierten sozialistischen Planwirtschaft mit all den Mängeln, der Ineffizienz und Unflexibilität, die man täglich erlebt hat. Nichts ist näherliegend, als dem zumal unter dem Zeitdruck, unter dem man handeln muß, ein radikales Gegenprogramm entgegenzustellen, in dem Selbständigkeit, Selbstfinanzierung und Selbstverwaltung der Unternehmen (»die drei großen S«) unbedingten Vorrang erhalten. Gleichzeitig aber ist es kaum vermeidbar, daß die Vorzüge des bisherigen Systems, seine sozialen Errungenschaften, seine gewiß oft zu schematischen Mechanismen, Interessensunterschiede zu vermitteln, Gleichheitsmomente gegen Sonderinteressen durchzusetzen, aus dem Blickfeld geraten. So fehlt der *Solidarność* mit dem organischen Bezug auf sozialistische Zielvorstellungen zwangsläufig auch ein akzeptierter inhaltlicher Richtpunkt, an dem man Kompromisse, Übergangslösungen, Zugeständnisse, um Reformziele gemeinsam mit der Partei zu verwirklichen, mehr denn pragmatisch-taktisch — »weil mehr nicht drin ist« — begründen könnte.

Nicht minder schwierig, alle Kräfte fordernd und überfordernd ist der Lernprozeß, dem sich die Arbeiterpartei seit dem Sommer 1980 unterziehen muß. Achtzehn Monate lang sieht sie sich einer Konkurrenz um die Zustimmung der Arbeiterklasse, der ganzen Nation ausgesetzt, die ihr seit Jahrzehnten unbekannt ist, deren bloße Zulassung den allein regierenden Bruderparteien bereits als Abgrund von Ketzerei erscheint. Wohl ahnt man in den eigenen Reihen deutlich genug, wo die Versäumnisse der Vergangenheit liegen. Herrschaft, ohne auf Konsens angewiesen zu sein, Flucht in Erfolgspropaganda, wo man Verständnis für reale Schwierigkeiten wecken müßte, Unfähigkeit, unterschiedliche Interessen sich artikulieren zu lassen, statt sie vorschnell ins antisozialistische Lager abzudrängen. Schließlich ist es im Kern auch hier das Problem, Zugeständnisse an die *Solidarność* nur pragmatisch, als »kleineres Übel« gegenüber dem größeren einer Aufgabe der polnischen Identität, aber nicht, oder nur unzureichend als produktive Herausforderung, Weiterentwicklung und Lehrmeisterin der eigenen marxistischen Grundpositionen interpretieren zu können.

Die alte Parteiführung um Gierek erlebt den August '80 als Bankrott ihrer Politik, den sie mit dem Machtverlust und freilich mehr symbolischen Rechenschaftsforderungen der Gesellschaft zahlt. Die neue Parteiführung zunächst um Kania, dann um Jaruzelski versucht, die Erneuerungsforderung aufzugreifen; aber es gelingt ihr weder innerparteilich noch in der Gesellschaft, überzeugend die Initiative zurückzugewinnen. In der PVAP mißglückt vor und während des a.o. 9. Parteitags im Juli 1981 das äußerst riskante, vielleicht unmögliche Unternehmen, die Partei durch eine große programmatische und praxisbezogene Kraftanstrengung wieder zum geistigen Führungszentrum des Landes zu machen. Herauskommt, gewiß auch unter dem Druck der sowjetischen Partei, die noch kurz zuvor kaum verhüllt den Sturz von Kania wie Jaruzelski verlangt hat, eine eindrucksvolle Demonstration innerparteilicher Demokratie, die aber formal bleibt, weil sie die inhaltlich glaubwürdigsten Erneuerer um den Danziger Parteisekretär Fischbach ebenso ins Abseits stellt wie persönlich kompromittierte Anhänger Giereks oder eines extrem dogmatischen Kurses. Die PVAP entgeht dem Schicksal des für illegal erklärten 14. Parteitags der tschechoslowakischen Bruderpartei wenige Tage nach der Intervention 1968; jedoch nur um den Preis, daß die sozialistischen Inhalte der Erneuerung nie den Schatten staatlicher Machtpolitik verlassen, mithin die Massen nicht mehr erreichen. Von jetzt an kann man bereits sagen, daß ein Ereignis wie der 13. Dezember immer unvermeidlicher wird.

Dennoch sind die Uhren des polnischen Aufbruchs im Sommer 1981 noch nicht abgelaufen. Die von der Partei nicht geschlossene Glaubwürdigkeitslücke in der Reformbereitschaft hätte durch ein Übersichhinauswachsen der jetzt vielfach zum ersten Mal aktiv in die Politik eingreifenden Massen außerhalb der Partei kompensiert werden können — indem sie den Schwerpunkt nicht auf die Veränderung des politischen Systems, sondern auf autonome sozialistische Gewerkschaftsarbeit sowie das Vorantreiben *gesellschaftliche* Reformprojekte gelegt hätten. Doch spätestens in der Debatte des ersten Solidarność-Kongresses wird deutlich, daß sich gegen den Widerstand Walesas und seiner kirchlichen Berater, die gegenteilige Orientierung durchsetzt: Der von Walesa mit der Regierung ausgehandelte Kompromiß bezüglich des Selbstverwaltungsgesetzes wurde von vielen Delegierten scharf als Verrat bekämpft und dann nur in der Verbindung mit der Forderung nach einem Referendum zur Novellierung der einzelnen Paragraphen dieses Gesetzes akzeptiert. So stellt das Selbstverwaltungsgesetz sicherlich das bedeutendste Resultat der Ansätze zum »historischen Kompromiß« dar, dem jedoch schon zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes am 1.10.81 durch die Zuspitzung der Konfrontation immer mehr die Perspektive verbaut war, wofür die zunehmende Betonung von Grundsatzforderungen nach freien Wahlen, Neuzulassung anderer politischer Parteien und schließlich nach einer Volksabstimmung, die der Regierung das politische Mißtrauen aussprechen sollte, nur einige Belege sind. Dem politischen Frontalangriff durch Solidarność folgte der Versuch der Regierung zur Durchsetzung des Sondermaßnahmengesetzes im November, das die Möglichkeit der Aufhebung der gewerkschaftlichen Freiheiten vorsah, wobei die Reihenfolge dieser Ereignisse für die Gesetzmäßigkeiten der Machtkonstellation rein äußerlich ist. Schon die nächsten Monate nach Einführung des Kriegsrechts zeigen jedoch, daß der gesellschaftlichen Krise selbst mit diesen außerordentlichen Machtmitteln nicht beizukommen ist. Entweder verspielt die jetzt unbeschränkt herrschende Spitze von Partei, Staat und Militär jeden Anspruch, noch als Pole handeln zu können — was auf Jahrzehnte einer nationalen Katastrophe der polnischen Arbeiterbewegung gleichkäme — oder sie muß unter den veränderten Konstellationen einen Ausweg zur Fortführung, Wiederaufnahme oder Neuanknüpfung des »Dialogs unter Polen« ohne Sieger und Besiegte finden.

### Die ökonomische Reform als Bedingung der Fortführung der »Nationalen Verständigung«

Nicht nur das Selbstverwaltungsgesetz, sondern auch eine Konvergenz der Vorstellungen bezüglich der Fragen von Selbstfinanzierung und Selbstbestimmung der Unternehmen bildeten im Sommer 1981 einen Rahmen, in dem eine weitreichende, wenngleich nicht konfliktfreie Kooperation von PVAP und Solidarność möglich gewesen wäre. Mit der Zuspitzung der politischen Konfrontation und der Einführung des Kriegsrechtes ist diese Perspektive *vorerst* zerstört. Es stellt sich die Frage, ob die Regierung unter den Bedingungen suspendierter Gewerkschaften und Selbstverwaltungsanstrengungen die Wirtschaftsreform in ihren wesentlichen Bestandteilen durchsetzen kann. Die gegenwärtig in Anlehnung an das ungarische Modell angestrebte größere Autonomie der Unternehmen richtet sich gegen die bisherige zentralistische Struktur der Planung und Leitung. Bisher erarbeitete die staatliche Planungskommission die stofflichen und preislichen Produktionsziele für das ganze Land und teilte entsprechend Produktionsmittel und Rohmaterialien zu. Das Ministerium für Arbeit entschied über die Löhne, das Finanzministerium über die Vergabe von Krediten an Unternehmen. Die zuständigen Wirtschaftsministerien leiteten dann die Anweisungen an die Staatskonzerne und Industrievereinigungen (Verwaltungseinheiten mehrerer Betriebe der gleichen Branche) weiter, die dann detaillierte Anweisungen an die einzelnen Betriebe gaben. Die Mängel dieses historisch aus dem »sowjetischen Modell« abgeleiteten Planungsverfahrens sind eindeutig. Die verschiedenen gesellschaftlichen Instanzen haben meist keinen Einfluß auf die Planung, die Planungsvariante der zentralen staatlichen Instanzen ist konkurrenzlos. Solange die einzelnen Betriebe nicht durch die Preiskonkurrenz zur Steigerung der Produktivkräfte gezwungen sind, haben sie vor allem das institutionelle Interesse, innerhalb der vorgegebenen Planvariante eine möglichst hohe Planerfüllung zu erzielen, auch wenn dies dem Interesse der Gesamtgesellschaft nach Produktivkraftsteigerung zur optimaleren Bedürfnisbefriedigung entgegensteht (Planerfüllung durch schlechte Qualität der Produkte, Reduzierung der Produktpalette auf Produkte, die kenniffernmäßig eine hohe Planerfüllung gewährleisten, obwohl damit eine schlechtere Bedarfsdeckung entsteht, Vortäuschen von niedrigeren Kapazitäten gegenüber den übergeordneten Instanzen). Die Abwesenheit des ökonomischen Zwangs für einzelne Betriebe zur Produktivkraftsteigerung und die Nichteinbeziehung der Kompetenzen der Arbeiter und Betriebsleiter in den Planungsprozeß sind die Hauptursache des Scheiterns einer raschen Produktivkraftentwicklung und damit der Exportstrategie Mitte der 70er Jahre, welche zum ökonomischen Zusammenbruch von 1979/80 geführt haben.

Mit der seit Mitte 1981 stufenweise eingeführten Preisreform werden 40% der Preise von den Betrieben *frei* bestimmt. 35% der Preise sind *Amtspreise*, die von staatlichen Stellen festgelegt werden (bestimmte Lebensmittel, Dienstleistungen, Produktionsmittel), wobei die entsprechenden Produkte bei nicht erreichter Kostendeckung subventioniert werden. Eine dritte Kategorie bilden die *regulierten Preise* (25%), die zur Vermeidung von sozialen Härten während des gegenwärtigen katastrophalen Marktungleichgewichtes bis zur annähernden Wiederherstellung eines Gleichgewichtes für bestimmte Produkte gebildet werden, die dann ebenfalls Subventionen erhalten (z.B. Kleidung und Schuhe). Mit dem 60%-Anteil von Amtspreisen und regulierten Preisen gerät die Wirtschaftsreform in ein objektives Dilemma: Auf der einen Seite wird der katastrophale Zustand vieler Produktionsbereiche in Polen auf viele Jahre hinaus eine Deckung eines großen Teils des Grundbedarfs der Bevölkerung nicht erlauben, also eine Ausweitung der frei bestimmbaren Prei-

se sehr erschweren, auf der anderen Seite sollen aber gerade die frei bestimmbaren Preise ein Hauptmotor zur Steigerung der Produktivität und damit des Warenangebots sein. Die Einführung des Prinzips der *Selbstfinanzierung* impliziert, daß die Unternehmen ihre Investitionen prinzipiell aus ihren Gewinnen finanzieren müssen. Ausgenommen davon sind die *lokalen Investitionen* (hauptsächlich Infrastrukturinvestitionen) und die *zentralen Investitionen* (Großprojekte oder Neugründung von Produktionszweigen, die die finanzielle Leistungsfähigkeit eines Betriebes übersteigen). Während bisher etwa 80% der Investitionen zentral geplant und finanziert worden sind, soll sich dieses Verhältnis jetzt umkehren. Investitionen können jetzt auch über Kredite finanziert werden, die nach rein ökonomischen Kriterien von den Banken vergeben werden. Die Investitionsfreiheit wird jedoch noch über Jahre stark eingeschränkt sein: Wegen des Mangels an Investitionsgütern, Rohstoffen und Devisen werden diese zum größten Teil zentral verteilt. Diese Einschränkung ist zwar momentan unumgänglich, kann jedoch, sollte sie längerfristig beibehalten werden, zur Konterkarierung des Ziels führen, daß die Betriebe über die Investitionsfreiheit zur Gewinnmaximierung durch Produktivitätssteigerung motiviert werden.

Das Prinzip der *Selbstbestimmung* der Betriebe erlaubt (jetzt den Direktoren, später den Selbstverwaltungen) die Festlegung der Produktart, des Produktionsumfanges und der Höhe der Beschäftigung. Am 1.7.82 wurde der erste Teil der *Lohnreform* eingeführt (der zweite Teil folgt am 1.1.83). Sie gibt den Betrieben die Möglichkeit zur individuellen, leistungsabhängigen Festsetzung der Lohnhöhe und Lohnformen (bis zu 50% Prämienanteil). Dabei sollen die durchschnittlichen Löhne des einzelnen Betriebes bis maximal 8% pro Jahr angehoben werden können (über allgemeine Lohnerhöhungen hinaus).

Die Reform der *Landwirtschaftspolitik* basiert auf der schon im Oktober 1980 gemachten Zusage, daß der private Sektor der Landwirtschaft langfristig seine Bedeutung erhalten und ausbauen könnte. Ursache für den geringen Willen der privaten Landwirte, ihre Produkte im vollen Umfang zu verkaufen oder gar ihre Produktion auszuweiten, war die Tatsache, daß die für die private Landwirtschaft erforderliche Kleintechnologie nicht erhältlich war und Dünger und Ersatzteile bevorzugt an den staatlichen Agrarbereich geliefert wurden. Das Operationsprogramm für die Landwirtschaft sieht eine Umorganisation der Struktur der Produktion von landwirtschaftlichen Investitionsgütern zugunsten der privaten Landwirtschaft vor. Zusammen mit höheren staatlichen Abnahmepreisen sollen diese Maßnahmen bereits eine Erhöhung der Abgabequoten der privaten Landwirtschaft bewirkt haben.

Die dargestellten positiven Elemente der Wirtschaftsreform stoßen jedoch auf folgende drei Haupthindernisse:

a) 60% der Preise werden staatlich bestimmt. Die Ressourcen- und Devisenzuteilung für Investitionen liegt vorläufig noch beim Staat. Für 11 Wirtschaftssektoren (z.B. Landwirtschaft, Kohle, Milch, Exportsteigerung) sind *Operationsprogramme* mit Sondervollmachten für die jeweiligen mit der Durchführung betrauten staatlichen Gremien eingeführt worden. Innerhalb dieser Operationsprogramme werden z.B. 65% der Rohstoffe verteilt. Trotz der Auflösung der *Industrievereinigungen*, die bisher die mittlere Ebene zur Durchsetzung der zentralen Wirtschaftspläne bildeten, funktionieren eine Reihe von ihnen weiter. Einzelne Betriebe haben sich freiwillig zu Quasikartellen zusammengeschlossen, denen teilweise noch die alten Wirtschaftsfunktionäre vorstehen. Diese Quasikartelle dienen vor allem zur Durchsetzung von Materialforderungen und Ausschaltung der Konkurrenz. All diese Faktoren bedeuten, daß sich Elemente der alten und Ansätze einer neuen Wirtschaftsbürokratie eine Macht erobern können, mit der sie die neuen Funktionsme-

chanismen, Selbstfinanzierung und Preiskonkurrenz, unterlaufen. Diese Gefahr kann nur durch eine konsequente Kontrolle oder den Abbau dieser jetzt teilweise noch notwendigen Instanzen abgewandt werden.

b) Das notwendige Engagement der Arbeiter für die Wirtschaftsreform, die Möglichkeit, die eigenen Kompetenzen zur Betriebsführung einzusetzen und auszubauen, eine entscheidende Bedingung zur Produktivitätssteigerung, ist unmittelbar an eine echte Selbstverwaltung geknüpft. Das Dilemma des konkurrenzlosen Plans gilt auch für die Ebene des einzelnen Betriebes: Ohne die Institutionalisierung der Artikulation der unterschiedlichen Interessen bezüglich des Beschäftigungsumfanges, Aufteilung des Nettogewinns in Lohn-erhöhungen, Sozialleistungsausbau oder Investitionen, ohne die Ausarbeitung konkurrierender Konzeptionen zur Betriebsentwicklung, einschließlich der personellen Leitung, kann es keine Garantie dafür geben, daß die Betriebsdirektoren nicht die Betriebsentwicklung auf Kosten der Arbeiter vorantreiben und/oder durch den Aufbau von Industrievereinigungen zur Verewigung der alten zentralistischen Leitungsstrukturen beitragen.

Da die Wirtschaftsreform, besonders unter den momentanen Bedingungen eines extremen Ungleichgewichts, aber auch langfristig, z.B. um dem Betriebs- oder Branchenegoismus entgegenzuwirken, entscheidende Leitungskompetenzen beim Staat beläßt, ist es unmöglich, das Konzept der gesellschaftlichen Selbstverwaltung auf die einzelbetriebliche Ebene zu beschränken, ohne den Erfolg der Wirtschaftsreform zu gefährden. Es ist gerade eine der wertvollen Lehren der Geschichte des realexistierenden Sozialismus, daß die Konzentration der wirtschaftlichen Macht bei einer kleinen unkontrollierten Staatseélite zu Bürokratisierung und Stagnation des Produktivkraftwachstum führt. Die Selbstverwaltungsreform muß deshalb durch eine Reform des politischen Systems ergänzt werden, die auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene die Ausarbeitung verschiedener Konzeptionen zur gesellschaftlichen Entwicklung gewährleistet.

c) Das Funktionieren der Selbstverwaltung ist nur denkbar, wenn ihre Gremien durch starke, unabhängige Gewerkschaften kontrolliert werden. Da es vielfältige Widersprüche zwischen den Entwicklungsinteressen eines Betriebes und den unmittelbaren sozialen Interessen der Arbeiter gibt, können die Selbstverwaltungsvertreter ohne Gewerkschaften nur schwer eine die unmittelbaren Interessen der Arbeiter stärker berücksichtigende Konzeption gegen den Betriebsdirektor durchsetzen, es besteht sogar die Gefahr der Selbstisolierung der Selbstverwaltung. Ohne die Herausbildung eines gewerkschaftlichen Programms für die gesellschaftliche Entwicklung ist eine Kontrolle der gesamt-nationalen Wirtschaftsentscheidungen undenkbar.

### **Perspektiven**

Wurden im letzten Abschnitt notwendige Bedingungen formuliert, unter denen die PVAP neue Ansätze zur »Nationalen Verständigung« schaffen könnte, muß jetzt nach der Möglichkeit innerhalb und außerhalb der PVAP zur Realisierung der notwendigen Bedingungen gefragt werden.

Jaruzelski hat sich mit den für die Wirtschaftsreform verantwortlichen Ministern und Experten einen Stab von Professoren herangezogen, von dem die meisten erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1981 auf ihren Posten gekommen sind. Hiermit verfolgte er gleichzeitig zwei Ziele: die Mobilisierung der sich der PVAP noch zugehörig fühlenden Intellektuellen für den Wiederaufbau der polnischen Ökonomie und die Ruhigstellung von politischen Exponenten der konservativen und der radikal reformerischen Strömungen in der Partei.

Seit dem Juni 1982 werden einige Ergebnisse der Diskussion der PVAP-Leitungsgremien über die Wiederzulassung von Gewerkschaften veröffentlicht. Eine Position strebt an, daß aus den jetzt als »Ersatz« für Gewerkschaften in den Betrieben existierenden Sozialkommissionen und konsultativen Ausschüssen für Wirtschaftsfragen, die teils durch Wahlen, teils durch Berufung gebildet wurden, Arbeiter das Vertrauen der Belegschaft erwerben, um dann erfolgreiche Kandidaten für später zu bildende Selbstverwaltungskörperschaften zu sein. Eine Reihe von Beispielen großer Betriebe läßt hier auf die Tendenz schließen, daß die PVAP die Sozialkommissionen unter ihre Kontrolle bringen will (bei den Traktorenwerken Ursus gehören z.B. 60% der Mitglieder des Sozialausschusses der PVAP oder ihrer Jugendorganisation an, obwohl vor dem 13.12.81 85% der Arbeiter Mitglieder von Solidarność gewesen sind). Seit dem 28.6.82 kann auf Antrag eines Betriebsdirektors der Aufbau einer betrieblichen Selbstverwaltungskörperschaft genehmigt werden. Es ist zu befürchten, daß Teile der PVAP auf der Basis von ihr kontrollierter Sozialkommissionen Selbstverwaltungsgremien aufbauen wollen, die dann ohne die Existenz autonomer Gewerkschaften leichter nach dem Willen der PVAP als nach dem Willen der Mehrheit der Belegschaft gebildet werden können. Aus diesen Selbstverwaltungsgremien sollen dann betriebliche Gewerkschaftsgründungskomitees hervorgehen. Eine andere Position strebt die Gründung berufsständischer Organisationen an, was die Existenz mehrerer solcher Organisationen in einem Betrieb und damit die Möglichkeit des Gegeneinanderausgespieltwerdens mit sich bringt, sowie eine starke gesamtstaatliche Interessenvertretung der Arbeiter kaum möglich erscheinen läßt.

Die PVAP steht vor der Alternative, mit der Wiederbelebung des alten Konzeptes der Gewerkschaften als Transmissionsriemen die gesellschaftlichen Reformhoffnungen auf Jahre hinaus zu enttäuschen, oder durch die Wiederzulassung wirklich *autonom*er Gewerkschaften als Austragungsform der gesellschaftlichen Dialektik die Mitarbeit von weiten Teilen der Gesellschaft bei einem Neuanfang der »Nationalen Verständigung« zu motivieren. Die von der PVAP gestellte Bedingung, neue Gewerkschaften nur zuzulassen, wenn sie statuarisch auf politische Betätigung verzichten, ist aus zwei Gründen realitätsfremd: Erstens kann besonders in einer sozialistischen Gesellschaft, in der ein großer Teil der die Arbeiter betreffenden sozialen Entscheidungen politische Entscheidungen sind, eine Gewerkschaft sich nicht der Einflußnahme auf diese Entscheidungen enthalten. Zweitens ist die Möglichkeit zu einer »begrenzten Politisierung«, d.h. z.B. die Absage an eine Entwicklung zu einer Quasi-Oppositionspartei, nur möglich, wenn gleichzeitig mit der Wiederzulassung von Gewerkschaften erweiterte politische Artikulationsmöglichkeiten geschaffen werden. Solidarność ist vor allem zur Quasi-Oppositionspartei geworden, weil sie die einzige Möglichkeit zur Organisierung alternativ zur PVAP stehender Positionen gewesen ist. Eine Form, in der die Erweiterung der politischen Artikulationsmöglichkeiten stattfinden könnte, ist die jetzt in Angriff genommene Einrichtung eines *Sozialen Wirtschaftsrates* beim Sejm, der aus Arbeitern, Gewerkschaftern und Ökonomen bestehen soll, wenn ein solches Gremium demokratisch, unter Einbeziehung autonomer Gewerkschaften gebildet und mit wirklichen Kompetenzen ausgestattet wird. Längerfristig ist es jedoch fraglich, wie eine Demokratisierung des gesamten Staatsapparates, einschließlich der lokalen Verwaltungsbehörden, möglich sein soll, ohne eine deutlichere Pluralisierung des Parteiensystems, durch stärkere Profilierung der existierenden Parteien (Demokratische Partei und Bauernpartei) oder z.B. durch die Bildung einer Christlich Demokratischen Partei aus den jetzt auch schon im Sejm vertretenen katholischen Laienorganisationen, vorzunehmen.

Gegenwärtig gibt es jedoch kaum eine Diskussion über die verschiedenen Möglichkeiten der Demokratisierung des Staates. Die Führungsgruppe um Jaruzelski ist bemüht, potentielle Träger solcher Diskussionen zurückzudrängen. So wurden viele reformerische Parteifunktionäre, die gleichzeitig Mitglied von Solidarność waren, von ihren Posten entfernt (z.B. Professor Malanowski aus dem ZK) und einige Parteisektionen an Universitäten, die die innerparteiliche Reformdiskussion 1981 vorangetragen hatten, für einige Zeit aufgelöst. Die Strategie Jaruzelskis, für die Absetzung eines konservativen Exponenten, z.B. Olszowski, einige explizite Reformer, wie z.B. Kubiak, abzusetzen, mag zwar im konkreten Fall unter dem Strich vorteilhaft sein, trägt aber sicherlich längerfristig nicht zur Dynamisierung der innerparteilichen Diskussion bei, die die notwendige Bedingung dafür ist, daß aus der PVAP heraus Ansätze kommen, die über die bürokratische Reform »von oben« hinausgehen.

Nach der Suspendierung von Solidarność und der Verhaftung der meisten ihrer Funktionäre, gibt es weniger denn je eine gemeinsame Linie innerhalb dieser Organisation. Einige Widerstandszentren entwickeln sich um im Untergrund lebende ehemalige Spitzenfunktionäre, wie z.B. Bujak in Warschau oder Lis in Danzig, die anderen entwickeln sich »von unten« in einigen größeren Betrieben, z.B. den FSO-Automobilwerken in Warschau. Auf dieser Grundlage geht die strategische Diskussion, die in vielen der etwa 1700 Untergrundpublikationen geführt wird, in ganz unterschiedliche Richtungen. Jacek Kuron sieht die Möglichkeit zu einem Kompromiß mit den gegenwärtigen Machthabern als zerstört an und tritt für eine, von einem zentralisierten Kern ausgehende Offensive gegen alle Machtzentren ein, um die Machthaber zu beseitigen. Zbigniew Bujak hingegen fordert ein dezentrales Vorgehen, das sich auf einen langfristigen »Stellungskrieg« vorbereitet, also die offene Konfrontation mit den Machthabern vermeidet und stattdessen unabhängige Positionen (im Bildungswesen, Untergrundpresse, Kirche, betrieblichen Gewerkschaftskomitees usw.) aufbaut. In dieselbe Richtung geht auch die, theoretisch allerdings viel ausgearbeitetere, Position von Adam Michnik. Er hält die Strategie der »sich selbst beschränkenden Revolution« für die einzig mögliche Strategie zur Entwicklung der Gesellschaft im realexistierenden Sozialismus. Die Eingebundenheit Polens in den sozialistischen Block unter der Bedingung des Ost-/West-Gegensatzes wird durch die Konstruktion der »Führenden Rolle« der Partei gewährleistet. Deshalb kann es, auch wenn die PVAP derzeit eine wirkliche ideologische Führungsfähigkeit in vielen gesellschaftlichen Bereichen nicht besitzt, nicht darum gehen, in einer frontalen Auseinandersetzung einen neuen gewerkschaftlich/politischen Machtapparat an ihre Stelle zu setzen, sondern eine größere Beteiligung aller sozialen Gruppen in Staat und Gesellschaft zu erkämpfen, wobei die Grundlage des sozialistischen Wirtschaftssystems, der Einbindung in den Warschauer Pakt und der Herrschaft der PVAP über Polizei/Militär und die Außenpolitik gewährleistet bleibt.

Die von Kuron vertretene Linie der Frontalkonfrontation, die bei ihrer Umsetzung in eine nationale Katastrophe führen müßte, geht davon aus, daß die wirtschaftliche Stabilisierungsstrategie der jetzigen Machthaber von vornherein zum Scheitern verurteilt und eine weitere Verschlechterung der ökonomischen Lage die Bereitschaft der Gesellschaft zur Offensive steigern wird. Aus dieser Sicht ist eine Beschäftigung mit den Reformprogrammen der Regierung und die Suche nach konsensfähigen Elementen vollständig unnötig.

Doch nach internen, von Solidarność-Untergrundgruppen durchgeführten Umfragen, ist die Bereitschaft zur offenen Konfrontation, z.B. in der Form eines Generalstreiks, unter den Solidarność-Anhängern recht gering. Dies hat vor allem zwei Ursachen: Zum ei-

nen hat der 13.12.81 das Bewußtsein über die geopolitischen Beschränkungen vergrößert, zum anderen macht sich zunehmend Resignation breit, die sich aus der Unmöglichkeit, gegen die PVAP gesellschaftliche Reformen durchzusetzen, und der aufgegebenen Hoffnung, aus der PVAP selbst wären noch Reformimpulse zu erwarten, herleitet. Der vom nationalen Koordinationskomitee der Untergrund-Solidarność ausgearbeitete Aktionsplan für die zweite Augushälfte, verzichtet denn auch bewußt auf früher in der Diskussion befindliche Generalstreikpläne zugunsten von Demonstrationen in verschiedenen Formen.

Solidarność repräsentiert ohne Zweifel immer noch den größeren Teil der polnischen Bevölkerung, was sich z.B. aus der für Kriegsrechtsverhältnisse massenhaften Beteiligung an den Demonstrationen und Protestkundgebungen im August 1982 erkennen ließ. Die PVAP muß sich in der Frage der Gewerkschafts- und Selbstverwaltungskonzeption entscheiden, ob sie den einzigen Weg zum Neuanfang einer »Nationalen Verständigung«, die konsequente Verwirklichung der 1981 angekündigten Reformprojekte und die Zulassung wirklicher Autonomie als Vorleistung eines mühsamen Prozesses der Wiedergewinnung des Vertrauens der Bevölkerung und eines größeren ideologischen Einflusses in der Gewerkschaftsbewegung beschreiten oder mit der Vorlage einer für die Gesellschaft nicht akzeptablen Konzeption eine lange Phase gesellschaftlicher Stagnation einleiten will, in der sich die Macht der PVAP zunehmend auf repressive Mittel stützen müßte.

Minimalbedingung der »Nationalen Verständigung« bleibt die Freilassung aller internierten Gewerkschafter und aller nach dem 13.12.81 von Militärgerichten Abgeurteilten. Von Seiten der Solidarność ist andererseits Kompromißbereitschaft hinsichtlich eingeschränkter politischer Artikulationsmöglichkeiten notwendig, was eine spätere Ausweitung der Gewerkschaftsrechte nicht nur nicht ausschließt, sondern allein ermöglicht.

Jochen Zimmer

## »Aus grauer Städte Mauern ...«

### Zur Entstehung der sozialdemokratischen Jugendpflege aus der proletarischen Jugendbewegung

#### Vorbemerkung

Die spezifischen sozialen Benachteiligungen der proletarischen Jugend und die strukturellen Veränderungen und Defizite im gesellschaftlichen System des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik lassen sich als Bedingungsfaktoren der sozialdemokratischen Jugendarbeit und Jugendpflege bisher nur unzulänglich nachweisen. Auch wenn die Arbeiterbewegung zunehmend in das Gesichtsfeld der Geschichts- und Kulturwissenschaft rückt, so ist dabei der organisations-, personen- und ideengeschichtliche Ansatz noch so vorherrschend, daß die Verknüpfung von materiellen Verhältnissen und dem Handeln und Verhalten der Individuen und Gruppen allenfalls ansatzweise erfolgt.<sup>1</sup> Insbesondere für die Geschichte der Arbeiterjugendbewegung fehlt es an Aufarbeitungen der Formen und Inhalte der Gruppenarbeit und Zeltlager, des Liedguts und der Kleidung, individueller wie klassentypischer Lebensläufe.

#### Entstehungsbedingungen der Arbeiterjugendbewegung

Die zeitgenössische Jugendtheorie spricht der Arbeiterjugendbewegung die historische Autonomie ab. So erkennt Theo Herrle in der Arbeiterjugendbewegung nur die stilverspätete Nachahmung der bürgerlichen Jugendbewegung: »Geistige Bewegungen dringen von den höheren gesellschaftlichen Schichten langsam in die niederen; so ergriff auch die Arbeiterjugend die Bewegung. Es ist falsch, von zwei Quellen der Jugendbewegung zu sprechen, von einer bürgerlichen und einer proletarischen.«<sup>2</sup> So sehr diese Deutung gerade nach dem Weimarer Jugendtag des »Verbands der Arbeiterjugend-Vereine Deutschlands« (VAJV) eine Basis in der jugendbewegten Orientierung der sozialdemokratischen Jugendpflege der Weimarer Zeit hat, so deutlich unterscheiden sich die Entstehungsbedingungen der Arbeiterjugendbewegung von dem klassenspezifischen Emanzipationsbemühen der bürgerlichen Jugendbewegung.

Die bürgerliche Jugendbewegung zielt als individuelle Emanzipation in einem jugendigen Freiraum auf die Unabhängigkeit von den offiziellen Sozialisationsinstanzen (Schule, Familie, Kirche); sie protestiert gegen den Widerspruch von bürgerlichen Wert- und Moralvorstellungen und schlechter Realität und schafft sich eine eigene Subkultur des romantischen Naturerlebnisses, der intensiven zwischenmenschlichen Beziehung, des musischen Selbstausdrucks und der gleichaltrigen Kleingruppen und Kommunikationsstile. Die inhaltlichen Emanzipationsprobleme der Arbeiterjugend, die schließlich zur Entstehung der ersten Arbeiterjugendvereine in Deutschland führen, sind äußerste materielle und kulturelle Not. Das Fehlen der ihren bürgerlichen Altersgenossen selbstverständlichen Lebensverhältnisse und die intensive Ausbeutung werden als politisch und ökonomisch begründet verstanden und sollen durch politische und gewerkschaftliche Selbstorganisation zum Sturz der herrschenden Gesellschaft aufgehoben werden. Die SPD-Frauenkonferenz 1908 formuliert in ihren Leitsätzen zur Jugendfrage dieses Selbstverständnis:

»Die sozialistische Jugendbewegung entsteht notwendig in allen Ländern mit kapitalistischer Wirtschaft. Sie ist das Ergebnis einerseits der durch die kapitalistische Produktionsweise erzeugten wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen in ihrer Rückwirkung auf die materielle und geistige Lage sowie auf das Familienleben des Proletariats, damit auf seine Fähigkeit zum Unterhalt und zur Erziehung des Nachwuchses, wie auch andererseits der Rückwirkung dieser Umstände zusammen auf die Revolutionierung der Stellung und des Bewußtseins der proletarischen Jugend selbst.«<sup>3</sup>

Die Berufszählung von 1907 ergibt eine Zahl von 4,526 Mio. Lehrlingen und jungen Arbeitern unter 20 Jahren in Deutschland — das sind über 800 Tausend mehr als noch 1895.<sup>4</sup> Die Lehrlinge leben kaserniert außerhalb der Familie; auf ihrer Ausbeutung beruht die Existenz eines Großteils der Handwerksbetriebe.<sup>5</sup> 1911 beschreibt Julius Deutsch recht euphemistisch die Lehrsituation unter der »väterlichen Erziehungsgewalt« des Meisters:

»Juchheisa, die Lehrzeit ist vorüber! Es waren Jahre der Unfreiheit und schlimmer Beschwer. In Haus und Werkstatt mußte tüchtig zugegriffen werden und war doch bei aller Mühe um und um nichts recht zu machen. Was Meister und Gesellen sich ersparen wollten, was ihnen zu unbequem und unwürdig dünkte, fiel unweigerlich dem Lehrjungen zu. Da gab es bei schwerer Arbeit manch böses Wort und auch manch kräftigen Stoß. Der Lehrjunge hatte fein säuberlich stille zu sein, so ihn der Meister einmal beim Schopfe erwischte oder der Geselle in die Seiten knuffte.«<sup>6</sup>

Dramatischer Auslöser erster deutscher Selbsthilfeorganisationen der Arbeiterjugend ist 1904 der Selbstmord eines von seinem Lehrherren geschundenen Berliner Schlosserlehrlings. Auf der spontanen Protestversammlung erfolgt die Gründung des »Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter«, der ersten norddeutschen Arbeiterjugendorganisation. Ohne Unterstützung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften entstehen nach dem Berliner Vorbild in den norddeutschen Mittel- und Großstädten weitere Arbeiterjugendvereine. 1906 schließen sie sich zur »Vereinigung der freien Jugendorganisationen Deutschlands« zusammen. Die Verfolgung ihrer politischen und ökonomischen Ziele wird jedoch bereits vor dem Reichsvereinsgesetz von 1908, das Jugendlichen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen verbietet, zunehmend erschwert. Sowohl der bürgerliche Staat als auch insbesondere die Denunziation durch die staatstragenden Jugendpflegeverbände und -institutionen bedrohen die Legalität der Arbeiterjugendvereine und verhindern auch jede Partizipation an der preußischen Jugendpflegeförderung.

Wie in Norddeutschland erfolgt in Süddeutschland 1904 die erste Gründung eines Arbeiterjugend-Vereins. Anders als in Berlin geht in Mannheim die Initiative jedoch zunächst nicht von Betroffenen, sondern von dem sozialdemokratischen Anwalt Dr. Ludwig Frank aus, der anlässlich des Amsterdamer Sozialistenkongresses durch Berichte österreichischer und niederländischer Delegierter das Konzept der Arbeiterjugend-Selbsthilfeorganisationen kennengelernt hatte. Die Generalversammlung der süddeutschen Vereine definiert 1906 als Selbstverständnis die Aufgabe, »überall Lehrlingsschutzkommissionen zu bilden, welche die Ausführung der zum Schutze der jugendlichen Arbeiter erlassenen Gesetze und Verordnungen zu überwachen haben.«<sup>7</sup>

Die Mehrheit der Partei- und Gewerkschaftsführung lehnt zu dieser Zeit einen eigenverantwortlichen Jugendverband ab. Auf dem Bremer Parteitag von 1904 formuliert Hermann Molkenbuhr für den Parteivorstand die Ablehnung von Karl Liebknechts Forderung nach einem selbständigen Jugendverband. Dieser gefährde sowohl die Einheit der Partei als auch die umfassende Kontrolle durch den Parteivorstand.<sup>8</sup> Für die zukünftige

Entwicklung noch entscheidender ist jedoch ein weiterer Ablehnungsgrund: In Übernahme der herrschenden Vorstellung von einer notwendig »unpolitischen« Jugendbildung fordert der Parteivorstand für die Arbeiterjugend eine allgemein- und berufsbildende Erziehung durch die Partei, die auf ein aktives Eingreifen in aktuelle Klassenauseinandersetzungen verzichtet.<sup>9</sup>

Unter dem zusätzlichen äußeren Druck des Reichsvereinsgesetzes von 1908 bestimmt dieser jugendpflegerische Ansatz die weitere Entwicklung der proletarischen Jugendbewegung. Bereits der nur wenige Wochen bis zum Nürnberger Parteitag existierende neue Dachverband »Allgemeiner Verband der arbeitenden Jugend Deutschlands« konstituiert sich unter dem Druck des Vereinsrechts auf der Grundlage des von den hessischen Arbeiterjugendbildungsvereinen vertretenen eingeschränkten Anspruchs, schulentlassene Jugendliche in formell unpolitischen Bildungsvereinen zu organisieren. Selbst dieser Kompromiß, der bei Beibehaltung eines sozialpolitischen und eigenverantwortlichen Anspruchs der Jugendarbeit das Reichsvereinsgesetz und die Jugendpflegerlasse<sup>10</sup> unterlaufen soll, stößt auf den entschiedenen Widerstand von Gewerkschaften und SPD. Der Hamburger Gewerkschaftskongreß und der Nürnberger Parteitag 1908 beschließen die Auflösung des Jugendverbandes. Robert Schmidt begründet in Hamburg die ausschließliche Zuweisung jugendpflegerischer Aufgaben an die Jugendvereine:

»Unsere gegenwärtigen Jugendorganisationen sind, wie ich glaube, auf falscher Grundlage aufgebaut. Die norddeutsche Organisation ist zu Dingen übergegangen, die gar nicht als ihre Aufgabe betrachtet werden können. Laut ihrem Statut will sie Arbeitsnachweise errichten, den Lehrlingsschutz pflegen, in den wirtschaftlichen Kämpfen den Mitgliedern Schutz bieten und in die wirtschaftlichen Kämpfe eingreifen. Ich muß sagen, wir müssen uns diese Teilnahme ganz entschieden verbitten. Es handelt sich hier um Aufgaben der Gewerkschaften, die Jugendorganisationen haben mit diesen Dingen gar nichts zu tun, sie sollen sich die Bildung ihrer Mitglieder angelegen sein lassen, sich aber nicht mit unklaren Eingriffen in politische und gewerkschaftliche Dinge abgeben. (...) Die Jugendbildung und Erziehung bleibt für uns die Hauptsache, nicht die Jugendorganisation.«<sup>11</sup>

Nach dem Nürnberger Parteitag wird der »Allgemeine Verband« aufgelöst. Als zentrale Spitzenorganisation sozialdemokratischer Jugendpflege entsteht dafür die drittelparitätisch aus Parteivorstandsvertretern, Vertretern der gewerkschaftlichen Generalkommission und Arbeiterjugendvereins-Vertretern zusammengesetzte »Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands«; deren Vorsitzender ist Friedrich Ebert. Auch die lokalen Vereinsvorstände werden durch drittelparitätische »Jugendausschüsse« ersetzt. Ab 1908 handelt es sich bei der organisierten sozialdemokratischen Jugendarbeit, in deren Leitungen Erwachsene eine Zweidrittelmehrheit haben und deren Organ, die »Arbeiter-Jugend«, von Erwachsenen redigiert und geschrieben wird, eindeutig um Jugendpflege.<sup>12</sup>

### **Kulturelle Vorfelddarbeit als Jugendpolitik**

Über gemeinsame soziokulturelle Interessen und in bewußter Abgrenzung zum bürgerlichen Kulturbetrieb und Vereinsleben konstituiert sich aus Arbeiterselbsthilfeorganisationen, demokratischen Turnvereinen sowie bürgerlichen und christlichen Arbeiterbildungsvereinen bereits vor den Sozialistengesetzen eine sozialdemokratische Arbeiterkulturbewegung. Während der Sozialistengesetze sind diese Vereine hilfreiche legale Krücken der sozialdemokratischen Aktivitäten. Mit den erheblich verbesserten Einfluß- und Organisationsmöglichkeiten der Sozialdemokratie nach dem Fall der Sozialistengesetze bilden sich ab 1890 in Deutschland aus den bestehenden Vereinen und proletarisch dominierten bür-

gerlichen Organisationen als Elemente einer autonomen proletarischen Kulturentwicklung zahlreiche kulturelle Vorfelddorganisationen, — insbesondere der »Freie Arbeiter-Turner- und Sportbund Deutschland« (später »Arbeiter-Turn- und Sportbund«), der »Arbeiter-Radfahrer- und Solidarität«, die Freidenkerbewegung, die Arbeiteresperantisten und, nach österreichischem Vorbild, der »Touristenverein 'Die Naturfreunde'«. Die Sportabteilungen der Turn- und Bildungsvereine sowie der Naturfreunde übernehmen die für die Arbeiterfamilien nicht leistbaren Aufgaben der kulturellen, politischen und allgemeinen Jugendbildung und werden bald überwiegend von Jugendlichen getragen. Im Arbeiter-Turnerbund erhalten die Jugendlichen bereits ab dem 14. Lebensjahr Stimmrecht und werden in die Leitungsfunktionen gewählt<sup>13</sup>; so wird die Arbeiterkulturbewegung nicht nur die erste organisierte Arbeiterjugendbewegung, sondern auch demokratische Vorschule für selbstorganisiertes politisches Lernen. Die Erziehungsaufgabe der Arbeiterkulturvereine, die dominierende Rolle von Jugendlichen in ihnen<sup>14</sup> und der Umstand, daß die agitatorisch regen Vereine (sie waren schließlich auf Mitgliederwerbung bei der bürgerlichen Konkurrenz angewiesen) außerhalb der größeren Städte meist überhaupt die ersten sozialdemokratischen Stützpunkte waren, bewirken eine sich wechselseitig eskalierende staatliche Repression und bürgerliche Denunziation.

Wie gegenüber den seit 1904 entstehenden politischen Arbeiterjugendvereinen verhält sich die SPD auch gegenüber den Kulturorganisationen ablehnend. Das »Vereinsunwesen« wird als Verzettlung und lästige Konkurrenz begriffen und als »Überorganisation« kritisiert.<sup>15</sup> Erst als die Vorfelddorganisationen deutlich den bürgerlichen Einfluß zurückdrängen und sich in den agitatorischen Dienst der Partei stellen, entwickelt sich ein politisches Konzept von sozialdemokratischer Gegenkultur. Es wird entscheidend von dem autostromaristischen Versuch bestimmt, Elemente einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft im »Projekt der Veränderung« (Otto Bauer) bereits innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft vorwegzunehmen. Nach Einschätzung der österreichischen SDAP sind die Vorfelddorganisationen der Sozialdemokratie nicht nur Vorgriffe auf den Sozialismus, sondern entscheidende Medien der Organisation und Mobilisierung gruppenkonstituierender soziokultureller Interessenlagen, die die ideologische Hegemonie des Proletariats errichten, die Mittelschichten in den proletarischen Machtblock integrieren und die bürgerlichen Intellektuellen aus den herrschenden ideologischen Apparaten lösen sollen.<sup>16</sup> So werden die naturromantischen und idealistischen Intentionen, die sich in der Naturfreunde-Gründung ausdrücken<sup>17</sup>, von Viktor Adler und Karl Renner bald in politisch-pädagogische Bahnen zu lenken versucht. Die geselligen, touristischen, sozialkundlichen (»Soziales Wandern«), naturwissenschaftlichen und sportlichen Unternehmungen sollen »über den Umweg der Naturfreunde Arbeiter zu kritischem Sehen und Denken veranlassen« (Karl Renner).<sup>18</sup> Auch tagespolitisch wird die Pädagogisierung der Freizeitinteressen versucht, etwa unter der Prämisse, »daß die wertvolle Gestaltung der Freizeit diese erst erstrebenswert erscheinen läßt, also die Naturfreunde durch Wandern Reklame für den Achtstundentag und gesetzlichen Urlaub machen.«<sup>19</sup>

Mit der zunehmenden Stärke der Kulturorganisationen und ihrer wachsenden Fähigkeit, die Arbeiterschaft und Teile des Kleinbürgertums aus dem Einfluß »vaterländischer« und christlicher Verbände zu lösen, revidieren auch die deutschen sozialdemokratischen Parteiführer ihre Haltung zu den Arbeitervereinen. Der Nürnberger Parteitag beschließt nach der Diskussion um die Zuordnung der sozialdemokratischen Jugendarbeit, den Arbeitersport formell anzuerkennen und zu unterstützen. Er fordert die Mitglieder auf, im Kampfe gegen die Deutsche Turnerschaft sowie gegen die rigorosen schikanösen Hand-

lungsweisen der Behörden durch eigenen Beitritt oder Entsendung ihrer Kinder zu den Turnstunden den Arbeiter-Turnerbund zu unterstützen; den bestehenden Jugendorganisationen dagegen empfiehlt der Parteitag einheitliches Arbeiten mit dem ATB.«<sup>20</sup>

### Die Stabilisierung der Jugendpflege im VAJV

Während des ersten Weltkrieges orientiert die »Zentralstelle« angesichts der wachsenden antimilitaristischen Opposition zur sozialdemokratischen Kriegsbegeisterung und Burgfriedenspolitik<sup>21</sup> zunehmend auf ausschließlich jugendpflegerische Aktivitäten. Die Funktion der Zeitung »Arbeiter-Jugend« ist es dabei, die Jugendgruppen von tagespolitischen Diskussionen insbesondere der Haltung der SPD zum imperialistischen Krieg abzuhalten: »Diese Auseinandersetzungen über Ursachen, Zweck und Folgen dieses furchtbaren Völkerschlachtens gehören nicht vor die Jugend. Die Theoretiker und Politiker der Arbeiterklasse werden diese unendlich schwierigen und verwickelten Fragen gewissenhaft erörtern und zu lösen versuchen.«<sup>22</sup> Als mit dem massenhaften Verfall der »Verteidigungskriegsstimmung«, einer starken Austrittsbewegung<sup>23</sup> und dem Entstehen zahlreicher oppositioneller revolutionärer und antimilitaristischer Arbeiterjugendgruppen sich die Lage der sozialdemokratischen Jugendbewegung bedrohlich zuspitzt, beruft die »Zentralstelle« die verbliebenen Jugendausschüsse im Juni 1917 zu einer Reichskonferenz nach Berlin. Das neue Verständnis der SPD als Staatspartei und das Bemühen, durch die Entpolitisierung der Jugendarbeit die Spaltung der Jugendbewegung aufzuhalten, führen zur definitiven Festschreibung der kulturellen und sozialbetreuerischen Jugendpflege als Inhalt sozialdemokratischer Jugendpolitik. Die Berliner Konferenz beschließt als Präambel der Richtlinien: »Die Jugendbewegung ist in erster Linie eine erzieherische Notwendigkeit der organisierten Arbeiter zugunsten ihres schulentlassenen Nachwuchses, nicht eine Kampf- bewegung mit parteipolitischen Zielen.« Die einzelnen erzieherischen Aufgaben sind:

- »1. Die planmäßige Darbietung allgemeinbildender sowie künstlerisch geselliger Veranstaltungen jeder Art; Errichtung von Jugendbibliotheken. 2. Planmäßige Förderung der körperlichen Entwicklung der Jugend durch Wanderungen, Spiele im Freien, sowie regelmäßige sportliche Veranstaltungen und körperliche Übungen, zu welchem Zweck besondere Abmachungen mit den örtlichen Sportkartellen zu treffen sind. 3. Die Errichtung und Leitung von Jugendheimen. 4. Aufklärung der Jugend über die Jugendschutzbestimmungen im Einklang mit den Gewerkschaftskartellen, Schaffung von Jugendschutzkommissionen und sonstiger dem wirtschaftlichen Schutz der Jugend dienenden Einrichtungen.«<sup>24</sup>

Um die pädagogische Neuorientierung abzusichern und den Einfluß der älteren, politisch besonders aktiven und interessierten Jugendlichen zurückzudrängen, beschließt die Berliner Reichskonferenz die Einführung einer oberen Altersgrenze von 18 Jahren für die Mitgliedschaft in den Jugendgruppen.

Im Bereich der öffentlichen Jugendhilfe erreicht die bewußte Transformation der politischen Selbstorganisation zur kulturellen Jugendpflege den Durchbruch zur staatlichen Förderungswürdigkeit der »Zentralstelle« (als einer Organisation, »die die Erziehung im vaterländischen Sinne fördert«<sup>25</sup>), die noch in den »Grundsätzen und Ratschlägen für die Jugendpflege« zum Jugendpflegerlaß von 1913 für die Sozialdemokratie abgelehnt worden war.<sup>26</sup> Der demonstrativen Integration in den vermeintlich sich im Verteidigungskrieg befindlichen bürgerlichen Staat entspricht die im September 1916 der »Zentralstelle« gewährte Fahrpreisermäßigung für Bahn-Gruppenfahrten der Arbeiterjugendvereine und das Versprechen der preußischen Regierung vom Januar 1917, die sozialdemokratischen Jugendheime zu subventionieren.<sup>27</sup>

Aus der Spaltung der Arbeiterjugendbewegung (im Oktober 1918 gründen oppositio-

nelle Arbeiterjugendvereine sowie Gruppen aus der freideutschen und bürgerlichen Jugendbewegung auf der Plattform der Grundsätze des Spartakusbundes die »Freie Sozialistische Jugend« und der Notwendigkeit, die durch die nach der Revolution erfolgte Herabsetzung des Wahlalters von 25 auf 20 Jahre riesig angewachsene Zahl der jugendlichen Erstwähler emotional an die SPD und an den Weimarer Staat zu binden, zieht die sozialdemokratische Jugendpolitik die Konsequenz, die Jugendarbeit weiter zu entpolitisieren und die freizeitpädagogischen und jugendpflegerischen Elemente, insbesondere in den Formen der bürgerlichen Jugendbewegung, zu forcieren.

Bereits vor dem Weltkrieg war das Wandern in der Arbeiterjugend populär geworden.<sup>28</sup> Wie auch vom Wandervogel wurden alte Volkslieder neu entdeckt und die Abstinenz von Tabak und Nikotin propagiert. Die Trennung von Jungen und Mädchen bei Gruppenaktivitäten und Wanderungen war aufgehoben. Die jugendbewegten Formen, die zunächst eher Beiwerk der sozialdemokratischen Jugendbildungsarbeit waren, werden nun der Inhalt. Der jugendbewegten Praxis der starken Arbeiterjugendvereine in Hamburg, Frankfurt, Dresden und Magdeburg (Pflege einer eigenen Jugendkultur und der »Ausdrucks-kultur«, Lager und »große Fahrt«, Tragen von Reformkleidung, Aneignung von Volksliedern und Reigentänzen, Theateraufführungen der »Klassiker«<sup>29</sup>) entspricht die Propagierung der Selbsterziehung der Jugend und der Pflege einer eigenen Jugendkultur als Mittel der Entradikalisierung.

Anders, als dies heute ihre Verbandsgeschichtsschreibung gerne sieht, ist die Gruppenarbeit auch der kommunistischen Jugendbewegung damals praktisch identisch mit der der sozialdemokratischen Jugendpflege. Zwar bestehen mit der spontaneistisch-aktionistischen »sozialistischen Aktionserziehung« der FSJ und mit der alternativ dazu seit 1920 beginnenden theoretisch orientierten Schulungsarbeit der KJD-Betriebszellen zwei politisch orientierte Konzepte; in der täglichen Praxis schlagen diese jedoch kaum durch. Wolfgang Abendroth, Emil Carlebach u.a. beschreiben die Lebensweise der Frankfurter FSJ. »Sie gingen wie die anderen auf Wanderfahrten. Sie trugen die Kleidung, wie sie die bürgerliche Jugendbewegung eingeführt hatte, ohne steifen Kragen und Krawatte. Sie trugen die Haare länger als dies sonst üblich war. Sie schliefen in Jugendherbergen und sangen zu Mandoline und 'Klumpfe'.«<sup>29a</sup> Tagungslokal der Frankfurter FSJ ist bezeichnenderweise die vegetarische Gaststätte »Freya«. Edwin Hoernle, Mitbegründer der KPD und pädagogischer Mentor der kommunistischen Kindergruppenarbeit, kritisiert das chaotische Nebeneinander von jugendbewegter Lebensreform, abstrakt-theoretischer Schulungsarbeit und dem aktionistischen Engagement in Tageskämpfen. Er realisiert Modelle von projektorientierter, bedürfnisbezogener Bildungsarbeit im Freizeitbereich, die wie etwa der »Rote Rummel« (ein Agitationszirkus auf öffentlichen Straßen und Plätzen) Tanz, Fahrt oder musische Praktiken mit selbstorganisiertem Lernen und tagespolitischer Aufklärungsarbeit integrieren.<sup>29b</sup> Die Hoernle'sche Verbindung von laien- und profikünstlerischer Unterhaltung, »fröhlichen Jugendleben« und direkter politischer Aktion erweitert den politischen Einfluß der KJD (später des KJVD) deutlich und läßt die Mitgliederbasis der kommunistischen Jugend bis 1933 auf 50000 ansteigen.

Der Mehrheit der sozialdemokratischen Pädagogen und Jugendleiter jedoch sind das »fröhliche Jugendleben«, kulturelle Selbsttätigkeit und Fragen der allgemeinen Bildung Selbstzweck oder gar bewußte Alternative zum politischen Engagement. So verlangt Heinrich Schulz, der erste Vorsitzende des »Verbandes der Arbeiterjugend-Vereine Deutschlands« (VAJV), auf seiner Begrüßungsrede zum Weimarer Jugendtag, Politik aus der VAJV-Arbeit herauszuhalten, »weil uns diese Jahre der Jugend zu schade für das politi-

sche Getriebe sind. Wir müssen der Jugend geben, was ihr gemäß ist. Die Jugend soll nicht eine Vorstufe der Erwachsenen sein, sondern sie ist um ihrer selbst willen da.«<sup>30</sup> Ebenso faßt Johannes Schult, 1918 Mitgründer der Hamburger Arbeiterjugendvereine und nach 1945 führend am Aufbau der »Sozialistischen Jugend Deutschlands — Die Falken« beteiligt, rückblickend als entscheidend für die Arbeiterjugendbewegung »das jugendliche Gemeinschaftsleben in den Gruppen. Dem standen jedoch überall die älteren Jugendlichen im Wege, die sich leidenschaftlich für Politik interessierten und ebenso leidenschaftlich im Spaltungsstreit Partei ergriffen.«<sup>31</sup>

Als sich bereits vor dem Fall des Reichsvereinsgesetzes und entschieden verstärkt danach selbstbestimmte sozialdemokratische Jugendorganisationen gründen, erreicht deren Druck auf die »Zentralstelle« schließlich die Umkonstitution der SPD-Jugendarbeit in einen echten Jugendverband, den »Verband der Arbeiterjugend-Vereine Deutschlands« (VAJV). Die Vorstände bleiben jedoch paritätisch aus Jugendlichen- und Parteivertretern besetzt; die Redaktion der zentralen Zeitung »Arbeiter-Jugend« bleibt weiterhin bei Karl Korn. Zumal die wichtigen Leitungspositionen von Erwachsenen dominiert werden, geht im VAJV die jugendpflegerische Pädagogisierung weiter. Karl Korn beschreibt sie als »Erziehung zur sozialistischen Weltanschauung«, worunter er einen »psychologischen Komplex« versteht, der »in jene Region des Bewußtseins gehört, in der das Gefühlsleben dominiert.«<sup>32</sup>

So verschwommen diese Begrifflichkeit ist, so eindeutig und einheitlich ist die Praxis des Eingehens auf emotionale Bedürfnisse und Freizeitinteressen bei aller Unterschiedlichkeit der Begründung dieser Entpolitisierung. In der Wahl von Weimar als Ort des ersten Jugendtags des VAJV drücken sich zwei gegensätzliche Positionen aus: Johannes Schult favorisiert Weimar als Tagungsort, um damit das Anknüpfen der humanistisch-sozialistischen Erziehungsarbeit an die Ideale der Weimarer Klassik zu demonstrieren, deren Übernahme die frustrierende marxistische Theoriearbeit überwinden soll.<sup>33</sup> Dagegen beharrt Erich Ollenhauer, Jugendvertreter im Hauptvorstand des VAJV und ab 1920 dessen Sekretär, auf der Ausrichtung der kulturellen und Freizeitarbeit als Vertrauensarbeit für die SPD und warnt vor dem Vorbild der nationalistischen bürgerlichen Jugendbewegung.<sup>34</sup> Für ihn bedeutet die Wahl Weimars den Ausdruck der Identifikation mit dem Weimarer Staat: »An der Geburtsstätte der Republik muß sich die deutsche Arbeiterjugend zu der Republik und ihrer Verfassung bekennen, sich verpflichten, ihre Mitglieder zu Staatsbürgern zu erziehen, die die Verfassung vor jeder Verschlechterung schützen, weil sie die Möglichkeit gibt, auf dem Weg der Demokratie den Sozialismus zu erreichen.«<sup>35</sup>

Entgegen den Intentionen Ollenhauers und der zentristischen Vorstandsmehrheit ist dann der Weimarer Jugendtag so entscheidend von den Formen der bürgerlichen Jugendbewegung dominiert, daß die bürgerliche Öffentlichkeit den »Geist von Weimar« als Brückenschlag zu sich und als den Durchbruch deutschen Gemeingeistes beim VAJV feiert.<sup>36</sup> Tausende von Teilnehmern erleben in den spontan und dezentral organisierten Volkstanz- und Fiedelkonzerten oder beim Volksliedersingen der Frankfurter, Hamburger, Dresdener und Magdeburger Gruppen die von der bürgerlichen Jugendbewegung entwickelten musischen Formen des Selbstausdrucks und der gemeinschaftlichen Emotionalität. Die Faszination, die von den Initiativen der jugendbewegten Arbeiterjugendlichen ausgeht, ist umso größer, als auch deren Aufmachung und Stil außergewöhnlich ist: Die Jungen tragen Schillerkragen-Hemd und Kord-Anzug, die Mädchen »Herrgottskittel« und fußfreien Rock oder Pumphose.

Das Auftreten freizeitorientierter Gruppenstile in der Arbeiterjugend erfolgt schrittweise:

1. Während des Krieges waren praktisch alle arbeitsfähigen Jugendlichen in den verschiedenen Bereichen der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion beschäftigt worden. Insbesondere in den Städten entwickelten sich ihre sozialen und soziokulturellen Erfahrungen zunächst am Arbeitsplatz und entlang der dort sichtbar werdenden politischen und sozialen Konflikte. Diese Arbeiterjugendgruppen und -cliquen, in denen zu meist etwas ältere und erfahrenere Kollegen Anführerrollen innehatten, formierten sich zunächst im Betrieb und übernahmen dann auch die gemeinsame Gestaltung der knappen freien Zeit.

2. Mit dem Kriegsende ändert sich die Lage der Arbeiterjugendlichen schlagartig. Am 15. November 1918, wenige Tage nach dem endgültigen Sieg der Revolution in Berlin, schließen die Leitungen der freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften mit den Unternehmerverbänden eine »Zentralarbeitsgemeinschaftsvereinbarung« ab, deren Inhalt bereits vor der Revolution ausgehandelt worden war. Die Vereinbarung, die insbesondere der Demobilmachung und der Wiederherstellung der Ordnung in den Betrieben gilt, regelt auch, daß die heimkehrenden Soldaten wieder ihre alten Arbeitsplätze erhalten.<sup>37</sup> Dieser Generationenputsch der Gewerkschaftsführer macht eine ganze Generation Arbeiterjugendlicher zu Arbeitslosen. Bis zu Beginn der Weltwirtschaftskrise steigt die Zahl der arbeitslosen Jugendlichen auf bis zu 1,5 Mio. an; ihre materielle Lage ist katastrophal; die Konflikte in den oft vom Krieg zerrissenen Familien nehmen zu; unter den Arbeiterjugendlichen breitet sich eine erhebliche Nichteheftigkeit aus.<sup>38</sup> Die vorherrschende Sozialisation dieser Jugendlichen aus Arbeiterfamilien ist nicht die der Solidaritätserfahrung im Klassenverband oder der Erfahrung des über den Betrieb vermittelten politischen und ökonomischen Kampfes, es ist vielmehr die der Flucht in den zunächst noch nicht politischen Freiraum der Straße und des Viertels, der wilden Jugendcliquen und -banden.<sup>39</sup>

Mit der Vereinigung des VAJV und der »Sozialistischen Proletarierjugend« (SPJ), dem Jugendverband der Rest-USPD, zur »Sozialistischen Arbeiter-Jugend« (SAJ) im Oktober 1922 stabilisieren sich in der organisierten Arbeiterjugend um den Kern der etwa 10000 ehemaligen SPJler<sup>40</sup> gegenläufige Tendenzen, die die SAJ als politische und auch ökonomische Selbsthilfeorganisation zu rekonstruieren versuchen. Diese Tendenzen verstärken sich mit der zunehmenden Einbeziehung in die Kämpfe zur Verteidigung der Republik und stellen das freizeitpädagogische Selbstverständnis des »Geistes von Weimar« anhaltend in Frage.

Als die Repolitisierung der SAJ auch auf die älteren Jungsozialisten, den mitgliedermäßig eher unbedeutenden SPD-Nachwuchsverband der 18-25jährigen, durchschlägt und auf der Juso-Reichskonferenz 1925 in Jena der »Hannoveraner Kreis«, eine Koalition von Marxisten und pazifistischen Linksinтеллектуellen um den Göttinger Philosophen L. Nelson, erstmals den Vorstand stellt, reagiert der Parteivorstand auf diese linke Stabilisierung mit administrativer Destruktion. 1926 wird das SAJ-Alter von bis dahin 18 auf 20 Jahre erhöht, um den Übergang von der SAJ zu den oppositionelleren Jungsozialisten zu behindern; die Nelsonianer werden aus der SPD ausgeschlossen. Als die Jungsozialisten 1928 die Unterstützung des Panzerkreuzerbaus durch die SPD-Reichstagsfraktion und schließlich deren Duldung der autoritären Regierung Brüning bekämpfen, löst der Leipziger Parteitag 1931 die Jungsozialisten auf.<sup>41</sup> Vor gut 50 Jahren; auch ein Jubiläum.

#### Anmerkungen

- 1 Zur Kritik des traditionellen organisationsgeschichtlichen Ansatzes in der Geschichtsschreibung der sozialen Bewegung vgl. W. Abendroth: Zur Auseinandersetzung um das Verhältnis

- von Spontaneität und Organisationsentwicklung in der Geschichte der Arbeiterbewegung. In: *Das Argument* Jg. 1978, Heft 108, S.222-229. Dort jeweils auch weitere Literatur.
- 2 Th. Herrle: Die deutsche Jugendbewegung in ihren kulturellen Zusammenhängen. Gotha 1924, S.60.
  - 3 C. Zetkin: Über Jugenderziehung, Berlin/DDR 1957, S.91f.
  - 4 Statistik des Deutschen Reiches, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Bd.103. Berlin 1897, S.2f; und Statistik des Deutschen Reiches, Bd.203, Abt. II, Berlin 1910, S.2f.
  - 5 Eine exemplarische, knappe Darstellung für Österreich-Ungarn über die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Arbeiterjugendlichen um die Jahrhundertwende mit zahlreichen Literaturhinweisen und Verweisen auf Autobiographien findet sich bei W. Neugebauer: *Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich*. Wien 1975, S.21-25 und 331f.
  - 6 J. Deutsch: *Aus alten Tagen*, Stuttgart 1911, S.5.
  - 7 Zit. nach M. Zwerschke: *Jugendverbände und Sozialpolitik*, München 1963, S.89.
  - 8 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der SPD. Abgehalten in Bremen vom 18. bis 24. September 1904. Berlin 1904, S.185.
  - 9 Vgl. als frühesten Beleg dieser Position Heinrich Schulz' Artikel in der *Neuen Zeit*, Jg. 1901, Bd.2, S.193.
  - 10 Vgl. H. Giesecke: *Die Jugendarbeit*, München 1978, S. 46-53.
  - 11 Protokoll des 6. Kongresses der Gewerkschaften, Berlin 1908, S.329f.
  - 12 Zu den gegenseitigen Integrationsbemühungen von staatlicher Jugendpflege und »Freier Jugendbewegung« während des Krieges, vgl. hier den Abschnitt »Die Stabilisierung der Jugendpflege im VAJV«. Siehe auch H. Hägel: *Die Stellung der sozialdemokratischen Jugendorganisationen zu Staat und Partei in den Anfangsjahren der Weimarer Republik*, in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Jg.1976, Heft 2, S.166-216, S.168.
  - 13 Vgl. H. Timmermann: *Geschichte und Struktur der Arbeitersportbewegung 1893-1933*. Marburger Dissertation 1969, S.25.
  - 14 Vgl. ebenda.
  - 15 Vgl. etwa das Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der SPD. Abgehalten in Köln vom 22. bis 28. Oktober 1893. Berlin 1893, S.22 und 151; Vgl. für Österreich Viktor Adlers anfängliche Kritik an der Gründung einer touristischen Gruppe (den späteren Naturfreunden) in der SDAP (Zentralausschuß der Naturfreunde Internationale: *Denkschrift zum sechzigjährigen Bestehen 1895-1955*, Zürich 1955, S.10.).
  - 16 Vgl. als Zusammenfassung dieser Transformationskonzeption Otto Bauers Einleitungsreferat zum Linzer Parteitag. In: O. Bauer: *Werke*, Bd.5. Wien 1978, S.391ff. Eine sehr frühe vergleichbare Einschätzung der Bedeutung sozialdemokratischer Vorfelddarbeit vertritt innerhalb der SPD Karl Kautsky — zunächst allerdings ohne größere Resonanz. K. Kautsky: *Consumervereine und Arbeiterbewegung*, Wien 1897, S.14ff.
  - 17 Vgl. etwa den Rückblick des Vereins-Mitgründers Georg Schmiedl: *Welche Gedanken haben mich bei der Gründung unseres Vereins geleitet?* in: *Der Naturfreund*, Jg. 1920, S.69f.
  - 18 Protokoll der Hauptversammlung des TVdN 1928, Wien 1928, S.103.
  - 19 G.Schüler: *80 Jahre Naturfreunde Österreich*, Wien 1975, S.99f.
  - 20 *Deutsche Arbeiter-Sport-Zeitung* vom 7.11.1922. Zit. nach Timmermann (1969), S.17.
  - 21 Mit dem Jenaer Treffen Ostern 1916 löst sich noch vor der Parteispaltung diese Opposition faktisch auch organisatorisch von der Zentralstelle. Organ der oppositionellen Gruppen ist die von der »Internationalen Verbindung der sozialistischen Jugendorganisation« und deren Sekretär Willi Münzenberg herausgegebene Zeitung »Jugendinternationale«, deren Auflage von 1915 bis 1918 von 50000 auf 300000 Exemplare steigt. Die Auflage der »Arbeiter-Jugend« der Zentralstelle fällt dagegen von 1914 108000 drastisch auf 1918 28000 Exemplare. Vgl. H. Epe, W. Uellenberg: *70 Jahre Sozialistische Jugendinternationale*, Bonn 1976, S.43; und K. Korn: *Die Arbeiterjugendbewegung*, Berlin 1922, S.273.

- 22 Arbeiterjugend, Jg.1915, Nr.7, S.55.
- 23 Vgl. hierzu etwa den Rückgang der Arbeiter-Jugend-Abonnenten; siehe Anm.21.
- 24 Zit. nach Eppe, Uellenberg (1976), S.60.
- 25 Arbeiter-Jugend, Jg.1917, Nr.6, S.41.
- 26 Vgl. Giesecke (1978), S.48.
- 27 Vgl. Hägel (1976), S.168.
- 28 Vgl. exemplarisch: Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt (1978), S.31,32,41 und 43; oder J. Schult: Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor, Hamburg 1954, S.58f, 73, 79 oder 112.
- 29 Vgl. die Berichte aus der Gruppenarbeit und von Initiativen während des Weimarer Jugendtages des VAJV in: Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt (1978), S.30-54; oder die Autobiographie von J. Schult: Aufbruch einer Jugend, Bonn/Hamburg 1957.
- 29a F. Neuland, A. Werner-Cordt (Hrsg.): Die junge Garde. Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt/M. 1904-1945, Gießen 1980, S.142f.
- 29b Vgl. L. von Werder: Sozialistische Erziehung in Deutschland 1848-1973, Frankfurt 1974, S.179ff.
- 30 Arbeiter-Jugend, Jg. 1920, Nr.18, S.196.
- 31 J. Schult (1957), S.121.
- 32 K. Korn (1922), S.381.
- 33 Vgl. Arbeiter-Jugend, Jg.1920, Nr.10, S.101.
- 34 Zur innerverbandlichen Kontroverse zwischen der zentristischen Fraktion um Ollenhauer und dem jugendbewegten, nationalistischen Flügel um Franz Osterroth vgl. E. Ollenhauer: Von Weimar bis Bielefeld. Ein Jahr Arbeiterjugendbewegung, Berlin 1921; insbesondere S.45 und 52.
- 35 Arbeiter-Jugend, Jg.1920, Nr.15, S.161.
- 36 Vgl. die Quellenhinweise bei Hägel (1976), S.178.
- 37 Zur Politik der Zentralarbeitsgemeinschaft vgl. A. Klönne: Die deutsche Arbeiterbewegung, Düsseldorf/Köln 1980, S.192-195.
- 38 Vgl. H. Lessing, M. Liebel: Wilde Cliques. Szenen einer anderen Jugendbewegung. Bensheim 1981.
- 39 Vgl. H. Müller: Jugendcliques und politisches Bewußtsein in der Geschichte der Arbeiterjugend, in: Demokratische Erziehung, Jg.1981, Nr.5, S.334-337; hier S.335.
- 40 Nach der Fusion dürfte die SAJ etwa 100000 Mitglieder haben (vgl. Hägel (1976), S.185.). Die Mitgliederzahlen für die SPJ bei Hägel (S.185) und Eppe/Uellenberg (S.58) differieren um 50% (10000, bzw.15000 Mitglieder) und sind jeweils nicht belegt. Da die Eigenangaben der SPJ propagandistisch überhöht sein dürften, liegen nur wenige realistische Zahlen aus Rechenschaftsberichten der Bezirksleitungen vor (Aus unseren Reihen, Beilage in: Junge Kämpfer, Jg. 1922, Nr.8, S.99f.). Sie lassen auf eher unter 10000 Mitglieder schließen.
- 41 Vgl. hierzu auch Jochen Zimmer: »Wir haben früh erfahren...« — Kurze Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung/Jugendpflege, in: Sozialistische Tribüne 2/1981, S.4-55; insbesondere S.28-30.

## Archiv

Franz Lepinski

### Den Jungen

#### Zur Geschichte der jungsozialistischen Bewegung

*Vorbemerkung:* Überlegungen zur Geschichte der Jungsozialisten haben ihren Ausgangspunkt in der Regel bei der Linkswende, die der Münchener Bundeskongreß 1969 vollzog, sowie bei Studentenbewegung und APO als dem intellektuellen Umfeld. Aus dieser Zeit stammt das Selbstverständnis der Jungsozialisten als sozialistischer Richtungsverband in der SPD. Es markiert den Bruch mit der parteifremden und vorstandstreuen Politik der 50er und 60er Jahre.

Aber nicht die Funktion, Durchlauferhitzer für die Parteikarriere zu sein, stand historisch am Anfang der Entwicklung der Jungsozialisten, sondern Jugendbewegtheit und innerparteiliche Opposition von links. Die Jungsozialisten entstanden — zunächst ohne reichsweite Koordination und unabhängig von der Partei — bald nach der Novemberrevolution. Auf dem Kasseler Parteitag 1920 wurden sie parteioffiziell, der Kern seines Beschlusses war: »Insbesondere sind dort, wo sich genügend jüngere Parteimitglieder finden, im Rahmen der Parteiorganisation, deren Beschlüssen sie unterstehen, jungsozialistische Gruppen zu errichten.« (Protokoll über die Verhandlungen..., Berlin 1920, S. 318)

Den nachfolgend dokumentierten Artikel schrieb *Franz Lepinski* für die Februar-Ausgabe der linkssozialdemokratischen Zeitschrift *Kulturwille* 1926 (vgl. Jg. 1926, S. 21f.), die in Leipzig vom Arbeiterbildungsinstitut (ABI) herausgegeben wurde. Der Beitrag war einer der ersten in dem Versuch, eine Einschätzung der Entwicklung der Jungsozialisten vorzunehmen. Er enthält Hinweise auf die Richtungskämpfe Anfang der 20er Jahre und erwähnt die Erringung der Mehrheit durch den marxistisch orientierten Flügel auf dem Kongreß in Jena 1925. Die erste administrative Antwort des Parteivorstands auf die zunehmende Opposition der jungsozialistischen Bewegung erfolgte ein Jahr nach Abdruck dieses Artikels. Am 10. 1. 1927 beschloß der PV »Richtlinien für die jungsozialistische Bewegung«, die dem Parteiapparat die Kontrolle über die organisatorische Arbeit der Parteijugend gaben — sie erinnern nicht wenig an die heutigen Richtlinien für die Arbeit der Arbeitsgemeinschaften in der SPD.

Über das Verhältnis zur Partei und die Verankerung der Jungsozialisten in der Arbeiterjugend lesen wir verblüfft bei Lepinski: »Diese Aufgaben sind bis zur Stunde noch unbefriedigend gelöst.« Angesichts der zahlreichen »Stunden«, die seit dem Druck dieser Zeilen vergangen sind, drohen wir dem Irrtum zu erliegen, die Problemlagen seien immer noch dieselben oder die Geschichte verlaufe eben im Kreise. Dennoch werden wir aus der Erfahrung des letzten Parteitags und mit Blick auf die aktuellen Konflikte in der Sozialdemokratie Lepinski zustimmen: »Die Partei ist heute noch weit von dem entfernt, was den Jungsozialisten als Ideal einer Arbeiterpartei vorschwebt, einer Partei, die das große Befreiungswerk an der Menschheit vollbringen soll.« In Kenntnis der Entwicklung nach 1926 sehen wir heute allerdings klarer als Lepinski, daß die Partei nicht »nur hin und wieder« mit Auflösungsbeschlüssen gegen die Jungsozialisten operierte. Ende 1930 liquidierte sie die jungsozialistische Vereinigung in Groß-Berlin, Franz Lepinski überschrieb seinen Bericht in den »Jungsozialistischen Blättern« mit *Vor einem Jungsozialistengesetz?* (10. Jg., 1931, S. 27). Die Organisation der Jungsozialisten fand reichsweit denn auch nicht erst vor dem siegreichen Faschismus ihr Ende, sondern nur wenige Monate später auf dem Leipziger Parteitag der SPD — vor nunmehr über 50 Jahren. Der lapidare Beschluß vom 4. Juni 1931 lautete: »Der Beschluß des Kasseler Parteitags betr. der Einrichtung von Jungsozialisten-Gruppen ist aufgehoben.« Vorausgegangen waren verschärfte innerparteiliche Kämpfe, vor allem im Zusammenhang mit der »Wehrfrage« und dem Panzerkreuzerbau. In den »Jungsozialistischen Blättern« (8. Jg., 1929, S. 183ff.) kritisierte Lepinski scharf den Mehrheitsbeschluß des Magdeburger Parteitags (»Richtlinien zur Wehrpolitik«).

Franz Lepinski, Jahrgang 1890, war aktiver Funktionär der Jungsozialisten. 1927 erschien von

ihm in der Jungsozialistischen Schriftenreihe die Broschüre »Die jungsozialistische Bewegung, ihre Geschichte und ihre Aufgaben«. Lepinski schrieb ferner regelmäßig in der Monatsschrift *Kulturwille*, die seit 1924 im linken Parteibeizirk Sachsen-Thüringen erschien. 1930 kandidierte er für die Linke auf der 8. Reichskonferenz der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) zum Vorsitzenden — mit 93 zu 50 Stimmen unterlag er *Erich Ollenhauer*. Seine Tätigkeit war schon damals nicht auf die sozialdemokratische Jugend beschränkt. Seit 1914 — bis zum Verbot der Gewerkschaften 1933 — arbeitete er als hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär beim Zentralverband der Angestellten (ZdA). Nach dem Krieg wurde er über die SPD Mitglied der SED, war im thüringischen Arbeitsministerium und später als Kulturdezernent der Stadt Erfurt tätig. Er brach mit der SED im Zuge ihrer Stalinisierung 1948/49 und floh 1950 in die BRD. Gewerkschaftliche Arbeit stand von da an im Vordergrund, 1956 bis 1959 leitete er die Pressestelle des DGB, und 1959 wurde er auf dem 5. Ordentlichen Bundeskongreß in den geschäftsführenden DGB-Bundesvorstand gewählt. 1962 in den Ruhestand getreten, starb er im Alter von 81 Jahren am 21.9.1977.

Die Redaktion

## I.

Die jungsozialistische Bewegung ist eine politische Bewegung. Politisch sein bedeutet, Forderungen an die Gesellschaft richten und dafür kämpfen. Die Jungsozialisten haben ihre Forderungen nicht immer einhellig aufgestellt und eindeutig formuliert. Es gab häufig Dissonanzen zwischen ihren verschiedenen Strömungen. Daraus erwachsen ihre Probleme.

Hier soll versucht werden, einige davon in historischer Reihenfolge aufzuzeichnen.

## II.

Die jungsozialistische Bewegung entstand kurz nach der Revolution. Einige Anläufe dazu vor dem Kriege mögen außer Betracht bleiben.

Ihre Gründer und ersten Träger kamen von den Fronten, hatten Krieg und Revolution erlebt. Diese Ereignisse hatten ihr Bewußtsein ausgeweitet, ihre Seelen tiefer erschüttert als frühere Zeiten mit ihrem Gleichschritt ihre Jugend. Der enge Lebenskreis der Schützengräben hatte in ihnen den Willen groß gemacht, auf den Trümmern des Krieges eine neue Welt zu bauen, frei von den Mängeln, die diesen Weltbrand entfacht hatten. Als diese Jungen heimkamen, fanden sie, daß dieser Plan schwieriger zu verwirklichen, als zu ersinnen war. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge waren noch verworrener und undurchsichtiger geworden. Die politischen Köpfe dieser Zeit vermochten das Chaos nicht zu meistern.

Dieses Schicksal erlebte die sozialistische Jugend vielleicht tiefer als eine andere, weil sie die Verantwortung für diese Wirrsal auf ihren Schultern lasten fühlte. Sie suchte nun einen Platz für ihre Wirksamkeit, einen Ansatzpunkt für ihren Gestaltungswillen.

Da war die Arbeiter-Jugendbewegung. Ihre Buben und Mädels tanzten leichtfüßig und unbeschwert in die Zeit hinein. Die in Krieg und Revolution früher gereifte Jugend fand keinen Platz in ihr.

Sie klopfte bei der *Partei* an. Aber die sah ihr engherzig und mißtrauisch entgegen. Sie hatte auch keine Zeit, ihr die Hand zu reichen, denn sie mußte gerade ihre Bruderkriege führen. Auch sonst war noch alles in ihr alt geblieben. Die Frühe der neuen Zeit hatte vor ihren Toren Halt gemacht.

So blieben die Suchenden unter sich. Sie scharten sich in Gruppen zusammen und nannten sich Jungsozialisten. Dieser Name ging wie ein Ruf durchs Land, und in allen größeren Städten entstanden jungsozialistische Vereinigungen. Im Jahre 1920 traf man sich zum erstenmal in Weimar, und ein Jahr darauf in Bielefeld.

## III.

Man kam mit überquellenden Herzen und gärenden Köpfen zusammen und stellte die Frage vor sich hin: Was wollen wir? Das verstand man nicht so, als gälte es, einen Arbeitsplan für kommende Wochen und Monate zu entwerfen. O nein! Wer sie so verstand, wurde böse verlacht. Es galt, in der Antwort die Beziehungen des jungsozialistischen Wollens zu den tiefsten sozialen Triebkräften freizulegen. Man wollte bis zum letzten Sinn des menschlichen Daseins vorstoßen. Darum war es nicht leicht, eine Antwort zu finden. Man hat Jahre danach gesucht, und manche haben sie heute noch nicht gefunden.

Aber bei dem Streiten um dieses Wollen brachen erste Gegensätze auf. Jungsozialisten, sagten die einen, sind junge Sozialdemokraten. Was Sozialdemokraten wollen, steht im Programm der Partei. Also...!

Die meisten blieben von dieser These unbefriedigt. Durch ihre Einseitigkeit herausgefordert, formulierten sie die Antithese: die Jungsozialisten sind ein Teil der Jugendbewegung. Jugendbewegung aber heißt, sich freimachen von erstarrten Dogmen der Alten — heißt, aus eigener Verantwortung sein Leben gestalten. Solche Lebensgestaltung ist Dienst für den Sozialismus.

So schieden sich in den Meinungskämpfen die Dogmatiker von den »Freideutschen«. Gemeinsame Arbeit führte sie wieder zusammen. Die Erkenntnis wurde allgemein, daß die Jugend für eine neue Gesellschaftsordnung mit Erfolg nur auf dem Boden einer politischen Partei wirken kann. So entschied man sich für die Sozialdemokratische Partei. Die Parteileitung ließ den Jungsozialisten Raum zur freien Entwicklung. Darum gewann man Vertrauen zueinander. Nur hin und wieder glaubte eine örtliche Parteiorganisation, sich um den Sozialismus verdient zu machen, wenn sie beschloß, die jungsozialistische Bewegung — aufzulösen. Solche Beschlüsse fanden indes wenig Widerhall.

## IV.

Die politischen Tagesereignisse trugen neue Probleme in die Reihen der Jungsozialisten. Um die Jahreswende von 1922 zu 1923 ging eine Welle des Nationalismus über Deutschland. Sie erwuchs aus echten Impulsen, wurde aber von Teilen des Volkes planmäßig ausgepeitscht. Sogar besonnene Geister verloren — nicht zum erstenmal! — den Maßstab für politische Tatsachen. Das Gesetz der Massenpsychose erfüllte sich erneut. Die nationalistiche Flut überspülte auch Bereiche der Arbeiterbewegung und noch mehr der sozialistischen Jugend. Denn Jugend ist für solche geistigen Strömungen immer von höchster Empfänglichkeit.

Aus dieser Stimmung entsprang bei den Jungsozialisten das Problem »Volk und Staat«, und es drängte alle anderen Meinungsverschiedenheiten weit in den Hintergrund. Ein Kreis der Jungsozialisten fand sich Ostern 1923 in Hofgeismar zusammen und blieb als »Hofgeismarer Arbeitskreis« mehr oder minder verbunden. Er erkannte plötzlich die »volkhafte Verbindung« der Arbeiterklasse, verlangte die »nationale Orientierung« der sozialistischen Bewegung und sehnte sich nach »Volksgemeinschaft«. Wohin diese Bewegung trieb, war weniger aus den wohlgesetzten Reden und Entschliefungen sichtbar. Sie wurde klarer, wenn irgendwo im Überschwang des Temperaments die intellektuelle Hemmung barst. »Deutschlands Aufgabe in der Welt ist der Sozialismus«. — »Die deutsche Morgenröte wird kommen.« — »Wir wollen für Deutschland sterben!« — wurde von Jungsozialisten nicht 1914, sondern 1923 geschrieben.

Der übrige Teil der Jungsozialisten setzte sich gegen diese Strömung zur Wehr. Eine zweite Gruppe traf sich im August 1924 in *Hann.-Münden* zu einer Tagung und galt fort-

an als der *Hannoveraner Arbeiterkreis*«. Die Hannoveraner haben die Bedeutung der marxistischen Lehre als geistiges Rüstzeug für die jungsozialistische Bewegung wieder in den Vordergrund gerückt. Sie verstanden darunter nicht jene Dogmen, an deren Kritik die bürgerlichen Ideologen ihren Scharfsinn wetzten. Sie sahen darin die soziologische Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung als Richtmaß im Gewirr moralischer und politischer Wertungen. Diese Erkenntnis führte sie zu einer Ablehnung der Ideologie von der Volksgemeinschaft als »nationaler Romantik« und zu einem eindeutigeren Bekenntnis zum Gedanken des internationalen Klassenkampfes.

Auf der Reichskonferenz in *Jena* 1925 maßen beide »Richtungen« ihren Einfluß. Die Hannoveraner besaßen die Übermacht. Das kam — außer in einer Entschließung, — darin zum Ausdruck, daß die Schriftleitung der »Jungsozialistischen Blätter« von Karl Bröger (nach kurzer Redaktionsführung durch Max Westphal) auf Engelbert Graf überging.

## V.

Daneben haben noch viele Fragen die Bewegung beschäftigt, die die verwickelten Tatbestände der Kultur und der Wirtschaft aufzuhellen versuchten. Organisatorische Aufgaben spielten eine nicht untergeordnete Rolle. Vor allem galt es, einmal die jungsozialistische Bewegung eng mit der Arbeiterjugendbewegung zu verzahnen (Erlangen 1923) und zum anderen ein fruchtbares Verhältnis zur Partei zu schaffen. Diese Aufgaben sind bis zur Stunde noch unbefriedigend gelöst. Vergessen werden darf auch nicht das kurze Gastspiel des *Internationalen Jugendbundes* (Nelsonbundes). Die Nelsonbündler trugen Gedanken des Göttinger Philosophen Nelson in die Bewegung hinein. So erhebliche Gegensätze auf theoretischem Gebiet, besonders gegenüber den Marxisten, bestanden — in tagespolitischen und erzieherischen Aufgaben ergab weite Übereinstimmung eine kameradschaftliche Zusammenarbeit. Eine geistige Auseinandersetzung mit den Lehren Nelsons hätte der Bewegung sicherlich nicht geschadet. Der Parteivorstand sah eine Gefahr in dieser Sonderorganisation und machte dem Zwischenspiel ein rasches Ende. Er beschloß im November 1925, daß sich die Zugehörigkeit zum Nelsonbunde nicht mit der Mitgliedschaft in der Partei verträge. Darauf hielten die Nelsonbündler ihren Auszug aus der Partei und aus der jungsozialistischen Bewegung.

## VI.

Wie steht die Bewegung heute? Sie ist nicht frei von Krisen. Aber ihr Weg liegt vor ihr wie eine besonnte Straße. Die Jungsozialisten stehen zur Partei. In der Partei arbeiten heißt für sie, an der Neuordnung der Gesellschaft im Geiste des Sozialismus wirken. Aber die Partei ist heute noch weit von dem entfernt, was den Jungsozialisten als Ideal einer Arbeiterpartei vorschwebt, einer Partei, die das große Befreiungswerk an der Menschheit vollbringen soll. Die Jungsozialisten sehen diese Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit. Daraus erwächst ihnen der Wille, die Partei zu erneuern, sie ihrem Ideal näherzubringen. Für diese Aufgabe muß sich die Jugend sammeln. Der einzelne versickert mit seinem jungen Mut in der Masse der Müden. Nur Gemeinschaft mit Gleichgesinnten kann seinen Erneuerungswillen hochhalten und ihn über die Zeit tragen. Nur Gemeinschaft kann auch der Jugend jene strengere Schulung geben, deren sie bedarf. Sie soll ihren Geist schärfen, ihre Einsicht vertiefen, ihre Seele formen und ihre politische Leidenschaft beflügeln. Diese geistige Hochzucht der Jugend soll die jungsozialistische Gruppe bringen. Sie ist die Schmiede, in der es funken und sprühen soll von sozialistischem Geist. Aus ihr muß auch der Mensch hervorgehen, der den Sinn dieser Erde erfüllt.

## Berichte

Frank Heidenreich

### »50 Jahre danach — Der Preußenschlag vom 20. Juli 1932« —

#### Veranstaltung der FES am 17.7.1982 in West-Berlin

Die Schwierigkeiten der SPD heute, sich zwischen Staat und Massen, zwischen Erhalt der Regierungsmacht und Gewerkschaften und neuen sozialen Bewegungen, zwischen demokratischer Politik und korporativem Klassenkompromiß zu orientieren, sind Grund für die nicht abreißende Auseinandersetzung über sozialdemokratische »Identität«. Mehr als das historische Datum an sich wird die aktuelle Lage der Sozialdemokratie die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) aufgedrängt haben, die geschichtlichen Erfahrungen zu diskutieren: Warum verteidigten SPD und freie Gewerkschaften nach dem 20. Juli 1932<sup>1</sup> die verfassungswidrig abgesetzte sozialdemokratische Regierung Preußens nicht *mit allen Mitteln*? War es »Regierungsmüdigkeit« oder politische Handlungsunfähigkeit? War die Partei indifferent gegenüber dem demokratischen Staat oder blockiert in ihrem Festhalten an der politischen Legalität, die die Rechte längst verlassen hatte? Das Berliner Büro der FES hatte zu einer Podiumsdiskussion von Zeitzeugen (Alfred Nau, Karl van Berk, Alex Möller) und sozialdemokratischen Historikern (Helga Grebing, Eberhard Kolb, Hans Mommsen) in den Otto-Braun-Saal der westberliner Staatsbibliothek eingeladen. Nicht wenige der dreihundert Versammelten wollten aus der Verallgemeinerung der Erfahrungen von damals Perspektiven für heute gewinnen. Denn Passivität und Enttäuschung in den eigenen Reihen und zugleich wachsender Widerstand sind ähnlich 1932 Auswirkungen einer rechtsopportunistischen Politik der SPD.

*Alfred Nau*, Vorsitzender des FES, machte in seiner Begrüßung klar, daß in der politischen und wissenschaftlichen Diskussion nicht so sehr der Staatsstreich des Reichskanzlers Papen selbst als vielmehr die Reaktion von SPD und ADGB umstritten seien. Die scharfe Kritik an der abwartenden Haltung der Führungen von SPD und ADGB argumentiere, daß der »Preußenschlag« die letzte Gelegenheit für den aktiven Widerstand gegen die Reaktion geboten habe und das Ausbleiben des Kampfes lähmende Enttäuschung bei den Massen hervorrief und so der NS-Bewegung den Weg frei machte. Nicht zuletzt die von Nau zitierten Einschätzungen der eigentlichen Nutznießer der Entwicklung stützen diese Auffassung: »Das hätte die Stunde der Roten sein können. Die haben sie verpaßt. Sie kommt nie wieder!« (Goebbels in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen) Nau — damals 26 Jahre alt und Mitarbeiter des SPD-Parteivorstands — bezweifelte, daß die SPD den Schritt in das »Dunkel der Illegalität« hätte machen können. Die »Geringschätzung der bürgerlichen Republik in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung« sei ein denkbarer Ausgangspunkt für eine neue Interpretation des 20. Juli.

Eindeutig wurde *Alex Möller* — Finanzminister der ersten sozialliberalen Koalition und seit April 1932 Zeit Mitglied des preußischen Landtages: Jeder nur denkbare Widerstand hätte geleistet werden müssen. Widerstand hätte konkret Generalstreik, Alarmbereitschaft der preußischen Polizei und Aufmarsch der »Eisernen Front« bedeuten müssen. Aber nur zwei Mitglieder der Leitung der »Eisernen Front« (Grzesinski und Höltermann) seien für militärische Aktionen eingetreten.<sup>2</sup> Der 20. Juli 1932 sei die letzte Gelegenheit gewesen für den Versuch, die drohende Katastrophe zu verhindern. Eindringlich schilderte *Karl van Berk*, 1932 aktiver Gewerkschafter auf einer Ruhrzeche, die Stimmung unter den ein-

fachen Mitgliedern und den Anhängern der Sozialdemokratie. Die Bereitschaft zum Kampf sei vorhanden gewesen, man habe telefoniert und auf die Parole aus den Zentralvorständen gewartet. »Jetzt haben die Nazis gemerkt, unsere Führung hat Angst. Sie werden uns kaputmachen.« — so die Worte eines Arbeiters, als man enttäuscht frühmorgens um vier den Pütt verlassen habe, um nach Hause zu gehen. Nachher habe man erfahren, daß der SPD-Vorsitzende Wels den Generalstreik durchaus erwogen habe, aber in der entscheidenden Sitzung des ADGB-Vorstandes nicht einer der Gewerkschaftsführer für Kampfmaßnahmen eingetreten sei.

*Hans Mommsen*, Professor an der Universität Köln, unterstrich dies mit dem Hinweis, daß schon damals die politische Abwendung des ADGB von der SPD und die Anpassung an die Nazis im Gange war, die in der Teilnahme des ADGB am NS-»Feiertag der nationalen Arbeit« am 1. Mai 1933 ihren Höhepunkt fand. Massenarbeitslosigkeit allein könne nicht die fehlende Kampffreudigkeit der Gewerkschaften erklären. Die Stellungnahme des SPD-PV im »Vorwärts« zur Einsetzung Papens als Reichskommissar sei von einer »rein defensiven Attitüde« geprägt gewesen, weil Otto Braun davon ausgegangen sei, die seit Mai 1932 Preußens nur geschäftsführende (Minderheits-)Regierung nicht durch einen Generalstreik zu verteidigen sei. Für eine parlamentarische Mehrheitsregierung der SPD mit dem katholischen Zentrum (Alex Möller) habe es keine Möglichkeit mehr gegeben. Eher sei eine Rechtskoalition aus NSDAP, DNVP und Zentrum denkbar gewesen. Entscheidend für die Passivität der SPD sei vielmehr gewesen, daß die Partei durch die Tolerierung der Brüning'schen Politik seit 1930 und durch deren Fortsetzung *politisch* blockiert war. Nach Mommsen seien im nachhinein die Erfolgsaussichten eines Generalstreiks und Aufstandsversuches der Linken skeptisch zu beurteilen; da die Strategie der NSDAP nicht auf die Gewinnung der parlamentarischen Mehrheit, sondern auf die Ausnutzung eines »marxistischen Aufstandes« zielte, hätte ein Generalstreik, den die NSDAP mit dem Einsatz der SA beantwortet hätte, zwangsläufig eine Militärdiktatur zur Folge gehabt.

Während Mommsen so die Notwendigkeit einer umfassenden Aktion anerkannte, allerdings ihre Erfolgsaussichten bezweifelte, rechtfertigte *Eberhard Kolb*, Professor an der Universität Bochum, die Politik von SPD und ADGB-Führung damit, daß es zur passiven Haltung »keine verantwortbare Alternative« gegeben habe. Im übrigen sei über eine faschistische Entwicklung erst nach dem 20. Juli 1932 entschieden worden. Dieser Auffassung widersprach *Helga Grebing*, Professorin an der Universität Göttingen: Widerstand hätte geleistet werden müssen. Sie rückte die in der Tat entscheidende Frage in den Mittelpunkt, ob die Arbeiterbewegung *als ganze* (und nicht nur ihre Führung) konfliktfähig und kampfbereit war bis hin zur Konsequenz des Bürgerkriegs. Gegen die Positionen linker Historiker bestand sie darauf, daß eine Einheitsfront sowohl der Führungen als auch an der Basis *überhaupt keine Chance* gehabt hätte. Unter den Bedingungen der Krise der »kapitalistischen Demokratie« (Hilferding) sei proletarische Gegenmacht unmöglich. Diese Interpretation, die nicht die Widersprüche von Chancen und Schranken einer breiten Linkseinheit gegen Faschismus und Reaktion vor 1933 zu begreifen erlaubt, ist aufgrund ihrer fatalistischen Unbedingtheit wenig überzeugend. Bei der Frage nach den Handlungsmöglichkeiten der Arbeiterbewegung wird man weiter zurückgehen müssen als nur bis 1931 — wie Helga Grebing forderte — und sozialdemokratische Staatsauffassung und Tolerierungspolitik sowie die Sozialfaschismustheorie der KPD einbeziehen müssen. Zuzustimmen ist Helga Grebing jedoch, wo sie die *einseitige Schuldzuweisung* an die *Führungen* ablehnt. Diese lebt vom Mythos der kampfbereiten Massen, die ohne Telefonanruf aus Berlin sich nur nicht zum Handeln entschließen konnten. Zum anderen gäbe diese

Antwort auf die »Schuldfrage« indirekt einer Argumentation der Rechten, die SPD habe sich nicht zur Rettung der Demokratie entscheiden wollen, obwohl sie gekonnt hätte, recht. Damit erschließt sich der *implizite Sinn* der Grebingschen Überlegung: Der PV hatte es nicht allein in der Hand, den aktiven Widerstand zu organisieren; wengleich wünschenswert, war aus verschiedenen Gründen (Massenarbeitslosigkeit) ein Generalstreik der Massen prinzipiell unmöglich. Natürlich würde sich die SPD bei solcher Lage der Dinge keine historischen Vorwürfe zu machen brauchen. Dieser Rechtfertigungseffekt macht die im einzelnen interessanten Thesen Grebings im ganzen unakzeptabel.

*Hans-Jochen Vogel*, der die Diskussion leitete, verwies in seinem Schlußwort auf die Notwendigkeit, die lange Vorgeschichte der »Machtergreifung« zu untersuchen, um nachweisen zu können, daß der 30.1.1933 nicht das Werk der Person Hitlers, nicht nur Konsequenz der Krise, sondern »Folge der Verblendung der bürgerlich-konservativen Kräfte, der Großindustrie sowie der Reichswehr« gewesen sei. Wohl jede(r) der Anwesenden dachte an Axel Cäsar Springer, als Vogel von der Mitverantwortung der Hugenberg-Presse für den Nazismus sprach. Zur Vorgeschichte gehöre auch die Spaltung und die Schwäche der Arbeiterbewegung, deren Ursache in erster Linie in der »verantwortungslosen Politik der KPD-Führung« zu suchen sei. »Die kommunistische Partei hilft dem Vollblutfaschismus zur Macht« lautete die einfache Formel, die jede Erörterung der eigenen Fehler überflüssig macht. Die Frage der Notwendigkeit eines militanten Widerstandsversuchs ließ Vogel offen, um sich stattdessen auf die Konsequenzen für heute zu verlegen: Das Grundgesetz habe die Lehren gezogen, die Bundeswehr sei keine Bürgerkriegsarmee. Die anwesenden Pressevertreter erwachten zu größter Aufmerksamkeit spätestens an der Stelle, als Vogel die Bedeutung sozialdemokratischer Regierungsmacht für die Möglichkeit der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse erwähnte. Denn erst zwei Tage zuvor hatten Günther Gaus und Oskar Lafontaine die Haltung der Partei zur sozialliberalen Koalition in Bonn scharf kritisiert. Nach den Worten von Vogel dürfe die Sozialdemokratie »ihre Kräfte nicht in der Verteidigung der Regierung« (!) verbrauchen. Die SPD sei »keine Wagenburg-Partei«, sie müsse um neue soziale Perspektiven ringen. Fast noch wichtiger war, was Vogel *nicht* sagte: Er forderte nicht das bedingungslose Festhalten an der Koalition in Bonn, wie es z.B. von Wehner formuliert wird.

Daß diese in manchem aufschlußreiche Veranstaltung drei Tage vor jenem 20. Juli stattfand, an dem sich der »Preußenschlag« zum 50. Mal jährte, hatte tiefere Bedeutung als die Tatsache des arbeitsfreien Samstags und die folgliche Erleichterung bei der Terminkoordination. Wer am 20.7. dieses Jahres Zeitungen las oder das Fernsehprogramm verfolgte, wurde ausführlich informiert über das Attentat auf Adolf Hitler vor 38 Jahren und den Traditionsbezug der Bundeswehr zum 20. Juli 1944 (ARD). Politisch verdrängt blieben trotz des runden »Jubiläums« die für die Durchsetzung der faschistischen Herrschaft in Deutschland entscheidenden Entwicklungen des Jahres 1932. Selbst die »Narren« des 3. Programms hatten diesmal keine Freiheit, in der Nordkette gingen nur die Erinnerungen der Gräfin Yorck an den Widerstand konservativer Militärs über den Sender. Wozu diese Feststellungen, die für einen aktiven Linken nichts Neues sind? — Sie belegen nicht nur die Tatsache, daß bürgerlich-konservative Interpretationen der Geschichte den Antifaschismus der Arbeiterklasse bei uns an die Wand drängen konnten, gesichert durch Schulbücher, KPD-Verbot, gedruckte und audio-visuelle Massenmedien. Der Zusammenhang des bürgerlichen Geschichtsdenkens artikuliert die historischen Daten gegen die Arbeiterbewegung; den 20. Juli 1944 gegen den 20. Juli 1932, den 8. Mai 1945 als »Zusammenbruch« gegen die »Befreiung vom Faschismus«. Und wir sollten besser vorbereitet sein,

wenn nächstes Jahr alle vom 30. Januar sprechen, aber niemand vom 27. Februar 1933, als der entscheidendere Schlag gegen die Arbeiterparteien geführt wurde und am folgenden Tag der siegreiche Faschismus »seine volle Diktatur in der Reichstagsbrand-Notverordnung mit dem Antikommunismus« begründete.<sup>3</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Burkhard Zimmermann, 50 Jahre preußischer Staatsstreich, in: *spw 15*, Berlin/West 1982, S. 214f.
- 2 Tatsächlich geht aus den Aufzeichnungen von Otto Wels hervor, daß auch diese beiden auf der Sitzung des ADGB-Vorstands am 20.7.1932 der Leipartschen Parole »Sichert die Reichstagswahl!« (die zehn Tage später stattfand) nicht widersprachen (vgl. Hagen Schulze, Anpassung oder Widerstand? — Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33, Bonn-Bad Godesberg 1975, S.9).
- 3 Wolfgang Abendroth, Zur Rolle des Antikommunismus heute, in: *Das Argument 87*, 16. Jg., November 1974, S. 639

# Sozialist

- ist eine Zeitschrift
- von marxistischen Sozialdemokraten
- für JUSOs, Partei, Gewerkschaften
- bringt regelmäßig 6 mal im Jahr
- Berichte von Praxisfeldern und Theoriedebatten

**Themenschwerpunkt der  
nächsten Ausgabe**

**Die SPD  
und ihr linker Flügel**

Der Sozialist kostet jährlich DM 13,— im Normalabo und DM 30,— im Förderabo

Fordert doch einfach mal  
ein Probe-Exemplar an.



**SOVEC**

Auf dem Lohberg 23  
3400 GÖTTINGEN

Olaf Scholz, Jürgen Wasem, Klaus-Peter Wolf

## Auf dem Weg zum parteifrommen Jugendverband?

Einschätzung des Juso-Bundeskongresses 1982

Der diesjährige Bundeskongreß der Jungsozialisten fand in einer neuen historischen Umbruchphase der bundesrepublikanischen Entwicklung statt, die für die 80er Jahre und darüber hinaus entscheidend sein wird. Die politische Lage in der BRD ist zur Zeit geprägt von einer ungeheuren Labilität. In diesem innenpolitischen wie außenpolitischen »Schwebezustand« stehen auf mittlere Sicht zwei grundsätzliche Lösungsmodelle alternativ gegenüber:

Zum einen eine Wende nach rechts, mit einer CDU/CSU-Regierung, die mit einschneidenden Auswirkungen auf politischer, ökonomischer und ideologischer Ebene verbunden wäre. Dies würde in letzter Konsequenz eine völlige Unterordnung unter die offensive Globalstrategie des US-Imperialismus bedeuten.

Zum anderen kann ein Weg eingeschlagen werden, der eine Wende nach links beinhaltet — und sei diese Wende auch noch so klein. Eine solche Wende nach links erfordert zwei gravierende Kurskorrekturen in der Rüstungs- sowie Wirtschafts- und Sozialpolitik der SPD. Die erste Kurskorrektur betrifft den NATO-Beschluß zur Stationierung neuer amerikanischer Mittelstreckenraketen und Marschflugkörper auf dem Boden der BRD. In dieser Frage kann es für die fortschrittlichen demokratischen Kräfte in diesem Land nur ein entschiedenes NEIN geben. Eine Stationierung würde für die BRD eine grundlegende Verschiebung auch der innenpolitischen Kräfteverhältnisse nach rechts bedeuten. Eine Schlüsselrolle im Kampf gegen den NATO-Aufrüstungsbeschluß kommt der Friedensbewegung zu, die eine ungeheure Stärke erreicht hat und als deren Bestandteil sich jetzt schon Hunderttausende von Sozialdemokraten betrachten. Sie befindet sich zur Zeit vor ihrer größten Bewährungsprobe: auf der einen Seite konfrontiert mit gewaltsamen Auseinandersetzungen (in West-Berlin während des Besuchs von US-Präsident Reagan), auf der anderen Seite bedroht durch Ausgrenzungsversuche von Gruppen, die die Friedensbewegung für ihre eigenen politischen Ziele vereinnahmen wollen. Eng verbunden mit den Problemen, die sich durch eine weitere Aufrüstung in der BRD ergeben, ist die zweite Kurskorrektur, die Entscheidungen gegen die Massenarbeitslosigkeit, gegen Sozial- und Bildungsabbau, gegen die zunehmende Verschlechterung der Lebensbedingungen der lohnabhängigen und lernenden Bevölkerung betrifft.

Eine Wende nach rechts könnte verhindert werden, wenn sich Sozialdemokratie, Gewerkschaften, die Friedens- und Ökologiebewegung sowie Grüne und Alternative auf eine offensive Abrüstungs- und an Arbeitnehmerinteressen orientierte Haushalts- und Wirtschaftspolitik verständigen würden.

In dieser historischen Situation verfolgt die SPD-geführte Bundesregierung jedoch eine Politik, die Milliarden DM für Rüstung bereitstellt und die gleichzeitig mit einem für die bisherige Geschichte der BRD einmaligen Sozialabbau in nicht unerheblichem Maße einer Rechtsregierung den Boden bereitet. Die Politik der SPD widerspricht damit den Interessen der eigenen Wählerbasis und der Parteimitglieder. Sie führt nicht nur zu einem Verlust der Regierungs- und Oppositionsfähigkeit, sondern in letzter Konsequenz zu einer Auslöschung der politischen und moralischen Substanz der Partei. Dies mündet dann unausweichlich in den freiwilligen Verzicht, politische Kräfteverhältnisse verändern zu wollen, was nichts anderes bedeutete als eine kampflöse Übergabe der politischen Macht an die Rechtskräfte.

Auf dem Bundeskongreß der Jungsozialisten in Lahnstein ist jedoch nicht deutlich geworden, welche politisch-strategischen Perspektiven die Jungsozialisten vor dem hier skizzierten Hintergrund anbieten können.

### **Antragsberatung: innerverbandliche Konflikte nicht qualifiziert herausgearbeitet**

Zur Friedenspolitik hat der Bundeskongreß einen modifizierten Antrag aus dem Westlichen Westfalen beschlossen, der sich vor allem dadurch auszeichnet, daß er den zentralen Zusammenhang von Ökonomie und Rüstung hervorhebt. Jungsozialisten müssen in der Diskussion mit anderen Teilen der Friedensbewegung deutlich machen, daß Aufrüstung und Kriegsgefahr notwendige Begleiterscheinungen des Imperialismus sind und daß deshalb eine dauerhafte Friedenssicherung nur möglich ist, wenn das kapitalistische Gesellschaftssystem vom Sozialismus abgelöst wird. Gleichzeitig wird in diesem Antrag klargestellt, daß die Jungsozialisten sich als solidarischer Teil der Friedensbewegung verstehen und Ausgrenzungs- und Spaltungsversuchen, wie sie jüngst von den Grünen unternommen worden sind, in Zukunft fester widerstehen werden, als dies in der Vergangenheit zu beobachten war. Die Jungsozialisten arbeiten im Rahmen des Konsenses, die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen in der BRD verhindern zu wollen, solidarisch mit allen anderen Teilen der Friedensbewegung zusammen.

Hier sind jedoch mehrere Fragen offengeblieben: einerseits die Frage, mit welcher Strategie in der SPD von uns Mehrheiten gegen den NATO-Beschluß geschaffen werden. Andererseits blieben Fragen der Friedensbewegung unbeantwortet: mit welchen Widerstandsformen sie tatsächlich eine Stationierung verhindern kann und ob es um die Bildung einer »blockübergreifenden« Friedensbewegung geht oder um die Beachtung unterschiedlicher nationaler Bedingungen im Friedenskampf. Schließlich ist der Kongreß auch kaum auf die Bewertung des militärisch-industriellen Komplexes eingegangen, dessen Existenz von Teilen des Göttinger Kreises bestritten wird, die wiederum den grundlegenden Gedanken unterstrichen haben, daß eine Konzentration der Friedensbewegung auf die amerikanischen Raketen erforderlich sei.

Zur Einschätzung der aktuellen Krise der Sozialdemokratie lagen Anträge aus Hessen, Franken und Niederrhein vor. Der Niederrheinische Antrag erblickte im letzten Parteitag der SPD eine Erneuerung des »Integrationsangebotes von Godesberg« und wollte im Jahre 1982 den »Orientierungsrahmen 85« neu beleben. Diese Manifestation des Reformismus bei den Jungsozialisten hatte von vornherein keine ersten Chancen. Wesentlicher sind da die Anträge aus Hessen und Franken. Am hessischen Antrag ist vor allem die Übernahme alternativer Sozialstaatskritik bedenklich, die zu Zeiten, wo im großen Maße Sozialleistungen abgebaut werden, zu der Erkenntnis gelangt, daß zuviel Sozialstaat ohnehin von Übel sei. Der fränkische Antrag analysiert die Sozialdemokratie als personifizierten Reformismus, der nie etwas anderes als höchstens ein radikalisierte Reformismus werden könne. Außerdem wird in dem Antrag bestritten, daß die lohnabhängige Bevölkerung ein einheitliches und objektives Interesse an der Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung habe. Die Genossinnen und Genossen müssen gefragt werden, wie bei einer solchen Analyse eine demokratische Veränderung zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung möglich sein soll.

Der Kongreß entschied sich, über keinen dieser Parteianträge zu beschließen. Die Diskussion über die real existierende SPD und ihre Veränderungsmöglichkeiten soll in der Zukunft intensiviert werden.

Unter dem Strich bleiben auch hier viele offene Fragen: So wie die reformistische Mehr-

heit im Bundesvorstand immer wieder versucht, die Bonner Regierungspolitik — z.B. die soziale Demontage («Sozialstaat ist mit einem blauen Auge davongekommen» [Piecyk]) — zu verharmlosen, wagt sie sich auch nicht an eine kritische Auseinandersetzung mit der Parteilinken heran. Eine harte Debatte mit dem linken Flügel der Regierungspartei würde auch das politische Selbstverständnis der reformistischen Strömung bei den Jungsozialisten erkennbarer werden lassen. Vielleicht unterbleibt diese Debatte, weil ein zu hoher Grad an inhaltlicher Übereinstimmung besteht und die reformistischen Jusos nicht so offenkundig in Verbindung gebracht werden wollen mit ihren »Ziehvätern« und deren Diagonalkarriere von links unten nach rechts oben. Daß der Frankfurter Kreis jedoch kaum noch in der Lage ist, ein gemeinsames Handeln der Parteilinken zu organisieren, ist spätestens im Vorfeld und im Verlauf des Münchner Parteitages deutlich geworden, wo relevante Teile dieses Kreises die Haltung der Bundesregierung zum NATO-»Doppelbeschuß« vorbehaltlos unterstützten. Mit welcher inhaltlichen Plattform kann durch innerparteiliche Aktivitäten, verknüpft mit außerparteilichen und parlamentarischen Aktionen, die Neukonstituierung einer Vereinigten Linken von den Jusos in Gang gesetzt werden?

Daß die reformistische Juso-Fraktion in ihrer Mehrheit weit davon entfernt ist, inhaltlich und programmatisch eine Orientierungsfunktion für die Parteilinke wahrzunehmen, zeigte eine Diskussion über die Konsequenz des Hamburger Wahlergebnisses. Im Tenor der Hamburger Parteirechten votierte Willy Piecyk für eine »saubere« Lösung: für Neuwahlen. Er fiel damit den Hamburger Jungsozialisten in den Rücken, die die SPD noch in der Wahlnacht aufforderten, mit der GAL eine Koalition anzustreben, da beide Fraktionen zusammen in der Bürgerschaft eine Mehrheit haben. (Wo will sich Willy Piecyk politisch in der SPD einordnen, wenn er nun die von Willy Brandt geäußerten Gedanken zum Verhältnis von SPD und Grünen sowie die nunmehr laufenden Verhandlungen zwischen der Hamburger SPD und GAL überdenkt?) Beschlossen wurde dann auch ein Initiativ-Antrag des Hamburger Landesverbandes, in dem es u.a. heißt:

»Die Jungsozialisten wenden sich gegen Neuwahlen in Hamburg. SPD und GAL vereinigen mehr als 50 Prozent der Wählerstimmen. Daraus ergibt sich eindeutig ein Wahlauftrag für eine fortschrittliche Regierungsbildung in Hamburg. Die Jungsozialisten fordern die Sozialdemokratische Partei auf, unverzüglich mit der in Hamburg in das Parlament gelangten GAL in Verhandlungen über eine Koalition zu treten. Mit der GAL bestehen in vielen Bereichen inhaltliche Gemeinsamkeiten, so daß die Grundlage für eine Zusammenarbeit gegeben ist. Allerdings wird die SPD sich zu einer radikalen Reformorientierung entschließen müssen.

Die SPD muß ihre Konfrontationspolitik gegenüber dem grün-alternativen Spektrum auf Bundesebene endlich aufgeben. Da das historische Bündnis mit der FDP überholt ist und künftig die grün-alternativen Gruppierungen das fortschrittlich-bürgerliche Wählerpotential ansprechen, sind Formen der Zusammenarbeit mit ihnen zu entwickeln. Kooperativformen zwischen SPD und Grün/Alternativen, die auch auf parlamentarischer Ebene denkbar werden müssen, sind ein Beitrag zur Verhinderung einer Rechtsregierung. Dies schließt auch die Möglichkeit der Koalition ein.«

Das in der Sommerpause insbesondere von Lafontaine und Gaus, aber auch von Vogel thematisierte Problem einer sozialdemokratischen Regierungsbeteiligung in Bonn ist in Lahnstein in einem Initiativantrag des Berliner Landesverbandes zur »Sparoperation 82« angesprochen worden: Er verlangt, daß die sozialdemokratischen Regierungsmitglieder an weiteren Sparmaßnahmen nicht teilnehmen, sondern notfalls die Regierung verlassen sollten.

Im Bereich Wirtschafts- und Sozialpolitik wird eine aktive Beschäftigungspolitik gefordert. Die Jungsozialisten verlangen, in Anknüpfung an die Forderungen der »Memoran-

dumsgruppe«, ein Beschäftigungsprogramm in Höhe von 200 Milliarden DM. Allerdings mangelt es dem gesamten Verband in diesem Arbeitsfeld an verallgemeinerbarer aktionsorientierter Politik vor Ort.

Überraschenderweise wurde auf dem Kongreß ein Aktionsprogramm beschlossen. Als Anträge lagen ein Entwurf aus Südbayern und ein ausführlicher Antrag aus Hamburg vor. Der südbayerische Antrag bezeichnete nur die Arbeitsfelder und enthielt keine konkreten Aktionsvorschläge. Trotz eines engagierten Plädoyers von Rudolf Hartung wurde er nicht angenommen. Beschlossen wurde ein Kompromißantrag, der sich im wesentlichen auf die konkreten Hamburger Aktionsvorschläge beschränkte und die längeren inhaltlichen Ableitungen ausließ. Nach dieser Initiative von Hessen-Süd, gemeinsam mit dem Hamburger Landesverband realisiert, unterliegt der Bundesvorstand jetzt das erste Mal seit langem wieder konkreten Arbeitsverpflichtungen in den Bereichen Frieden, Wirtschafts- und Sozialpolitik, Ökologie sowie Sicherung demokratischer Rechte und Antifaschismus. Zweifellos ein Fortschritt.

In allen relevanten Bereichen — Friedenspolitik, Situation der Partei, Wirtschaftspolitik — fehlten fundierte Anträge, mit denen sich der Kongreß hätte auseinandersetzen können. So sind schließlich Anträge mit wechselnden Mehrheiten — unter jeweils taktischen Vorzeichen — verabschiedet worden. Keiner der drei traditionellen Strömungen des Verbandes ist es mithin gelungen, die innerverbandlichen »Auseinandersetzungslinien« herauszuarbeiten.

Mit den fränkischen Anträgen und dem Südbayern-Entwurf für ein Arbeitsprogramm (Orientierungsrahmen 84), die als Leitanträge des Göttinger Kreises dienten, hat sich diese Juso-Gruppierung auf eine Selbstdarstellung ihrer Positionen beschränkt. Anders als auf den vergangenen Bundeskongressen unternahm diese Gruppierung keinen ernsthaften Versuch, mehrheitsfähige marxistische Positionen durchzusetzen. In der inhaltlichen Debatte bestätigte die sich schon im Vorfeld des Bundeskongresses in der Frage der Hartung-Kandidatur deutlich gewordene Selbstisolierung des Göttinger Kreises sowohl im Gesamtverband als auch speziell innerhalb der marxistischen Jungsozialisten. Insbesondere die fränkischen Anträge, deren politische Substanz nicht bezweifelt werden soll, offenbarten ein unpraktisches Theorieverständnis und sind deshalb für die Orientierung eines Jugendverbandes wenig hilfreich.

### **Bundesvorstandswahlen: Zersplitterung der reformistischen Stimmen**

Bei der Bildung des Bundesvorstandes und der Wahl des Bundessekretärs gab es keinerlei Verschiebungen zwischen den Strömungen. Überraschend war lediglich, daß sich die drei Kandidaten der Minderheit (Scholz, Wasem, Worsch) bereits im ersten Wahlgang mit der absoluten Mehrheit durchsetzen konnten (gemeinsam mit Ulf Skierke). Dies ist allerdings auf Stimmen integrationswilliger Reformisten aus Hessen-Süd zurückzuführen. Die Reformisten waren bei der Wahl der Stellvertreter in der schwierigsten Situation, da sie sich nicht auf zwei Kandidat(inn)en einigen konnten. Von ihnen erreichte niemand die erforderliche absolute Mehrheit im ersten Wahlgang. Sie überließen es also den anderen Gruppierungen, Kandidat(inn)en auszuwählen. Diesen — insbesondere den Bezirken des Hannoveraner Kreises — sollte dann die »Schuld« einer möglichen Nicht-Wahl von erstmals kandidierenden Genossinnen aufgebürdet werden. Entsprechende Gerüchte wurden vor und während des Kongresses — auch von den kandidierenden »Nicht-Stamokap-Frauen« (nach eigener Aussage) gestreut. Das in der Tat schwerwiegendste Problem bei den Frauen-Kandidaturen war, daß beide Genossinnen — wie übrigens auch Ulf Skierke — kein

Votum ihres Bezirkes hatten. Ihre Wahl im zweiten Wahlgang soll und muß verstanden werden als Erkenntnis insbesondere von Bezirken des Göttinger und Hannoveraner Kreises, daß eine Beteiligung von Genossinnen am Bundesvorstand politisch sinnvoll und notwendig ist. Ob durch die Wahl von Gabriele Schwietering und Vera Konieczka mehr als ein Zeichen für den Aufbruch patriarchalischer Strukturen des Juso-Verbandes und für die integrale Behandlung der Frauen-Probleme gesetzt worden ist, muß sich erst noch herausstellen.

Auch bei der Wahl des Bundesvorsitzenden stimmten die reformistischen Bezirke nicht einheitlich, weshalb Rudolf Hartung im ersten Wahlgang mehr Nein- als Ja-Stimmen erhielt und dann im zweiten Wahlgang mit relativer Mehrheit gewählt wurde. Hier hat erstmals eine Juso-Gruppierung einen Vorsitzkandidaten aufgestellt, den sie selbst nur mit äußersten Bedenken unterstützen konnte und dessen Kandidatur sie zuvor als »Armutzeugnis« bezeichnet hat. Rudolf Hartung ist von ihnen allein aus borniertem Fraktionsdenken aufgestellt worden, da sie für keinen Preis die Führung des Verbandes abgeben wollen. Er gehört damit zu den Vorsitzenden, die nur gewählt worden sind, um andere zu verhindern. Dieses machtbesessene Fraktionsdenken, das inhaltliche Fragen in den Hintergrund drängt, muß überwunden werden. Die innerverbandlichen Strömungen und deren Gesprächskreise sind jedoch nicht nur zulässig, sondern bis zum heutigen Tage ein notwendiges Merkmal sozialistischer Organisationen.

Die Bezirke des Hannoveraner Kreises haben damit ihr wichtigstes personelles Ziel, die Wahl von Rudolf Hartung zu verhindern, nicht erreicht. Die entscheidende Voraussetzung — nämlich einen Gegenkandidaten aus den oppositionellen Strömungen aufzustellen — war nicht möglich. Die Verantwortung hierfür trägt der Göttinger Kreis, der selbst keinen Kandidaten vorgeschlagen hatte und den möglichen Kandidaten des Hannoveraner Kreises nicht unterstützen wollte. Damit hat der Göttinger Kreis — was seine verantwortlichen Genossen bereits früh signalisierten — dazu beigetragen, daß sich Rudolf Hartung letztlich durchsetzen konnte. Für die marxistischen Jungsozialisten in ihrer Gesamtheit ist es ein Zeichen der Schwäche, daß sie in dem entscheidenden Moment, wo die Führung des Juso-Verbandes an einen Aparatschik, der im Baracken-Denken verfangen ist, übergehen sollte, kein Bündnis und selbst keine qualifizierte Personaldebatte zustandebringen konnte.

### **Politische Perspektiven für die weitere Arbeit der Jusos**

Mit der Wahl von Rudolf Hartung zum Bundesvorsitzenden besteht die Gefahr, daß die Jungsozialisten innerhalb, aber auch außerhalb der SPD nur noch als halbherzig kritische (noch) Regierungs- oder Parteijugend fungieren werden. Die Beschlußlage nach dem Bundeskongreß in Lahnstein steht einer solchen Entwicklung nur in Ansätzen entgegen.

Zur innerverbandlichen Situation der Jungsozialisten bleibt festzuhalten, daß trotz des Niedergangs der reformistischen Bezirke der marxistische Flügel auf dem Bundeskongreß in Lahnstein nicht führungsfähig war. Zwar konnten in den wichtigsten Debatten unsere Positionen verdeutlicht werden. Dennoch bleibt festzustellen, daß aus den Bezirken des Hannoveraner Kreises kein substanzieller Antrag vorgelegt worden ist, für den sie hätten kämpfen und der einen Schritt zur Vereinheitlichung des Juso-Verbandes auf marxistischer Grundlage hätte bringen können. Es gelang lediglich, in den inhaltlichen Bereichen Frieden, Wirtschaftspolitik und Parteieinschätzung Schlimmeres zu verhindern. Eine unmittelbare Stärkung des marxistischen Flügels bei den Jungsozialisten brachte dieser Bundeskongreß nicht.

Um die Jungsozialisten nicht in die Richtung eines parteifrommen Jugendverbandes abgleiten zu lassen, eine Gefahr, die sich unter einem Bundesvorsitzenden Hartung überdeutlich abzeichnet, wird es notwendig sein, in den Hauptfeldern der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen — in der gegenwärtigen historischen Situation sind das die Bereiche Frieden und Wirtschaftspolitik — zu einer gemeinsamen politischen Praxis zu gelangen.

Für die Bezirke, die sich dem Hannoveraner Kreis zurechnen, wird es darauf ankommen, beispielhafte, für den Gesamtverband nachvollziehbare theoretische und praktische Impulse zu geben. Deshalb ist von einem Autorenkollektiv das spw-Extra »Frieden ist machbar. Sozialistische Positionen zum Kampf für den Frieden« erarbeitet worden, das Grundlage für eine friedenspolitische spw-Tagung am 30./31. Oktober d.J. sein wird, zu der alle Teile der Friedensbewegung und auch sozialdemokratische Befürworter des NATO-»Doppelbeschlusses« eingeladen worden sind.

Deshalb wird es auch für marxistische Sozialdemokraten darauf ankommen, im wirtschafts- und sozialpolitischen Arbeitsfeld aktionsorientierte, also regional praktikierbare Politik zu entwickeln. (Hierzu findet im Frühjahr 1983 eine spw-Tagung statt.)

In diesen beiden zentralen Arbeitsfeldern müssen von unserer Gruppierung Aktionen entwickelt und praktiziert werden, die alle anderen Gliederungen der Jusos übernehmen können. Insofern wird zum einen der Bundesausschuß für die weitere Verbandsarbeit bedeutsamer; und er wird politisiert werden müssen. Zum anderen muß die innerverbandliche Bündnisarbeit rekonstruiert werden. Der Göttinger Kreis kann dabei nicht mehr beanspruchen, der alleinige bzw. wichtigste Bündnispartner zu sein. Die vorhandenen Anknüpfungspunkte für eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Bezirken Baden-Württemberg, Hannover, Westliches Westfalen und Hessen-Süd sind ebenso und intensiver als zuvor zu nutzen.

Ebenso notwendig ist eine Neubestimmung der außerverbandlichen Bündnisarbeit. Neue soziale Bewegungen und die Widerstandskräfte, die sich im Reproduktionsbereich gebildet haben, sind für Jungsozialisten auch wichtige Bündnispartner. Aufgabe der Jungsozialisten ist es deshalb, im außerparteilichen/außerparlamentarischen Bereich hinzuwirken auf eine Vereinheitlichung der Kräfte der Arbeiterbewegung, der Friedensbewegung und der neuen sozialen Bewegungen: Ökologiebewegung, Frauenbewegung, Anti-Rotstiftinitiativen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch die Kräfte, die sich im grün/alternativen Spektrum organisiert haben. Entscheidend für die Bündnisarbeit wird sein, die Autonomie der jeweiligen Bewegungen vorbehaltlos anzuerkennen und sie als Mitstreiter in einem gemeinsamen Kampf auf dem Wege zu einer sozialistischen Gesellschaftsveränderung einzubeziehen, ohne allerdings zwei Kardinalfehler zu begehen: sich unkritisch an die jeweiligen Positionen anzuhängen oder aber den Versuch zu unternehmen, sie in die Sozialdemokratie integrieren zu wollen. »Die Autonomie ... ist (dabei) keine Konzession, sondern bewußtes Instrument beim Aufbau einer Allianz gesellschaftlicher Kräfte, die dem Formenreichtum und der Komplexität der vor uns liegenden Veränderungen gewachsen ist« (Ingrao, in: Perspektiven der Euro-Linken, S. 343).

Wolfgang Friedrich

## »Die Chance der Arbeiterbewegung liegt in der Bewegung der Arbeiter«

### Bericht vom 12. DGB-Bundeskongreß

Vom 16.-22.5.1982 fand im Berliner ICC der 12. Ordentliche Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes statt. Er wurde zu einer Zeit durchgeführt, die durch Probleme für die abhängig Beschäftigten und ihre Familien gekennzeichnet sind, wie es sie in der Geschichte der Bundesrepublik noch nicht gegeben hat: Die Zahl der Arbeitslosen liegt amtlich registriert bei ca. 1,8 Millionen. Mindestens zum zweiten Mal hintereinander mußten 1982 die Erwerbstätigen einen Reallohnverlust hinnehmen. Zunehmende Arbeitsbelastung und der Abbau demokratischer Rechte in den Betrieben und Büros haben dazu geführt, daß die Arbeit in einem immer negativeren Klima stattfindet. Dazu kommt der massive Abbau staatlicher Sozialleistungen vor allem für die gesellschaftlich sowieso schon Benachteiligten: für Arbeitslose und Rentner, für Kranke und Behinderte, Kinderreiche usw.

Ein Ende der kapitalistischen Wirtschaftskrise ist nicht in Sicht. Im Gegenteil: Alle Prognosen lassen ein weiteres Anwachsen der Arbeitslosigkeit mit den entsprechenden negativen gesellschaftlichen Auswirkungen befürchten. Sozialliberale Wirtschaftspolitik nach dem Muster von Keynes ist am Ende ihres Lateins. Obwohl die CDU noch nicht an der Macht ist, wird mehr oder weniger konservative Politik in fast allen gesellschaftlichen Bereichen praktiziert.

Wie wurden von den 525 Delegierten die Ursachen der Wirtschaftskrise diskutiert und analysiert? Gab es unter den 396 Anträgen Forderungen nach Alternativen? Wie stellen sich die Vertreter der 17 Einzelgewerkschaften die Durchsetzung ihrer Forderungen vor? Welche konkreten Aktivitäten wurden beraten und beschlossen? An der Beantwortung dieser Fragen muß der DGB-Bundeskongreß beurteilt werden. Wegen der Bedeutung für die Arbeitnehmer soll dies vor allem an der Wirtschaftspolitik untersucht werden. Zu diesem Thema lagen den Delegierten zwölf Anträge vor. Als sogenannte Leitanträge hatte die Antragsberatungskommission einen Antrag des DGB-Bundesvorstandes und der IG Metall vorgeschlagen.

Als Ursache der Arbeitslosigkeit wird im DGB-Antrag festgestellt, daß diese »eine Störung des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts« darstellt. Gefordert wird ein Beschäftigungsprogramm, das an die Vorschläge des DGB zur Wiederherstellung der Vollbeschäftigung von 1977 anknüpft: »Langfristige Zukunftsinvestitionen« sollen vor allem in folgenden Bereichen im Mittelpunkt stehen:

- Rationellere Verwendung von Energie und Erschließung alternativer Energiequellen zur Nutzung vor allem der Kohle,
- im Wohnungs- und Städtebau, öffentlichem Nahverkehr,
- für Umweltschutz, Rohstoffrecycling und Gewässerreinigung,
- zur Verbesserung der Qualität von Bildungseinrichtungen sowie
- zur Förderung zukunftsorientierter Technologien, die qualitativem Wachstum und der Humanisierung des Arbeitslebens dienen.

Um dies durchzusetzen, werden Bund und Länder an ihre verfassungsmäßige Pflicht, unverzüglich Maßnahmen »zur Wiederherstellung des Gleichgewichts einzuleiten« und an die »bewährte« Form der Mischfinanzierung erinnert.

Etwas weitergehend ist der IG Metall-Antrag, wenn er u.a. feststellt, daß »die überlieferten wirtschaftspolitischen Ideologien und die herkömmlichen wirtschaftspolitischen Konzepte zur Überwindung der Beschäftigungskrise (sich) als untauglich erwiesen« hätten. Auch in diesem Antrag wird eine Politik des qualitativen Wachstums gefordert und an die Aktualität gewerkschaftlicher Forderungen erinnert, nach

- Unantastbarkeit der Koalitionsfreiheit,
- erweiterter Mitbestimmung,
- volkswirtschaftlicher Rahmenplanung und Investitionslenkung sowie
- Überführung von Schlüsselindustrien und marktbeherrschenden Unternehmen in Gemeineigentum.

Beiden und auch allen anderen Anträgen, die zum Teil als Material dazu beschlossen wurden, fehlt sowohl die Analyse der Krise aus den kapitalistischen Verwertungsbedingungen als auch Vorschläge, welche konkreten Handlungsmöglichkeiten der DGB und seine Gewerkschaften haben, ihre Forderungen durchzusetzen. Ansatzweise wird auf die Frage nach den Ursachen in einem Antrag der Gewerkschaft Holz und Kunststoff eingegangen: »Zwar überwindet der Kapitalismus seine Krisen, aber nur, indem der Aufschwung, mit dem die aktuelle Krise überwunden wird, schon die Grundlage für die nächste Krise produziert.« Gefordert wird deshalb als Alternativprogramm, »daß die arbeitende Bevölkerung als Produzent allen gesellschaftlichen Reichtums letztendlich darüber zu entscheiden hat, was und wie produziert wird«. Durch die einstimmige Annahme der Empfehlung der Antragsberatungskommission wurde dieser Antrag allerdings »erledigt«.

Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen durch eine aktive Tarifpolitik durchzusetzen, war und ist die wirkungsvollste gewerkschaftliche Handlungsmöglichkeit. Im Unterschied zu früheren DGB-Kongressen wurde von einer Vielzahl von Rednern die Notwendigkeit gemeinsamen Kampfes beschworen. Dies muß natürlich vor allem für die Durchsetzung der 35-Stunden-Woche gelten.

Hierzu wurde diesmal einem Antrag der Gewerkschaft Holz und Kunststoff zugestimmt, der in ähnlicher Form vor vier Jahren noch abgelehnt worden war: »Gemeinsames Vorgehen zur Durchsetzung von Arbeitszeitverkürzungen und eine stärkere Koordinierung der gewerkschaftlichen Tarifpolitik.« Wie eine »solidarische Tarifpolitik« auszu sehen hätte, wurde dann in einem Antrag der HBV beschlossen:

- Abstimmung über die Taktik des gemeinsamen Vorgehens,
- gemeinsame Aussagen zu wirtschaftlichen und sozialen Grundfragen,
- gegenseitige Unterstützung gegenüber der Propaganda der Unternehmer,
- Sympathie-Aktionen bei Streiks und Warnstreiks,
- solidarischer Kampf gegen Aussperrungen.

Ob es zu gemeinsamen Aktionen des DGB zur Durchsetzung der 35-Stunden-Woche kommt, darüber sind die Meinungen allerdings immer noch sehr unterschiedlich. In einem von der IG Chemie, Papier, Keramik gestellten Antrag werden die DGB-Gewerkschaften aufgefordert, »durch geeignete *Verhandlungsschritte* eine Neuregelung im Hinblick auf die 35-Stunden-Woche in den entsprechenden Tarifverträgen durchzusetzen.« Daß dieses Ziel mit »Verhandlungsschritten« allein nicht zu erreichen sein wird, betonte Hans Jansen, für Tarifpolitik zuständiges Vorstandsmitglied der IG Metall: »Das wird der große Einstiegskampf um weitere Arbeitszeitverkürzungen in den achtziger Jahren.«

Gekämpft wird letztlich dann im Betrieb und nicht auf dem DGB-Bundeskongreß. Dort laufen die unterschiedlichen politischen Strömungen der Einheitsgewerkschaften zusammen, dort werden die inhaltlichen Kompromisse formuliert, dort wird der kleinste gemeinsame Nenner vereinbart.

Für die meisten Delegierten ist dies noch kein Widerspruch: In aller Schärfe die Operation '82 zu kritisieren und gleichzeitig dem sozialdemokratischen Bundeskanzler, der schon an der Operation '83 formuliert, freundlichen Beifall bei seinem wahrscheinlich letzten Auftritt in dieser Funktion auf einem DGB-Kongreß zu spenden. Sozialdemokratischer Reformismus ist am Ende. Die meisten Gewerkschafter wissen es. Weil es an einer politischen Alternative mangelt, schenken auch viele Arbeitnehmer konservativen Lösungsmodellen Glauben. Der höfliche Empfang für die obersten Repräsentanten der Konservativen, Kohl und Strauß, durch die Delegierten des DGB-Kongresses ist ein Hinweis dafür, wie weit das Abfinden mit dieser Politik bis in die Gewerkschaften hinein reicht. Kohl lobte die maßvollen Tarifabschlüsse. Strauß fügte sogar noch hinzu, »daß CDU und CSU sich der Notwendigkeit bewußt sind, daß bei Lohnabschlüssen in Zukunft wenigstens wieder die Inflationsrate im Nettolohn ausgeglichen werden muß«. Ein Lob und eine Ermunterung, die bei allen Gewerkschaftern eigentlich als Ohrfeigen gewirkt haben müßten.

Drei Bereiche sollen über die Wirtschafts- und Tarifpolitik hinaus noch bewertet werden: Als Erfolg der innergewerkschaftlichen Diskussion und sicher auch des Drucks der Friedensbewegung wurde entgegen früheren Aussagen festgestellt, daß es »keine Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa geben darf«. Eine klare Absage an den Nato-Doppelbeschluß, auch wenn dieses Reizwort bewußt umgangen wurde. Der DGB-Bundesvorstand wird aufgefordert, eine Arbeitsgruppe zu bilden, die Vorstellungen erarbeitet, wie die Industrie von militärischer Produktion auf zivile umgestellt werden kann.

Nicht ganz so befriedigend, aber als Schritt in die richtige Richtung, kann die Entscheidung gewertet werden, Arbeitslose in die Gewerkschaftsarbeit einzubeziehen. Dazu sollen u.a. gewerkschaftliche Arbeitskreise gebildet werden.

Als völlig unbefriedigend sind die Konsequenzen aus den Vorfällen bei der »Neuen Heimat« anzusehen. Neue Enthüllungen in der Presse bestimmten streckenweise die Diskussionen auf dem Bundeskongreß. Völlig unklar bleibt, wie und von wem in Zukunft die als notwendig angesehene stärkere Kontrolle der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen ausgeübt werden soll.

An der Basis haben die Affären um die »Neue Heimat« das Vertrauen in die gewählten Repräsentanten der Gewerkschaft stark beeinträchtigt. Bei allen unterschiedlichen gewerkschaftspolitischen Positionen können der DGB und seine Einzelgewerkschaften nichts weniger als das gebrauchen. Der Verlust an Glaubwürdigkeit bei ihren »Stellvertretern« ist bei den Mitgliedern schwerwiegender als ein Beschluß des DGB-Kongresses in diese oder jene gewerkschaftspolitische Richtung.

Die deutschen Gewerkschaften befinden sich vor einer entscheidenden Weichenstellung. In welche Richtung und mit welcher Kraft sich die Arbeiterbewegung entwickelt, hat für den Zustand unserer Gesellschaft schwerwiegende Bedeutung. Noch fehlt es an einer Perspektive, an einem alternativen Konzept, das konservative Rezepten glaubwürdig und wirksam entgegeng gehalten werden kann. Die Beschlüsse des DGB-Bundeskongresses sind allerdings auch kein Rückschritt. Sie lassen noch offen, was jetzt notwendig ist: Autonome und kämpferische Gewerkschaftsarbeit. Die findet allerdings, wie schon gesagt, nicht auf Tagungen und Kongressen, sondern im Betrieb statt.

## Dokumentation

### 12. Ordentlicher DGB-Bundeskongreß in Berlin

#### Antrag 1: Entspannung, Abrüstung und Frieden in der Welt

Der 12. Ordentliche Bundeskongreß ist über die wachsenden Spannungen und zunehmenden Konfrontationen in der Welt zutiefst beunruhigt. Insbesondere der sowjetische Einmarsch in Afghanistan, Militärdiktaturen und Bürgerkriege wie in Polen, in der Türkei und in El Salvador sowie militärische Konfrontationen im Nahen Osten haben der Politik der Entspannung in Europa und in der Welt schweren Schaden zugefügt.

Die Bedrohung des Friedens versetzt alle Menschen in große Sorge. Das anhaltende Wettrüsten sowie die von den beiden Weltmächten praktizierte Politik der Stärke und der Konfrontation sind ein wachsendes Risiko für den Weltfrieden und für das Überleben der Menschheit.

Die Erhaltung des Weltfriedens und die Achtung der Menschenrechte müssen vorrangiges Ziel aller Politik sein.

Die Erfahrungen unserer eigenen Geschichte und die geographische Lage weisen der Bundesrepublik Deutschland auch künftig die Aufgabe zu, einen besonderen Beitrag zur Erhaltung von Frieden, Sicherheit und Stabilität zu leisten. Für den Deutschen Gewerkschaftsbund gibt es keine Alternative zur Politik der Entspannung, Verständigung und Abrüstung. Deshalb sind alle gewerkschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Kräfte in unserem Land aufgefordert, Entspannungs- und Friedenspolitik zu unterstützen.

Der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB fordert nachdrücklich die Fortsetzung einer Politik der Entspannung und der allgemeinen, ausgewogenen und kontrollierten Abrüstung.

Als erste Schritte auf dem Wege einer solchen Friedensordnung bekräftigt der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB die bereits früher erhobenen Forderungen der Gewerkschaften:

- Keine Erhöhung der Rüstungshaushalte in allen Ländern;
- sofortiger Verzicht auf alle neuen Rüstungsprojekte in Ost und West einschließlich der Neutronenbombe, deren völkerrechtliche Ächtung angestrebt werden muß;
- Verbot der Entwicklung, Herstellung, Lagerung und Weitergabe atomarer Waffen und anderer Vernichtungsmittel sowie neuer Waffentechnologien;
- weitere konstruktive Beiträge der Bundesregierung bei allen derzeit aktuellen Abrüstungsverhandlungen.

Insbesondere fordern die deutschen Gewerkschaften mit Nachdruck, daß die Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion über die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Europa ernsthaft und zügig fortgesetzt werden. Alle in Europa stationierten und auf Europa gerichteten Waffen dieser Art müssen abgebaut werden. Es darf keine Stationierung neuer Mittelstreckenwaffen in Europa geben.

Der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB unterstreicht erneut nachdrücklich die Bedeutung der Beschlüsse der »Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa« (KSZE) in Helsinki und ihrer Folgekonferenzen.

Die Verhandlungen zwischen den Großmächten über die Begrenzung und Reduzierung des strategischen Atomwaffenpotentials (SALT) müssen wieder aufgenommen und fortgesetzt werden. Die deutschen Gewerkschaften erwarten, daß die internationalen Verhandlungen über beiderseitige ausgewogene Truppenverminderungen (MBFR) zu baldi-

gen Ergebnissen führen. Sie müssen durch Verhandlungen über die Beseitigung von B- und C-Waffen ergänzt werden.

Der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB verurteilt die Tatsache, daß die Staaten dieser Welt, im Osten wie im Westen, in den Industrie- wie in den Entwicklungsländern, nach wie vor unvorstellbare Summen für militärische Zwecke aufwenden. Die für Rüstungsausgaben verschwendeten Mittel werden dringend benötigt, um den sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt, insbesondere in den Entwicklungsländern, zu fördern. Der Bundeskongreß verlangt, daß die Industriestaaten in Ost und West ihrer politischen und moralischen Verpflichtung nachkommen, ihren Einsatz für die Entwicklung der Dritten und Vierten Welt zu verstärken. Die deutschen Gewerkschaften bekräftigen ihre ablehnende Haltung gegenüber Rüstungsexporten. Sie wiederholen ihre Forderung nach Einrichtung eines Abrüstungsamtes, das eine planvolle Umstellung von Rüstungsproduktion auf zivile Fertigung ermöglichen soll.

Der DGB-Bundesvorstand wird aufgefordert, eine Arbeitsgruppe zu bilden, die Vorstellungen erarbeitet, wie die Industrie von militärischer Produktion auf zivile Produktion umgestellt werden kann.

Der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB unterstützt den systematischen Aufbau einer Konfliktforschung und Friedensplanung zur frühzeitigen Erkennung und Abwendung von Spannungen. Er fordert, daß die Friedenserziehung Thema des gesellschaftspolitischen Schulunterrichts wird. Die Gewerkschaften werden sich selbst umfassend bemühen, das Bewußtsein für eine aktive Friedenspolitik zu stärken, vor allem im Rahmen des traditionellen Antikriegstages. Der DGB wird auf allen Ebenen eigene Maßnahmen organisieren und weiterführen.

In Verfolgung dieser Ziele beauftragt der 12. Ordentliche Bundeskongreß des DGB den Bundesvorstand, die Bundesregierung, den Bundestag sowie alle demokratischen Parteien zu drängen, verstärkt eine Politik der Entspannung in Europa und in der Welt und der Sicherung des Friedens zu betreiben.

### **Antrag 84: Beschäftigungssichernde Wirtschaftspolitik**

Die in den letzten Jahren eingetretene und für die kommenden Jahre prognostizierte Arbeitslosigkeit stellt eine Störung des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts dar. Nach den Grundsätzen des Sozialstaats sind Bund und Länder gemäß Art. 109 Abs. 2 GG verpflichtet, unverzüglich Maßnahmen zur Überwindung der Arbeitslosigkeit und damit zur Wiederherstellung des Gleichgewichts einzuleiten. Diesem Ziel steht sowohl die Hochzinspolitik der Bundesbank wie auch der Sparkurs der öffentlichen Haushalte entgegen.

Deshalb fordert der DGB Bund, Länder und Gemeinden zu einer beschäftigungssichernden Finanzpolitik auf. Die Bundesbank wird aufgefordert, ihre Geldpolitik an den Bedürfnissen der Beschäftigungssicherung zu orientieren. Erforderlich sind Investitionen, die über ein höheres qualitatives Wachstum zusätzlich Arbeitsplätze schaffen. Diese langfristige Investitionssicherung kann nicht durch kurzfristige Konjunkturprogramme erfüllt werden. Notwendig ist eine Beschleunigung und Verstetigung des qualitativen Wachstums, das die Sicherstellung künftiger Bedarfe gewährleistet, die notwendige Strukturanpassung der Wirtschaft erleichtert und damit auch die Angebotsbedingungen für die Unternehmen verbessert. Dieser Zielsetzung sind alle anderen wirtschaftlichen Aktivitäten zuzuordnen.

Der DGB knüpft damit an Forderungen an, die er bereits in seinen Vorschlägen zur Wiederherstellung der Vollbeschäftigung vom Juli 1977 erhoben hat.

Eine derartige, die Beschäftigung langfristig sichernde Weichenstellung der Wirtschaftspolitik ist inzwischen noch dringlicher geworden,

- um dem drohenden Anstieg der Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahren entgegenzuwirken,
- um eine umweltfreundliche und Ölimporte ersparende Energieversorgung der Bundesrepublik sicherzustellen und damit das Ölimportbedingte Leistungsbilanzdefizit abzubauen,
- um die Lebens- und Umweltqualität in der Bundesrepublik zu verbessern.

Ein erster Abschnitt der langfristigen Investitionspolitik muß das auslaufende Programm für Zukunftsinvestitionen ersetzen. Dafür sollen von Bund, Ländern und Gemeinden bis 1985 mindestens 50 Milliarden DM zusätzlich zu den mittelfristig eingeplanten Mitteln bereitgestellt werden. Damit diese Investitionen kurzfristig zur konjunkturellen Belebung der Binnennachfrage beitragen können, müssen sie unverzüglich projektiert und begonnen werden.

Im Mittelpunkt der langfristigen Zukunftsinvestitionen müssen stehen:

1. Öffentliche und private Investitionen zur rationellen und sparsamen Verwendung von Energie, zur Erschließung alternativer Energiequellen und zur vorrangigen Nutzung der heimischen Energiequellen, vor allem der Kohle.
2. Weiterhin muß das Programm dringende öffentliche Bedarfe in folgenden infrastrukturellen Schwerpunkten abdecken:
  - a) Wohnungs- und Städtebau, insbesondere sozialer Mietwohnungsbau in Ballungsgebieten, sozial orientierte Wohnungsmodernisierung, Sanierung und Wohnumfeldverbesserung der Innenstädte;
  - b) Verkehr, insbesondere Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, Beseitigung von Verkehrslärm und Unfallgefahren;
  - c) Umweltschutz, Verbesserung der Trinkwasserversorgung und -qualität, Verringerung der Luftverschmutzung, aktiver und passiver Lärmschutz, Müllbeseitigung, Rohstoffrecycling und Landschaftsschutz sowie Sanierung der Binnengewässer und des Meeres;
  - d) Verbesserung der Qualität von Bildung und beruflicher Bildung durch Ausbau der schulischen Einrichtungen und Ausbildungsstätten;
  - e) Förderung zukunftsorientierter Technologien, die gleichermaßen der Erhaltung und Verbesserung unserer Wettbewerbsfähigkeit wie dem qualitativen Wachstum und der Humanisierung des Arbeitslebens dienen.

Die Finanzierung beschäftigungssichernder Investitionen ist durch die Kombination verschiedener Maßnahmen zu gewährleisten.

Wachstums- und Beschäftigungseinbußen führen zu sinkenden Steuer- und Beitragseinnahmen und verursachen hohe öffentliche Kosten zur Finanzierung der Arbeitslosigkeit. Die Wachstums- und Beschäftigungskrise ist zugleich die Ursache der Finanzkrise. Alle Versuche, die öffentlichen Haushalte durch eine reine Sparpolitik zu sanieren, vergrößern wegen ihrer krisenverschärfenden Wirkung die Finanzprobleme. Eine Voraussetzung zur Haushaltskonsolidierung ist eine beschäftigungssichernde Finanzpolitik, da nur sie über höhere Steuern und Beitragseinnahmen und durch den Abbau der Kosten der Arbeitslosigkeit zur Verringerung der Neuverschuldung beitragen kann.

Die Spielräume zur Kreditfinanzierung einer beschäftigungssichernden Finanzpolitik sind aber enger geworden. Die psychologischen Widerstände gegen ein Anwachsen der Staatsverschuldung haben zugenommen. Die Zinsbelastung der öffentlichen Haushalte hat infolge der Hochzinspolitik an Gewicht zugenommen. Dennoch ist festzustellen:

a) Staatsverschuldung und Zinsbelastung sind in der Bundesrepublik niedriger als in den meisten vergleichbaren Industrieländern. Der DGB wendet sich daher mit allem Nachdruck gegen eine Polemik, die im Zusammenhang mit der Staatsverschuldung von Inflation, Staatsbankrott, Währungsreform und Devisenzwangswirtschaft spricht. Dadurch werden in der Bundesrepublik historisch begründete Ängste vor Währungsreformen und galoppierenden Inflationen geschürt und politische Fehlentscheidungen begünstigt. Die Inangasetzung der Notenpresse im Gefolge zweier Weltkriege ist mit der heutigen Staatsverschuldung und der allgemeinen wirtschaftlichen Situation in der Bundesrepublik in keiner Weise vergleichbar. Die durch Fehlinformationen geschürten Ängste können jedoch die Handlungsfähigkeit der Wirtschafts- und Finanzpolitik zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit schwer beeinträchtigen.

b) Krisenbedingte Steuer- und Beitragsausfälle sowie ein krisenbedingter Zuschußbedarf der Bundesanstalt für Arbeit müssen durch höhere Nettokreditaufnahmen ausgeglichen werden. Die Vermeidung derartiger Defizite durch Verminderung der sozialen Leistungen oder verminderte öffentliche Investitionen lehnt der DGB ab, da sie in die Sackgasse einer »Brüning-Politik« führen.

c) Die Deutsche Bundesbank muß durch eine Politik möglichst niedriger Zinsen mit dazu beitragen, die Zinsbelastung der öffentlichen Haushalte niedrig zu halten, um finanzpolitische Handlungsspielräume zurückzugewinnen und zu erhalten. — Infolge der enger gewordenen Spielräume der Kreditfinanzierung sind zusätzliche Finanzierungsquellen zur Sicherung einer beschäftigungssichernden Finanzpolitik zu nutzen.

Beschäftigungswirksame Umschichtung von öffentlichen Ausgaben, insbesondere Einsparung von Subventionen, soweit sie nicht unmittelbar, kontrollierbar und gezielt zur Schaffung von Arbeitsplätzen bzw. zur Verbesserung des qualitativen Wachstums beitragen. Der DGB verweist in diesem Zusammenhang auf seine »Forderungen und Vorschläge zur Subventionskontrolle« vom 22.2.1980 sowie auf die diesbezüglichen konkreten Forderungen seines Grundsatzprogramms (Abschn. 12: Öffentlicher Haushalt, Finanz-, Steuer- und Geldpolitik). — Mobilisierung von privaten Investitionen in den Schwerpunkten des geforderten langfristigen Investitionsprogramms durch finanzielle Anreize sowie durch Auflagen und Gebote, zum Beispiel zur Durchsetzung von Energiespar- und Umweltschutzmaßnahmen. — Abbau unnötiger Investitionerschwernisse, zum Beispiel durch Straffung und Beschleunigung überlanger Prüfungs- und Genehmigungsverfahren. In diesem Zusammenhang wendet sich der DGB jedoch mit Nachdruck gegen ein Operieren mit unbeweisbaren Zahlen über die Größenordnung eines sogenannten »Investitionsstatus« sowie insbesondere gegen alle Versuche, notwendige Reformgesetze und Maßnahmen zum Schutz der Menschen und der Umwelt als »Investitionshemmnisse« zu diffamieren und abzuschaffen. — Einführung einer Ergänzungsabgabe zur Einkommensteuer für Bezieher höherer Einkommen sowie eines Arbeitsmarktbeitrages für alle am Erwerbsleben Beteiligten. — »Zur Verwirklichung einer beschäftigungssichernden Finanzpolitik müssen Bund, Länder und Gemeinden durch ein gleichgerichtetes und abgestimmtes Verhalten beitragen.« (DGB-Grundsatzprogramm) Deshalb forderte der DGB Bund, Länder und Gemeinden auf, insbesondere bei der Aufstellung, Finanzierung und Durchführung des langfristigen Investitionsprogramms nach den Spielregeln des »kooperativen Föderalismus« zusammenzuarbeiten. Dabei sollte auch auf die Mischfinanzierung öffentlicher Vorhaben durch Bund und Länder zurückgegriffen werden, wie dies im Grundgesetz vorgesehen ist und sich bei früheren Programmen bewährt hat.



# frontal

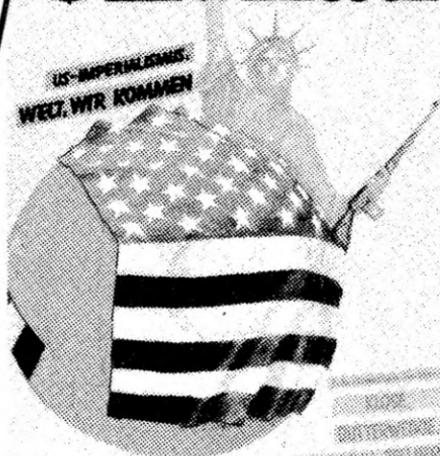
Das  
sozialistische  
Studentenmagazin  
bringt im Mai/Juni



Das sozialistische Studentenmagazin  
12. Jahrgang, 26. 7. Juni 1992 1,- DM

# frontal

## US-IMPERIALISMUS



**Interventionsversuche  
in Nicaragua  
Mit CIA und „Free Europe“  
gegen die sozialistischen  
Staaten  
BRD – wie weiter?  
Zu den Demokratischen  
Sozialisten: Klose,  
Butterwegge, Horstmann,  
Zellner  
SPD-Parteitag**

- Ich abonniere die frontal zum Preis von 12 DM im Jahr.  
 Ich möchte ein kostenloses Probeexemplar.

Name: .....

Adresse: .....

Datum/Unterschrift: .....

frontal, Postf. 17 02 03, 5300 Bonn 1.

## Besprechungen

### **Bruno Trentin: Die andere Gewerkschaft — Vom traditionellen Syndikalismus zur politischen Bewegung — Gespräche mit Bruno Ugolini — VSA-Verlag, Hamburg 1982, 216 S., DM 24,80**

Mangelndes politisches Bewußtsein der Arbeiter, eine stark zentralisierte und abgeklärte Gewerkschaftsführung, eine Krise der Formen demokratischer Beteiligung — so beschreibt Bruno Trentin die italienische Gewerkschaftsbewegung bis Mitte der 60er Jahre. Heute hat sie sich zur politischen Bewegung entwickelt, die italienischen Arbeiter gehören zu den kampfpreudigsten Westeuropas, die zwischenzeitlich auch bei weitreichenden Forderungen wie Investitionskontrolle und wirtschaftspolitischer Planung Kampferfahrungen und Erfolge zu verzeichnen haben.

Die Beschreibung der in die Sackgasse geratenen »alten« Gewerkschaftsbewegung und die Analyse ihrer Probleme im ersten Teil des Buches schaffen in zweierlei Hinsicht Spannung für die weiteren Kapitel:

Bruno Ugolini stellt dem Bundessekretär der CGIL Fragen zum Wandel der Gewerkschaften: Warum gibt es in Italien eine klassenspezifische Gewerkschaftsbewegung, die auch für nicht lohnorientierte Ziele so lange zu kämpfen bereit ist? — Wie konnten die bürokratischen Gewerkschaftsstrukturen überwunden werden, wie wurde eine breitere Beteiligung der Basis an den Kämpfen erreicht? — Welches Verhältnis haben die Gewerkschaften zum Staat, wie definieren sie ihre Autonomie? — Welche Aufgaben sind insbesondere bei zunehmender Arbeitslosigkeit noch zu bewältigen, wie stellt sich Bruno Trentin die »andere Gewerkschaft« vor?

Für deutsche Gewerkschafter ist das Buch aber nicht nur aus Interesse an der Entwicklung der italienischen Arbeiterbewegung lesenswert; Trentin spricht selbstkritisch Probleme an, die heute in der bundesdeutschen Gewerkschaftsdiskussion unter den Stichworten »gewerkschaftliche Autonomie«, »qualitative Tarifpolitik« und »Basis-Führung-Konflikt« eine zentrale Rolle spielen. Wenn auch die italienischen Lösungsmuster nicht ohne weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragbar sind, können die italienischen Erfahrungen doch bei der Reflexion unserer Probleme helfen.

In Italien setzte ein Überdenken der gewerkschaftlichen Grundforderungen und die Diskussion über basisdemokratische Strukturen in der Phase des Heißen Herbstes '68 ein. Es wurde der Mangel erkannt, daß in der Hierarchie der Gewerkschaftsbewegung die Arbeiter in den Betrieben eine rein ausführende Rolle spielten und kaum über Entscheidungsinstrumente verfügten. »Die Arbeiterschaft nahm an den Streiks und Tarifrunden teil, aber mehr aufgrund ihres Vertrauensverhältnisses zur Gewerkschaft als aus der Einsicht der politischen Zusammenhänge heraus.« Als neue Kampfform in den Betrieben entwickelten sich unbezahlte Versammlungen, in denen über Tarifverhandlungen diskutiert und abgestimmt wurde. Diese Versammlungen begleiteten den Verhandlungsverlauf und waren in der Lage, große Teile der Belegschaften zu mobilisieren.

Die direkte Beteiligung und Kontrolle der Arbeiter während dieser Kämpfe stellten die Gewerkschaften vor die Notwendigkeit, durch neue Beteiligungsinstrumente dauerhaft die stärker gewordene Position der Arbeiter zu erhalten. Erster Ausdruck dieser Erneuerungsphase waren die Aufhebung der traditionellen Gewerkschaftsstrukturen und die Stärkung der Gewerkschaft im Betrieb, die Schaffung von Delegierten und Fabrikräten.

Dieses neue Prinzip der Beteiligung aller Arbeiter an den gewerkschaftlichen Entscheidungsprozessen führte — entgegen aller Erwartungen — zu einem sprunghaften Anwachsen der Mitgliederzahlen der Gewerkschaften, die sich für diese basisdemokratischen Strukturen ausgesprochen hatten. Für Bruno Trentin zeigen die Erfahrungen, daß die Räte auch später Ausdruck einer Massenbeteiligung der Arbeiter blieben.

Die neuen Kampfformen und Organisationsstrukturen blieben nicht ohne Auswirkungen auf die Kampfinhalte. In der Folgezeit wurden langanhaltende Auseinandersetzungen durchgestanden, bei denen es nicht um lohnorientierte Ziele ging, sondern um politische Forderungen: um Kontrolle über Investitionen und um die Einwirkungsrechte auf »was«, »warum« und »wie« produziert wird. Eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg dieser Kämpfe war die Entwicklung eines politischen Bewußtseins der Arbeiter, die den Betrieb nicht losgelöst von Wirtschaftsplan und Wirt-

schaftspolitik begriffen. Bei der Durchsetzung der Forderungen nach Investitionskontrolle stand die Gewerkschaft vor der neuen Aufgabe, Mittel zu finden, die Informationen über Produktion und Investition »mit einer ökonomischen und politischen Kultur zu verschweißen«, vor allem durch eine neue Art der gewerkschaftlichen Schulung die Kollegen zu befähigen, nicht nur die finanzielle Leitung und die Investitionsstrategien der Betriebe zu überschauen, sondern auch Industriepolitik auf nationaler und internationaler Ebene zu interpretieren.

Die Ausweitung der gewerkschaftlichen Forderung auf Beeinflussung von Investitions- und Beschäftigungspolitik bedeutet zugleich die Ausweitung der Konfrontation von der Betriebsebene auf die Ebene der Region und des gesamten Produktionsbereiches. Fragen der Dezentralisierung der Produktion, der aktiven Arbeitsmarktpolitik oder der Reform der Berufsausbildung können von den italienischen Gewerkschaften nicht durch betriebliche Verhandlungen gelöst werden, sondern stellen sie vor die Aufgabe, eine neue Dimension der kollektiven Aushandlung zu erreichen.

Der Einheitsverband (CGIL, CISL und UIL) hat nach zehnjähriger Diskussion jetzt die Entscheidung getroffen, Gebietsräte zu gründen, um auch auf der Ebene des Bezirks und der Region föderative Strukturen einzurichten. Selbstkritisch analysiert Trentin jedoch auch, daß eine Veränderung der Strukturen allein nicht ausreicht, um die Probleme der sich verschärfenden Krise zu lösen. »Ohne gezielte Arbeit, konstante Initiative, schöpferische Reflexion und wahren politischen Kampf verfällt der Fabrikrat wie jedes andere Instrument der Basisdemokratie auch in die Logik des Delegierens, der passiven Verwaltung des Bestehenden.« Zugleich spricht er sich gegen eine in der italienischen Diskussion aufgekommene Forderung aus, die von den Arbeitern erreichten Formen der Kontrolle durch legislative Maßnahmen festzuschreiben. Hierbei würde es sich nach seiner Meinung darum handeln, die Massenerfahrung der Arbeiter, die sich noch im Stadium der Bildung und Erprobung befindet, in den Käfig eines »legislativen Mechanismus« zu stecken, der unweigerlich beide Seiten in erstarrte Prozeduren zwingen würde. Trentins Kritik an den europäischen Mitbestimmungsmodellen und an dem Prinzip der Spaltung der Interessenvertretung in der Bundesrepublik Deutschland wirft die Frage auf, inwieweit sich diese Praxis als Hemmschuh für eine autonome Gewerkschaftspolitik erweist.

Die Versäumnisse der italienischen Gewerkschaften werden darin gesehen, daß sich die Kämpfe auf den Akkumulationsmechanismus ausgewirkt und die strukturelle Krise beschleunigt haben, ohne unmittelbar und bewußt nach einem Ausweg aus dieser Krise zu suchen. »Schließlich hat man geögert, über gemeinsame Zielsetzungen eine Einigung mit der großen Masse der Arbeitslosen herzustellen.« Aus dieser Selbstkritik leiten sich auch Trentins Vorstellungen von der »anderen Gewerkschaft« ab. Auch in Italien verstärkt sich mit der Krise das Problem, daß die junge Generation es immer schwerer haben wird, eine stabile Beziehung zur »produktiven Aktivität« zu finden. Die Gruppe derer, die vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen ist, wächst. Seine These für eine sozialistische Gewerkschaftspolitik: Die Gewerkschaft kann immer weniger traditionelle Interessen verteidigen, sie muß eine Einheit schaffen zwischen den »Geschützten« und der »zweiten Gesellschaft«, den Arbeitslosen. Ohne diese Einheit wird für die Gewerkschaft selbst die Verteidigung der Festangestellten zunehmend schwieriger. Die gesellschaftlichen Entwicklungen in Italien zwingen die Gewerkschafter, »sich vollständig und definitiv von der mystischen und verknöcherten Auffassung von der Arbeiterklasse zu befreien«.

In der italienischen Diskussion stellt sich auch die Frage nach der Zukunft der Arbeit. Bedeutet die zu beobachtende Abkehr von der Arbeit eine nicht mehr rückgängig zu machende Krise der Arbeit, oder ist sie als eine Suche nach einer neuen Art zu arbeiten zu interpretieren? Für Trentin ist Arbeit nicht ein notwendiges Übel zu Existenzsicherung, sie bedeutet auch Antrieb für das Heranreifen von neuen Freiheitsbestrebungen der Menschen.

»Der Kampf um eine neue Qualität der Arbeit, für die Veränderung der technischen Arbeitsteilung und die Aufhebung der Trennung zwischen Ausführung und Befehl ist nicht nur möglich und so geartet, daß er greifbare Ergebnisse zeitigen kann, sondern er ist auch notwendig und ausschlaggebend für die Wiedervereinigung der versprengten Kräfte auf dem Arbeitsmarkt um einen 'menschlichen' Plan.«

Insgesamt gibt diese Veröffentlichung einen anschaulichen Überblick über die Stationen der

Kämpfe der italienischen Arbeiterbewegung, sie zeigt die Dynamik, das ständige Überdenken, die Bereitschaft zur Selbstkritik und zur Veränderung, sie regt an zum Nachdenken über die Situation der deutschen Gewerkschaften. Jedoch stellt das Buch auch hohe Anforderungen an den Leser: Die Fragen von Bruno Ugolini setzen Vorkenntnisse der italienischen Situation voraus, das Verstehen des Textes wird erschwert durch eine Übersetzung, die italienischen Satzbau und sprachliche Form teilweise stark übernommen hat.

Karin Tondorf-Spieß (Berlin/West)

**Volker Gransow und Michael Krätke (Hrsg.): Viktor Agartz. Wirtschaft, Lohn, Gewerkschaft. Ausgewählte Schriften. Mit einem Plädoyer von Gustav Heinemann. (Gewerkschaftspolitische Studien, Bd. 17) Verlag Die Arbeitswelt Berlin (West) 1982, 223 S., DM 20,—**

Zuerst gab es eingangs der 70er Jahre lediglich eine Sammlung weniger Artikel aus der Korrespondenz für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (*L. Ziegenbalg [Hrsg.], Viktor Agartz. Gewerkschaft und Arbeiterklasse, München 1971*), in denen *Viktor Agartz* vor allem in den späten 50er Jahren die westdeutschen Gewerkschaften einer gelegentlich scharfen Kritik unterzogen hatte. Ausgangs der 70er Jahre erschien dann eine Monographie (*V. Gransow/M. Krätke, Viktor Agartz. Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik, Berlin/West 1978*), in der vor allem das lohnpolitische Konzept von Viktor Agartz aus marxistischer Sicht auf seine ökonomischen Konsequenzen hin untersucht wurde. Es folgte eine Studie (*B. Koolen, Die wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzeption von Viktor Agartz zur Neuordnung der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Köln 1979; besprochen in spw 14, 1982, 100f.*), die vor allem dessen wirtschaftspolitisches Konzept aus gleichfalls marxistischer Sicht auf seine transitorischen Qualitäten hin prüfte. Schließlich kam vor kurzem eine Monographie hinzu (*H. W. Weitzen, Gewerkschaften und Sozialismus — Naphtalis Wirtschaftsdemokratie und Agartz' Wirtschaftsneuordnung, Ffm/New York 1982*), in der dieses Konzept im Vergleich mit dem früheren gewerkschaftlichen Konzept der Wirtschaftsdemokratie auf Schwächen, Lücken und Stärken für die Erfüllung der gewerkschaftlichen Doppelfunktion untersucht wird. Der nach Kriegsende für etwa ein Jahrzehnt in der wirtschaftspolitischen und lohnpolitischen Diskussion stark beachtete marxistische Gewerkschafter und Sozialdemokrat Viktor Agartz war nun spätestens wieder entdeckt. Mit der jetzt erschienenen Sammlung von zwölf, teils seit den späten 50er Jahren, teils bereits in den frühen 50er und ausgehenden 40er Jahren entstandenen Publikationen, die unter den Überschriften »Wirtschaft«, »Lohn« und »Gewerkschaft« zusammengestellt wurden, erleichtern es *Volker Gransow* und *Michael Krätke*, sich auch einige wichtige Schriften von Viktor Agartz wiederanzueignen. Über Viktor Agartz informieren ein biographischer Anhang (193-195) und das — leider ohne Quellennachweis — abgedruckte biographisch informative Plädoyer, das Gustav Heinemann als Verteidiger im Bundesgerichtshofprozeß gegen Viktor Agartz wegen angeblicher landesverräterischer Beziehungen hielt (203-223). Wer mehr über diesen Prozeß, der exemplarisch die Versuche zur Stigmatisierung marxistischen Denkens in den 50er Jahren illustriert, wissen möchte, sei auf das von *Dieter Posser* gehaltene zweite Plädoyer (in: *Hans Georg Hermann [i.e. Hermann Schäfer], Verraten und verkauft, Fulda 1959, 229ff.*), das Schlußwort des Angeklagten selbst (*V. Agartz, Wer gefährdet die Demokratie?*, in: *Andere Zeitung, 4. Jg., Nr. 1, Hamburg, 2.1.1958, 5*) und den Freispruch (in: *W. Wagner [Hrsg.], Hochverrat und Staatsgefährdung, Bd. II Karlsruhe 1958, 186-224*) sowie eine neuere Würdigung hingewiesen (*A.v. Brünneck, Politische Justiz gegen Kommunisten in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1968, Ffm 1978, 202f.*). Auch die — in der ansonsten lückenhaften Liste einiger Schriften über Viktor Agartz genannte (202) — zeitgenössische Stellungnahme von Wolfgang Abendroth (*W. Abendroth, Das Urteil im Prozeß Agartz, in: Sozialistische Politik, 5. Jg., 1958, H. 1, 2f.*) ist hierzu noch heute lesenswert. Solcher Stigmatisierung ist zum Teil auch das zeitweilige Verschwinden seiner Konzepte aus der marxistischen Diskussion geschuldet.

Ob sich diese Konzepte tatsächlich in den drei Phasen entwickelten, wie Volker Gransow und Michael Krätke unterscheiden (77f.) — ein bis 1952 währendes, eher offensives Eintreten für eine Neuordnung; ein bis 1956 vorherrschender, eher defensiver Kampf gegen die Restauration; eine zunehmend resignativere Haltung angesichts einer vermeintlich erfolgten Integration der Arbeiter-

bewegung danach — sei dahingestellt. In der vorliegenden Sammlung findet sich aus jeder dieser Phasen mindestens eine Publikation in jedem Abschnitt. Der Abschnitt »Wirtschaft« bietet »Sozialistische Wirtschaftspolitik« (1946), worin das Konzept der Wirtschaftsneuordnung mit seiner Verknüpfung staatlicher Planung, gewerkschaftlicher Mitbestimmung und privaten, genossenschaftlichen und öffentlichen Eigentums an Produktionsmitteln entworfen wird; ferner »Wirtschafts- und Steuerpolitik« (1954), womit dieses Konzept vor allem gegen konkurrierende Auffassungen von Mitbestimmung und Miteigentum an Produktionsmitteln verteidigt wird sowie »Zur Situation des Nachkriegskapitalismus« (1958), wodurch das Scheitern des Konzepts verständlicher gemacht wird. Zusätzlich wäre »Zur Neuordnung von Kohle und Eisen« (1953) (in: Mitteilungen des WWI der Gewerkschaften, 6. Jg. Nr. 3, Köln, März 1953, 47-52) wünschenswert gewesen, weil Viktor Agartz darin ausführt, wie er sich die Überführung der Montanindustrie in Gemeineigentum vorstellt. Gemeinsam mit weiteren Texten, beispielsweise den Gransow und Krätze anscheinend nicht bekannten Reden, in denen Agartz vor dem Landtag Nordrhein-Westfalen die Sozialisierung u.a. der Montanindustrie begründet und vor der Industriegewerkschaft Bergbau die Entwicklung des Kohlebergbaus untersucht (vgl. Weitzen 1982, 278), hätte sich hier zum aus marxistischer Sicht zentralen Element des Konzepts ein Schwerpunkt angeboten.

Im Abschnitt »Lohn« sind fünf vorzüglich ausgewählte Texte vereint, darunter »Die Lohnpolitik der deutschen Gewerkschaften« (1950), »Expansive Lohnpolitik« (1953), worin eine aktive, d.h. ausschließlich am Interesse der Mitglieder orientierte, zudem dynamische, d.h. einer Unterkonsumtion wegen Mangels an Nachfrage vorbeugende und schließlich auch expansive, d.h. vor allem eine Rationalisierung und Expansion der Produktion fördernde, gewerkschaftliche Lohnpolitik skizziert wird, und »Das Lohnkartell« (1961). Die in den Abschnitt »Gewerkschaft« aufgenommenen Publikationen erleichtern die ausstehende Diskussion über die bei Agartz gelegentlich vermutete, meines Erachtens aber nur bruchstückhaft und auch das erst nach seinem Ausscheiden aus gewerkschaftlichen Diensten vorhandene Konzeption der Gewerkschaft. Während »Gewerkschaften und Wirtschaft« (1947) lediglich die geforderte Mitwirkung der Gewerkschaften in einer durch Planung, Gemeineigentum und Mitbestimmung neugeordneten Wirtschaft umreißt und »Zur Situation der Gewerkschaften im liberal-kapitalistischen Staat« (1952) nach der Auseinandersetzung um Montanmitbestimmung und Betriebsverfassung das Verhältnis der Gewerkschaften als einer Organisation der Nichteigentümer von Produktionsmitteln zum im Kern als Instrument der Eigentümer von Produktionsmitteln gesehenen Staat bestimmt, wendet sich Viktor Agartz in »Gewerkschaften in der Zeitenwende« (1959) der Entwicklung und dem Zustand der Gewerkschaften selbst zu. Dies hatte er früher, wie beispielsweise sein hier nicht aufgenommener Artikel »Entwicklung und Struktur der europäischen Gewerkschaften« (1951) (in: *A. Pass/R. Darius [Hrsg.]*, Europa — Erbe und Auftrag, Köln 1951, 180ff.) und hier besonders die harmonistischen Passagen zur deutschen Situation als Kontrast verdeutlichen können, weitgehend vermieden. Die Aufgaben der Gewerkschaft bestimmt er nun in marxistischem Sinne. »Von seiner Arbeitsleistung«, so ist zur gewerkschaftlichen Lohnpolitik zu lesen, »erhält der Arbeiter einen Teil, den Lohn, während der andere Teil, der Mehrwert, in das Eigentum des Besitzers an Produktionsmitteln übergeht. In der kapitalistischen Gesellschaft ist es zwar nicht möglich, den Mehrwert über die Lohnpolitik abzuschaffen. Nur durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel gelangt der Mehrwert in das Eigentum der Arbeiterklasse. Die Höhe des Mehrwerts und die Aneignung dieses Mehrwerts durch den Betrieb sind aber die alleinige Begründung für die Lohnforderung der Arbeiter. Mit einer Lohnforderung verlangt der Arbeiter nichts anderes als einen weiteren Teil des Betrages, der ihm zusteht und der ihm vorenthalten wird.« (185)

Zur gewerkschaftlichen Wirtschaftspolitik wird gefordert, die kapitalistische Ordnung durch eine sozialistische zu ersetzen (182). Diese Aufgabe teilt die Gewerkschaft mit einer Partei. »Aufgabe einer politischen Arbeiterpartei ist es, den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse theoretisch vorzubereiten, ihn politisch, vornehmlich von der Tribüne des Parlaments, zu führen und ihn sozialistisch fortzuentwickeln. Sache der Gewerkschaften ist es, diesen gleichen Kampf aus dem Arbeitsverhältnis in den Betrieben zu führen, ihn aus der ökonomischen, antikapitalistischen Schau prinzipiell zu gestalten im Hinblick auf eine Umgestaltung der herrschenden gesellschaftlichen

Ordnung. Arbeiterpartei und Gewerkschaften sind zwei Seiten ein und derselben Sache, sind zwei Organisationen, die häufig getrennt marschieren, um vereint schlagen zu können.« (171) Ob dies ausschließt, daß die Gewerkschaft der Arbeiterpartei sich unterordnet, bliebe zu diskutieren, daß dies bedeutet, zwischen Gewerkschaft und Arbeiterpartei nicht so entschieden zu trennen wie zwischen ihr und anderen Parteien, ist nicht zu bezweifeln. Welche diese Arbeiterpartei sein soll, da die kommunistische Partei illegal und marginalisiert, die sozialdemokratische Partei legal und weitgehend domestiziert und kleinere sozialistische Parteienansätze völlig isoliert sind, bleibt gleichfalls zu diskutieren. Auch der Zustand der Gewerkschaften steht einer Erledigung dieser Aufgaben entgegen. Viktor Agartz nennt u.a. den Einfluß der betrieblichen Sozialpolitik (173f) und der katholischen Soziallehre (172f) als Ursachen, hofft aber u.a. durch eine Organisationsreform, die nur noch im Betrieb arbeitende Delegierte auf die Gewerkschaftstage bringen soll, und eine Programmrevision, die das Programm von München im sozialistischen Sinn verschärfen soll sowie durch eine Konzentration der verbliebenen gewerkschaftlichen Kraft auf lohnpolitische Nahziele diesen Zustand ändern zu können (187f). Dennoch bleibt Viktor Agartz konzeptionell dort am schwächsten, wo die gewerkschaftliche — und meines Erachtens auch die genossenschaftliche und politische — Organisation der Arbeiterbewegung und deren mögliche Taktik in den Blick kommt. Möglicherweise wirkt sich hier die etatistische Orientierung der sozialdemokratischen deutschen Strömung in der Arbeiterbewegung noch aus. Für solche und andere Debatten bieten die von Volker Gransow und Michael Krätke erfreulicherweise ohne Kürzung wieder leicht zugänglich gemachten und auch die in ihrer — fälschlich (vgl. Weizen 1982, 277-284) als bislang vollständigste bezeichneten — Bibliographie erschlossenen Schriften von Viktor Agartz Material. Hoffentlich wird es auch in der sozialdemokratischen Strömung gelesen, die sich gern auf ihre marxistische Tradition beruft.

Hans Willi Weizen (Berlin/West)

**Detlev Albers, Josef Cap, Pietro Ingrao, Didier Motchane (Hrsg.), Perspektiven der Eurolinken, Campus Verlag, Frankfurt/New York, Februar 1981, 154 S., DM 20,—**

Der Band versammelt Referate, die auf der 2. Internationalen Otto-Bauer-Tagung Ende November 1979 in Wien gehalten wurden. Dazu kommt, erstmals in deutscher Sprache zugänglich, ein umfangreicher Auszug aus dem neuen Parteiprogramm der Sozialistischen Partei Frankreichs, dem im Januar 1980 angenommenen »Projet Socialiste« und ein Beitrag von Jean-Pierre Chevènement, einer der führenden Köpfe der linkssozialistischen CERES-Gruppe in der SF, Leiter der mit der Abfassung des »Projet Socialiste« betrauten Arbeitsgruppe und mittlerweile Forschungsminister in der sozialistisch-kommunistischen Koalitionsregierung der Französischen Republik, über das »Projet Socialiste« und die Renaissance der Linksunion in Frankreich. Das gemeinsame Anliegen der Teilnehmer der zweiten Otto-Bauer-Tagung war es, zur Selbstverständigung und Standortbestimmung der linkssozialistischen Strömung in der heutigen westeuropäischen Arbeiterbewegung beizutragen. So sind auch die einzelnen Beiträge des Bandes zu lesen.

Das Geleitwort des österreichischen Innenministers und Mitglieds des Parteivorstands der SPÖ *Erwin Lanc* beschäftigt sich mit »Otto Bauer und (der) Nationalitätenfrage«. In für bundesdeutsche Leser, die mit dem offiziösen Stil des Führungspersonals der SPD vertraut sind, erstaunlich moderater und sachkundiger Form macht Lanc die Vorbehalte deutlich, die in der Regierungspartei SPÖ gegen eine Wiederentdeckung und Anknüpfung an ihre eigene austromarxistische Tradition bestehen. Der Akzent wird auf die Vorkriegsschriften Otto Bauers gelegt, die ausländischen Enthusiasten des Austromarxismus werden ermahnt, die Person des Autors und die Zeitumstände seiner politischen Schriften ebensowenig zu vergessen wie deren Schwächen und zeit- und lokalbedingten Begrenzungen, vor Euphorie bei der Aneignung seines Erbes wird gewarnt.

Im Ausgang von Problemstellungen Otto Bauers versucht *Pietro Ingrao*, Mitglied von Zentralkomitee und Parteileitung der KPI, »Probleme der Zusammenarbeit in der westeuropäischen Linken« zu skizzieren. Er macht deutlich, daß er die Einheit einer europäischen Linken nur von einem langen Lern- und Veränderungsprozeß erwartet, den die traditionellen Organisationen miteinander durchmachen müssen und in dessen Verlauf sie sich als soziale Bewegungen erneuern, ihre tradier-

ten Sozialismusvorstellungen verändern und eine Vielzahl neuer (dritter, vierter, fünfter usw.) Wege zum Sozialismus ausfindig machen und erproben werden. *Josef Cap*, Mitglied des PV der SPÖ und Vorsitzender der Sozialistischen Jugend Österreichs, beschreibt in seinem Beitrag »Perspektiven des Linkssozialismus in Westeuropa«. Solche Perspektiven sieht er erstens in der Krise der Sozialdemokratie, die er als Chance für einen Bruch mit der bürgerlichen Hegemonie innerhalb der bestehenden Konsensorganisationen der Sozialdemokratie interpretiert, im Eurokommunismus, den er als Anfang einer Rückbesinnung kommunistischer Parteien auf »marxistische Ausgangspositionen« ansehen will und in Veränderungen, die einige europäische Gewerkschaftsverbände in ihren Krisenüberwindungsstrategien vorgenommen haben. Der Beitrag von *Jean-Pierre Chevènement* über die »Zukunft der Linksunion«, der zuerst im April 1980 veröffentlicht wurde und der Beitrag von *Didier Motchane*, Mitglied des Parteivorstands der PSF, Sprecher der CERES-Gruppe und sozialistischer Abgeordneter im Europaparlament, über »Prinzipien der Selbstverwaltung« bilden zusammen mit den übersetzten Auszügen aus dem »*Projet Socialiste*« (aus der Einleitung, die sich mit dem Wiederaufbau der Linksunion befaßt, aus dem analytischen Teil über die »zweite große Krise des Kapitalismus im 20. Jahrhundert«, aus dem wirtschaftspolitischen Aktionsprogramm und der abschließenden Zusammenfassung) eine kurze, dokumentarische Einführung in die Positionen des heutigen französischen Linkssozialismus, der vorläufig als einziger auch über einen Masseneinfluß in einer großen sozialistischen Partei verfügt.

*Giuseppe Tamburano*, Mitglied des Zentralkomitees der Sozialistischen Partei Italiens, beschreibt einmal mehr vor dem Hintergrund der ausführlichen staatstheoretischen Diskussionen zwischen linken Intellektuellen Italiens in den letzten Jahren das »schwierige(n) Verhältnis zwischen Linker und Staat«, das aus dem Unbehagen angesichts der Folgen der fortschreitenden »Durchstaatlichung« der Gesellschaften in Ost und West gespeist wird. Anschließend beschreibt *Folke Sundman*, Vizepräsident der Sozialdemokratischen Jugend Finnlands, einige Erfahrungen aus der mühsamen »Zusammenarbeit der finnischen Linken« in den letzten 15 Jahren, die sich auf der Basis einer langfristigen Zusammenarbeit zwischen den Organisationen der finnischen Arbeiterbewegung und der nationalen Bourgeoisie, also einer finnischen Variante des »Historischen Kompromisses«, abspielt. In einem abschließenden Beitrag trägt *Detlev Albers*, Professor in Bremen und den Lesern dieser Zeitschrift als Autor und Herausgeber gut bekannt, einige »Gedanken über den 'dritten Weg zum Sozialismus' in Westeuropa« vor. Er stellt die in einer Strategie des »dritten Wegs« konvergierenden Strömungen der europäischen Arbeiterbewegung in der Zwischen- und Nachkriegszeit kurz vor, stets bemüht, sie vor interessierten Mißverständnissen von orthodox reformistischer wie kommunistischer Seite in Schutz zu nehmen. Dann diskutiert er drei zentrale Probleme jener linkssozialistischen Strategie im heutigen Westeuropa, die sozialistische Transformation des kapitalistischen Staates, die Durchsetzung einer »neuen ökonomischen Logik« und schließlich das Problem einer neuen internationalen Politik der sozialistischen Arbeiterbewegung Europas.

Die mit der ersten Otto-Bauer-Tagung von 1978 begonnene Initiative hat sichtbar begonnen, Früchte zu tragen. Zwei weitere internationale und einige nationale Tagungen haben seit November 1979 stattgefunden. Sie dienen noch in erster Linie dem gegenseitigen Kennenlernen von Traditionen und Positionen. Aus der Einsicht in die Gemeinsamkeit der Probleme und dem gemeinschaftlichen Mangel an erprobten Problemlösungen könnten auch gemeinsame Anstrengungen, etwa in der Form stärker auf einzelne Probleme konzentrierter Arbeitstagungen, entstehen. Ferner bleibt zu wünschen übrig, daß auch Vertreter der kleinen linkssozialistischen Parteien aus einigen europäischen Ländern (wie der SVP in Dänemark, der PSP in Holland), die dort vielfach eine wichtigere Rolle für die Linke spielen als die nationalen kommunistischen Parteien, zu den zukünftigen Tagungen herangezogen werden. Wie sagt uns doch so richtig eine multinationale Organisation des Klassengegners: »Es gibt viel zu tun ...«

Michael Krätke (Amsterdam)

## Über die Autoren

**Albers, Detlev**, geb. 1943; Hochschullehrer an der Universität Bremen im Fachbereich Arbeitslehre/Politik, Mitglied der SPD und GEW. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Fragen des »Dritten Weges« und zu Italien.

**Beling, Günther**, geb. 1957; Studium der Polit. Wiss. an der Universität Hamburg, Mitglied des Landesvorstandes der Hamburger Jungsozialisten, Mitglied der ÖTV, der Falken und der Arbeiterwohlfahrt.

**Bieling, Thomas**, geb. 1953; Diplom-Volkswirt, Doktorand am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Freien Universität Berlin. Dissertation über strukturelle Probleme und Entwicklung der italienischen Wirtschaft 1945-1980.

**Butterwegge, Christoph**, Dipl. Sozialwissenschaftler, Lehrbeauftragter an der Hochschule für Sozialpädagogik und Sozialökonomie Bremen. Wichtigste Veröffentlichungen: *Alternativen der Wirtschaftslenkung*(1976), *Probleme der marxistischen Staatsdiskussion*(1977), *Marxismus — SPD — Staat*(1981); Ausschuß aus der SPD 1974/75, Mitglied der GEW.

**Goldberg, Jörg**, geb. 1943; Volkswirt, Mitarbeiter des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) Frankfurt, Veröffentlichungen im Bereich Marxistische Krisentheorie, Wirtschafts- und Konjunkturentwicklung.

**Heidenreich, Frank**, geb. 1956; Studium der Geschichte und Politik an der Freien Universität Berlin. Mitglied im Landesvorstand der Berliner Jungsozialisten, der GEW und der *spw*-Redaktion.

**Jansen, Peter**, geb. 1948; Dipl.-Pol., von 1977-1981 Studienaufenthalt in Frankreich, seit 1981 wiss. Mitarbeiter am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin.

**Krätke, Michael**, geb. 1949, Dr. rer.pol., Universität Amsterdam, Veröffentlichungen: *Kapitalismus bei Marx*(m. Bader, I. Berger 1975), *Viktor Agartz — Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik*(mit V. Gransow, 1978), Mitglied der SPD.

**Krusewitz, Knut**, geb. 1941; Dr. habil., wiss. Ass. am Institut für Landschaftsplanung der TU Berlin, Mitglied der SPD, ÖTV, BdWi, Öko-Institut Freiburg.

**Lienker, Heinrich**, geb. 1952; Dipl.-Päd., 1976-1978 Bezirksvorsitzender der Jungsozialisten Ostwestfalen-Lippe, 1977-1978 Ortsvereinsvorsitzender SPD Harsewinkel, Mitverfasser der *Hersforder Thesen — Zur Arbeit von Marxisten in der SPD*, Berlin 1980 und Mitherausgeber der *Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft (spw)* Berlin, Mitglied der GEW und SJD — Die Falken —.

**Lutz, Egon**, geb. 1934; Mitglied der Deutschen Journalistenunion in der IG Druck und Papier, SPD-Bundestagsabgeordneter Nürnberg-Süd.

**Ruck, Andreas**, geb. 1957; Staatsexamen Chemie und Biologie. Mitglied in ÖTV und SPD. Seit 1980 stellv. Vorsitzender der Jungsozialisten Ostwestfalen-Lippe, zuständig für Energie und Umwelt.

**Schlüter, Thomas**, geb. 1952; wiss. Mitarbeiter am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin.

**Schöler, Uli**, geb. 1953; Jurist, Assistent im Bundeshaus, Mitglied der SPD und ÖTV.

**Scholz, Olaf**, geb. 1958; Jurist, stellv. Bundesvorsitzender der Jungsozialisten, Mitglied der ÖTV.

**Schulze, Hannes**, geb. 1954; Jurist, z.Zt. Doktorand, Mitglied der Landesvorstände der SPD und der Jungsozialisten Hamburg.

**Spieß, Karin**, geb. 1952; bisher HBV-Gewerkschaftssekretärin in Berlin, Mitglied der SPD.

**Walter, Franz**, geb. 1956; Studium der Geschichte und Sozialwissenschaften, Doktorand. Veröffentlichung: *Bernstein-Renaissance in der Sozialdemokratie* (1979) sowie Zeitschriftenaufsätze zur Geschichte der Sozialdemokratie und zur Alternativbewegung. Mitglied in SPD und GEW.

*Wasen, Jürgen*, geb. 1954; Diplom-Soziologe, Mitglied des Juso-Bundesvorstandes.

*Weinzen, Hans Willi*, geb. 1953; Dipl.-Politologe, Mitglied in SPD und GEW.

*Westphal, Andreas B.*, geb. 1958; Studium der Volkswirtschaftslehre, Mitglied der SPD, ÖTV und *spw*-Redaktion.

*Wolf, Klaus-Peter*, geb. 1951; Journalist, Mitglied in den Landesvorständen der SPD und der Jungsozialisten in Berlin, von 1978 bis 1982 stellvertr. Juso-Bundesvorsitzender, Mitglied in der SPD seit 1974, Landesjugendausschuß des DGB-Berlin, RFFU/DGB, SJD — Die Falken.

*Zimmer, Jochen*, geb. 1947; Hochschullehrer der Gesamthochschule Duisburg, Mitglied der SPD und Sekretär der Naturfreunde-Internationale.

*Zimmermann, Burkhard*, geb. 1950; Referendar, Mitglied des Kreisvorstandes der SPD Berlin-Zehlendorf, und der IG Bau-Steine-Erden.

**SCHLAGLICHTER**  
zu Problemen der arbeitenden und lernenden Jugend

Jahresabo... 4 Ausgaben DM 10,-

MODELL DEUTSCHLAND AM ENDE?

Bestellungen Hohenstaufenhalle 1-5, 4850 Gelsenkirchen.

an: SJD — Die Falken, Landesverband NRW.

Zeitschrift der Sozialistischen Jugend Deutschlands - Die Falken

4 '81

Agnes Heller  
Ferenc Fehér

## UNGARN '56



Geschichte einer  
antistalinistischen  
Revolution

VSA

206 Seiten  
DM 29, 80

Joachim Bischoff u.a.

## Jenseits der Klassen?

Gesellschaft und Staat  
im Spätkapitalismus

VSA

238 Seiten  
DM 18,-

Sozialistische Suchengruppen (SSG)

## Stagnation und Krise

Langfristige Tendenzen  
der kapitalistischen Ökonomie

VSA

116 Seiten  
DM 18,-

Postfach 50 15 71

**VSA**

2000 Hamburg 50

links - unabhängig - freilich parteilich

DM 3,50  
32 Seiten

Soziale-, Friedens-, Öko-  
und Frauenbewegung

Internationale  
Politik

Gewerkschaften  
und Betriebe

Kultur  
und Scene

Name

Adresse

**Die Neue**  
**Zeitung** **1 x probelesen**  
**wöchentlich**



**Die Neue**  
Lützowstr. 102-104  
1000 Berlin 30

**Aufruf des  
Bundesvorstandes der Jungsozialisten**

Die Revolution in,  
**Nicaragua**  
braucht unsere Hilfe!

**Die Jungsozialisten unterstützen daher den Aufbau einer  
Pflastersteinfabrik in Masaya**

Sammelt in den Gliederungen der Jungsozialisten und SPD  
und spendet auf unser

Solidaritätskonto Bank für Gemeinwirtschaft 666 Bonn, Juso  
Bundesvorstand, Stichwort: Nicaragua

Der Aufbau der neuen Fabrik soll zur Verbesserung des Stra-  
ßennetzes sowie zur Stadtentwicklung beitragen. Außerdem  
werden wichtige Arbeitsplätze im Bausektor geschaffen

Zur Zeit gibt es nur eine Fabrik in Masaya, die über eine man-  
gelhafte Maschinerie verfügt. Die tägliche Produktion liegt  
bei 522 Einheiten, die Kosten pro Einheit liegen bei 1,85 Cór-  
dobas (ein US Dollar entspricht 10 Córdobas). Allein die mo-  
natliche Nachfrage von seiten der organisierten Verbände  
der Stadt liegt bei 75 000 Pflastersteinen. Dies zeigt, daß  
verglichen mit der Produktion ein Defizit von 65 472 Steinen  
im Monat besteht; um den Bedarf zu decken werden die Auf-  
träge an Fabriken in anderen Regionen vergeben. Dies er-  
höht die Produktionskosten pro Einheit — hierzu kommen  
noch die Transportkosten. Durch die neue Fabrik können die  
Kosten pro Pflasterstein um rund einen Córdoba gesenkt  
werden.

**Kosten des Projekts:** Die Kosten des Projekts einschließlich  
der benötigten Maschinen belaufen sich auf etwa 40 000 US  
Dollar.

Weitere Informationen: Roland Röscheisen, Drosselweg 2, 7401 Dusslingen

Rudolf Hartung, Vera Konieczka, Olaf Scholz, Gabriele Schwietering, Ulf Skirke,  
Jürgen Wasows, Jochen Worsch

# Künstler für den Frieden

Großveranstaltung zur Unterstützung  
des „Krefelder Appells“

Am 11. September 1982,  
ab 14.00 Uhr  
in Bochum  
im Ruhrstadion und  
den anliegenden Plätzen.



## ALS INITIATOREN RUFEN AUF:

„bots“ (Hans Sanders), Franz Josef Degenhardt, Katja Ebstein, Hansgünther Heyme, Hanns Dieter Hüsch, Heinar Kipphardt, Dieter Lattmann, Udo Lindenberg, Volker Ludwig, Albert Mangelsdorff, Eva Mattes, Marius Müller-Westernhagen, Hans Plätschek, Claus Peymann, Erika Pluhar, Irmgard Schlieper, Dietmar Schönherr, Dieter Süverkrüp, Margarethe von Trotta, Hannes Wader, Peter Zadek.

## IHRE MITWIRKUNG HABEN U. A. ZUGESAGT:

Herman van Veen ++ Harry Belafonte ++ Mikis Theodorakis ++ „bots“ ++ Franz Josef Degenhardt ++ Katja Ebstein ++ Hanns Dieter Hüsch ++ Udo Lindenberg ++ Volker Ludwig ++ Eva Mattes ++ Erika Pluhar ++ Dietmar Schönherr ++ Dieter Süverkrüp ++ Hannes Wader ++ Klaus Hoffmann ++ Konstantin Wecker ++ André Heller ++ Ludwig Hirsch ++ Gebr. Blattschuß ++ Ulla Meinecke ++ Jürgen von der Lippe ++ Karl Dall ++ Angi Domdey ++ SPLIFF ++ Fasia ++ Volker Kriegel ++ Joseph Beuys ++ Achim Reichel ++ Ekkes Frank ++ Dietrich Kittner ++ Helmut Ruge ++ Erich Virch ++ Das Dritte Ohr ++ Angela Winkler ++ Gert Wollschon ++ Fredrik Vahle ++ Klaus Lage ++ Günter Lamprecht ++ Floh de Cologne ++ Peter Franke ++ Uschi Flacke ++ Gebr. Engel ++ Curt Bois ++ Sylvia Anders ++ Esther Bejarano ++ Anne, Diane, David und Heinz Bennent ++ Lerry ++ Zupfgeigenhansel ++ Bill Ramsey ++ Tahsin Incirci ++ Barbara Rütting ++ Holly Near ++ Solisten der Deutschen Oper Berlin ++ Karl Dietrich Gräve (Chefdramaturg der Deutschen Oper Berlin) ++ Wolf Appel

Eine Veranstaltung der Krefelder Initiative

„ Der Atomtod bedroht uns alle  
Keine Atomraketen in Europa „

Bitte bestellen Sie den Button (Vorkasse DM 5,00) für die gesamte Veranstaltung und die Eintrittskarte einschließlich Button für die Abendveranstaltung (Vorkasse DM 15,00) bei: Krefelder Initiative c/o Josef Weber, Amsterdamer Str. 64, 5000 Köln 60, Telefon 0221/724094 Postscheckkonto Josef Weber, Konto-Nr. 125 666-503, Postscheckamt Köln.

Verantwortlich für Druck und Inhalt: Irmgard Schlieper, Bochum.